umme des Himmels

Fr. Spielhagen.

To my Dear Wife
Omaha 1895
E. J. J.

Stumme des Himmels.





Roman in vier Büchern

von

Friedrich Spielhagen.

Zweiter Band.

Dritte Auflage.

Leipzig.

Verlag von L. Staackmann.

1895.

Leipzig. Druck von Grimme & Trömel.

Drittes Buch.



Erstes Kapitel.

Ulrich hatte Norderney verlassen in einem Seelenzustand, der an Wahnsinn grenzte. Vergebens, daß er sich wieder und wieder sagte, er selbst sei vierundzwanzig Stunden vorher entschlossen gewesen, sich aus dem Bann der Zauberin zu lösen und zu Frau und Kindern und seinen Geschäften zurückzukehren. Aber da hatte er nicht gewußt, daß seine Liebe erwidert wurde. Nun wußte er's. Er hatte sie in seinen Armen gehalten, ihr Busen hatte an seiner Brust gebebt, ihre Lippen hatten auf seinen Lippen gebrannt. Was hieß denn das, wenn nicht: jetzt sind wir eines, unlösbar verbunden? Und doch! Hätte sie den Entschluß, sich von ihm zu trennen, in einem Augenblick überspannter Erregung gefaßt und ausgeführt — das würde er zur Not begriffen haben. Aber so war es nicht gewesen; ihr Brief bewies es. Nicht losgerissen hatte sie sich von ihm! nein, losgelöst! mit geschickten, zierlichen Händen eine Schlinge nach der andern ge-

1*

lockert, um dann mit anmutig resigniertem Lächeln und einem frommen Blick nach oben zu entschlüpfen! Wohin?

Auch nicht die leiseste Ahnung sagte es ihm. Mit fieberhafter Spannung suchte er in seiner Erinnerung nach dem, was sie bei dieser, bei jener Gelegenheit über ihre persönlichen Verhältnisse geäußert. Es war sehr wenig: sie stand so ziemlich allein in der Welt, hatte keine Eltern mehr, Brüder und Schwestern nie gehabt. Ein paar Verwandte lebten ihr noch, aber wo? Ihm war, als habe sie Berlin genannt; es konnte ebensogut jede andere Stadt gewesen sein. Den Namen der Verwandten hatte er nie gehört oder doch vergessen. Mein Gott, er hatte ja nur in ihr gelebt, die zu ihm aus himmlischen Gefilden herabgeschwebt war! Wenn sie eine irdische Gefolgschaft hatte, was ging sie ihn an? Jetzt fluchte er seiner Gedankenlosigkeit, die ihm unfaßbar, völlig kindisch erschien und ihn zu der kläglichen Rolle eines Knaben im Märchen verdammte, der sich im Walde verirrt hat.

Und in ihrem Briefe keine Andeutung, die ihn hätte auf ihre Spur bringen können! Das war es! Es sollte keine Spur zu ihr führen; sie wollte nicht gefolgt, wollte von ihm befreit sein ein für allemal! Das war ihr Dank für seine abgöttische Liebe!

Nun brannte sein Herz in wildem Zorn. Er hätte den Brief, den er in der Brusttasche trug, zer-

reißen und die Fetzen in die Wellen schleudern mögen, die am Bug des Dampfers vorüberzischten; erwürgen, erdolchen hätte er sie mögen, die schöne Zauberin, die lachend mit der Seele, die sie ihm gestohlen, davongeflohen war!

Oder heischte sie noch einen Dank dafür, daß jetzt nicht zu geschehen brauchte, was hätte geschehen müssen, wäre sie geblieben? Aber mußte es nicht trotzdem geschehen? Wie konnte er jetzt noch zurückkehren zu der Ahnungslosen? sie in seine Arme schließen mit der Liebe zu der andern im Herzen? Oder ihr sagen, wie es um ihn stand, und sie aus dem Himmel ihres Vertrauens in die Hölle der Verzweiflung stürzen? Das eine war so unmöglich wie das andre; und ein drittes, einen Ausweg aus dem schaudervollen Dilemma, gab es nicht.

Es hätte denn der sein müssen: da hinab in die graublaue Tiefe. Er konnte sich ja zu weit über den Bord gelehnt und das Gleichgewicht verloren haben. Der Dampfer ging jetzt, aus dem Wattenmeer heraus, mit voller Geschwindigkeit. Ehe man stoppte und zu der Stelle zurückkehrte, wo er versunken war, mußten im besten Falle zehn, fünfzehn Minuten vergehen; und daß er lebend nicht wieder an die Oberfläche kam, war seine Sache.

Seine scheuen Blicke schweiften über das Verdeck: es wimmelte bei dem prachtvollen Wetter von Passagieren. Ein Herr, der eine bereits in Norderney an-

geknüpfte flüchtige Bekanntschaft an Bord erneuert hatte und ihm kaum von der Seite gewichen war, trat abermals an ihn heran: er habe eben in der Bremer Zeitung von einem furchtbaren Hagelschlage gehört, der besonders den östlichen Teil von Pommern vor einigen Tagen heimgesucht haben solle. Ob der Herr Baron etwas Genaueres darüber wisse? Es interessiere ihn sehr wegen eines Bruders, der Kornhändler sei und in jener Gegend seine Haupteinkäufe zu machen pflege.

Ulrich erwiderte, daß in den letzten Briefen, die er von zu Hause gehabt, nichts von der Sache gestanden habe; die Briefe seien allerdings wohl von älterem Datum. Der Herr, der froh war, einen neuen Gesprächsstoff gefunden zu haben, fuhr fort, über Kornhandel, Kornzölle, russische und amerikanische Konkurrenz und einschlägige Themata zu sprechen, die ihm, als Besitzer eines großen Mühlenwerks bei Frankfurt an der Oder, sehr geläufig waren, und über welche er die Ansichten des pommerschen Großgrundbesitzers gern gehört hätte. Ulrich konnte ohne grobe Unhöflichkeit nicht ausweichen; ja, als Herr Lohbrecht schließlich den Vorschlag machte, angesichts von Bremerhaven, das immer deutlicher aus dem Wasser auftauchte, eine gemeinschaftliche Flasche Sekt auf die glückliche Beendigung des Badeaufenthalts und gutes Gedeihen der Kur zu trinken, ging er auch darauf ein. Es war immer noch besser, als in das Wasser

zu starren mit dem Wunsch, da unten zu liegen, wenn man nicht den Mut hatte, dem Wunsche die That folgen zu lassen.

Bereits in Bremerhaven war es Ulrich geglückt, sich von dem redseligen Mühlenbesitzer loszumachen. Während der Weiterfahrt hatte er über einen Brief gesonnen, in welchem er Hertha die volle Wahrheit eingestehen wollte, aus der dann der Schluß, daß ein weiteres Zusammenleben zwischen ihnen zur Unmöglichkeit geworden sei, von selbst sich ergab. Noch heute abend sollte der Brief geschrieben werden. Es wurde sehr spät, bis man nach Bremen kam. Als er in seinem einsamen Hotelzimmer die Thür hinter sich abgeschlossen, packte ihn der Jammer seines Verlassenseins so fürchterlich, daß er sich auf den Teppich des Fußbodens warf und weinte und schluchzte wie ein Kind. Dann raffte er sich wieder auf, voll Scham über seine unmännliche Schwäche, und setzte sich an den Tisch, den Brief zu schreiben. Er hatte den Text so sicher zu haben geglaubt; nun konnte er nicht drei Worte davon zusammenbringen. In seinem Kopf war es wüst und leer. Er trank ein paar Gläser Wein. Es wurde nicht besser. Dazu die Bleischwere in den Gliedern. Kein Wunder: die vergangene Nacht hatte er kaum eine Stunde geschlafen, und dann die lange Reise heute! Also morgen!

Dem Uebermüden brachte die Nacht keine Erquickung. Aus kurzem Schlummer schreckten ihn wirre,

wahnwitzige Träume. Er strebte sie einzuholen, die vor ihm floh, und rang mit den Hindernissen, welche sich ihm auf Schritt und Tritt entgegentürmten. Bald waren es nächtliche labyrinthische Gassen, in denen er ratlos umherirrte; bald ein finsterer Urwald, dessen Schlingpflanzen sich um seine Glieder schnürten; bald ein altes vermodertes Schloß mit endlosen engen Korridoren und verfallenen Wendeltreppen. Endlich fand er sie doch in einem lauschigen dunklen Garten, in den von irgendwoher ein matter Lichtschein fiel, und dessen weiche Luft von Resedaduft ganz erfüllt war. Aber in dem Momente, als er ihren schlanken, elastischen Leib in seine Arme pressen wollte, wies sie mit einer Gebärde des Schreckens auf eine weibliche Gestalt, die in dem Lichtschein stand, bleich wie der Tod mit starren glasigen Augen, während aus den zuckenden Lippen ein Schrei brach wie einer Gemarterten, gell und gräßlich — und Ulrich saß im Bette aufrecht, in Angstschweiß gebadet, mit wildklopfendem Herzen, sich bewußt werdend, daß er selbst es gewesen, der den Schrei ausgestoßen.

Der Morgen fand ihn seelich und körperlich einen Schatten seines sonstigen Ichs. Sein gestriger Vorsatz, Hertha schriftlich von dem Geschehenen zu unterrichten, erschien ihm heute als eine barbarische Feigheit, wie der Dolchstoß eines Meuchelmörders aus dem Dunkel heraus. Mußte es gesagt sein, so hatte sie das Recht, es aus seinem Munde zu hören.

Aber auch zu der Weiterreise, die ihn schließlich zu ihr gebracht hätte, fand er nicht den Mut. In diesem Zustande durfte er nicht vor sie treten. Erst mußte er wieder Herr seiner selbst sein, seine Haltung, seine Mienen, seine Worte in der Gewalt haben. Es würde auch dann noch an Furchtbarkeit nichts zu wünschen lassen.

Also irgend eine Ausrede, weshalb er, trotzdem er den Aufenthalt in Norderney abgebrochen, nicht zurückkehrte; er wolle nur gestehen, daß ihm das Bad — wenigstens vorläufig — nicht gut gethan habe, und er seine Hoffnung auf eine Nachkur setze, die er aber nicht zu Hause anstellen möchte, wo ihn die Arbeit sofort in Beschlag nehmen würde. Ueberdies sei die Gelegenheit, Bremen, wo er sich augenblicklich befinde, Hamburg, Lübeck, Kiel, vielleicht auch Kopenhagen kennen zu lernen, gar zu verlockend. So wolle er denn noch acht, vielleicht vierzehn Tage weiter in der Fremde leben, vorausgesetzt, daß die Nachrichten von Hause fortführen, gut zu lauten. Er werde regelmäßig schreiben, erbitte aber die Antworten nach den Etappen seiner Reise, die er angeben werde, poste restante, da er die betreffenden Hotels nicht kenne, noch wisse, wie lange er sich an den verschiedenen Orten aufhalten werde.

Es fiel ihm wie eine schwere Last von der Seele, als er diesen Brief in den am Hotel befindlichen Kasten gethan hatte. Eine Galgenfrist freilich nur,

immerhin eine Frist. In der Geflissentlichkeit, mit der er Hertha über den Fortgang seiner Reise im ungewissen gehalten, sah er nichts Entwürdigendes, sondern einfache Notwehr. Wußte er doch, daß sie, sobald er einen bestimmten Aufenthaltsort angab, sich auf die Reise begeben würde, um die nun erregte Sorge zu beschwichtigen oder ihm, falls es not that, Hilfe zu leisten. Und der Gedanke, sie so plötzlich vor sich zu sehen mit ihrer liebevollen ängstlichen Miene, die sich schon in der nächsten Minute in das verzerrte Todesgesicht von heute nacht verwandeln mußte, erfüllte ihn mit Grauen.

Er nahm einen Wagen und hieß den Kutscher, ihn durch die Stadt zu den verschiedenen Sehenswürdigkeiten fahren. Der intelligente junge Mensch entledigte sich seiner Aufgabe mit ebensoviel Geschick wie Gründlichkeit. Ein anderer hätte nach einer Fahrt von vier oder fünf Stunden behaupten dürfen, Bremen gründlich kennen gelernt zu haben; was galt ihm dies alles ohne sie! Wochenlang hatte er nichts gesehen, außer durch ihre Augen; keinen Gedanken gehabt, den er nicht für sie gehabt hätte, nur, damit er ihn ihr mitteilen und ihre Erwiderung hören konnte. Und diese süßeste Lust, Seele um Seele auszutauschen, daß aus den beiden eine würde, die sich in dieser Verdoppelung von hundertfachem glühendem Leben erfüllt wußte — sie sollte nun entschwunden und dahin sein für immer? Es war nicht zu fassen, nicht auszudenken.

Wie der leere Platz im Wagen neben ihm ihrer zu harren schien, die nicht kam, so würde nun fortan die ganze Welt für ihn leer sein mit all ihrer Herrlichkeit, ja, um so leerer, je herrlicher sie war. Kein Vogel würde singen, keine Blume duften, keine Sonne scheinen, keine Musik erklingen, keine Dichtung, kein Werk der Kunst ihn entzücken, ohne den Schmerz der Sehnsucht nach ihr zu verschärfen, ohne ihn fühlen zu machen, daß alle Lust des Lebens, alles Glück der Erde ohne sie sich in Bitternis und Gram verwandelten.

Und dann überkam ihn wieder der Zorn, daß sie, wenn sie ihn schon geliebt, nicht den Mut ihrer Liebe gehabt und ihn mit sehenden Augen in dies Elend gestoßen hatte. So war denn ihre Liebe auch nicht die starke Liebe gewesen, die vor dem Verbrechen selbst nicht zurückschreckt. Und hatte sie sich klüglich salviert, er hatte es doch im Geist schon begangen, mußte es noch in Wirklichkeit begehen, oder so in der Schmach täglicher und stündlicher Lüge weiter vegetieren. Daß er ihr das nicht in das erbleichende Gesicht schleudern durfte! Warum war er ihr nicht auf der Stelle nachgeeilt? hatte Emden auf irgend einem Wege zu erreichen gesucht, um da auf ihre Spur zu kommen und die zu verfolgen, bis er sie gefunden? Nun war ihr Vorsprung zu groß geworden; nun konnte sie sich von Hannover nach Osten oder Westen gewandt haben, — wahrscheinlich nach Westen, um in Paris oder London vor ihm für immer sicher zu sein.

Es war Nachmittag geworden, als Ulrich in sein Hotel zurückkehrte. Der Abend desselben Tages fand ihn in Hamburg. Da er Kiel als seinen nächsten Aufenthaltsort genannt, hatte er in Hamburg eine Ueberraschung nicht zu fürchten. So blieb er hier acht Tage, stundenlang von seinem Fenster im Hotel de l'Europe das Kommen und Gehen der kleinen Dampfer auf der Alster mechanisch beobachtend oder am Hafen in das Gewühl der Schiffe starrend. Der erste wilde Schmerz hatte sich ausgetobt; die Stumpfheit und Dumpfheit, die dafür in seine Seele eingezogen war, erschien ihm als ein verhältnismäßiges Glück. Den Gedanken, diesem elenden Dasein ein Ende zu machen, wie oft und wie verlockend er sich ihm aufdrängen wollte, wies er zurück nicht aus religiösen Bedenken, sondern weil er sich sagte, daß er die That nur im schroffsten Widerspruch mit seiner ganzen Vergangenheit vollbringen könnte. Hatte er bis jetzt immer nur für die andern gelebt — er wollte nun nicht für sich selbst sterben. Wem denn sonst hätte sein Tod genützt? Ihr wahrlich nicht, die durch ihre Flucht bewiesen, daß sie sehr wohl ohne ihn leben könne. Und nicht der andern, die ohne ihn nicht leben konnte. Und es am Ende doch wohl lernte, wenn er sie bat: sei gut und verständig, wie du es ja immer bist! Sieh, ich will für dich und die Kinder sorgen und arbeiten noch viel mehr als bisher; nie sollt ihr ein unfreundliches Wort aus meinem Munde hören. Aber verlange nicht

von mir, was ich dir nur scheinbar gewähren könnte, nur, indem ich dich durch eine fortgesetzte Lüge täuschte, für die wir beide zu gut sind. Es wird nur noch der Schatten eines Lebens sein, und den wir doch heilig halten müssen um der Kinder willen.

Er klammerte sich an diesen Gedanken wie an einen letzten Rettungsanker, ohne doch seiner Hilfskraft recht zu vertrauen. Wohl war Hertha gut und verständig bis auf einen Punkt, auf den doch hier gerade alles ankam: sie war unlenkbar und kannte kein Kompromiß und keinen Mittelweg, sobald es sich um seine Liebe zu ihr handelte oder auch nur zu handeln schien. Wenigstens war es bis jetzt noch immer so gewesen. Er erinnerte sich an eine Episode, die vor acht Jahren gespielt hatte, im zweiten Jahre ihrer Ehe.

Ein Herr aus Ostpreußen hatte in der Nachbarschaft ein frei gewordenes Gut gekauft und alsbald bezogen: ein schon älterer Mann, Witwer mit einer einzigen Tochter, einem schönen, hochgewachsenen, etwas herrischen und phantastischen, aber reich begabten Mädchen, das gegen Menschen, die ihr sympathisch waren, von hinreißender Liebenswürdigkeit sein konnte. Zwischen den beiden Familien hatte sich bald ein freundschaftlicher, durch die nahe Nachbarschaft noch besonders begünstigter Verkehr herausgestellt. Hertha, deren Freundschaftsbedürfnis sonst nicht eben lebhaft war, fühlte sich augenscheinlich zu dem schönen Mädchen hingezogen, um so mehr, als ihr hier Gelegenheit geboten

wurde, der Fremden bei der Einrichtung einer neuen Wirtschaft mit Rat und That sich hilfreich zu erweisen. Und da er bei Lidas Vater in andrer Weise dieselbe Rolle gern übernommen, sah man einander immer häufiger, zuletzt fast täglich. Das ging so zwei Monate hindurch, ohne daß ein Wölkchen das herzliche Einvernehmen getrübt hätte. Dann plötzlich fing Herthas Freundeseifer sichtlich an nachzulassen. Er selbst hatte dessen kein Arg, auch nicht, als er von Lida darauf aufmerksam gemacht und um die mögliche Ursache befragt wurde. Wie konnte er die wissen? Sorge um Baby vielleicht, die mit den Zähnen umging, oder etwas der Art — sicher nichts von Bedeutung und über das sich Lida Skrupel zu machen brauchte. Aber als er eines Abends allein drüben gewesen war und ziemlich spät nach Hause kam, fand er Hertha bleich, mit verweinten Augen, in einer furchtbaren stummen Erregung, die sich endlich in Worten Luft machte. Sie habe es längst kommen sehen und es still getragen; aber ihre Kraft sei zu Ende. Es sei klar, daß er Lida liebe, die denn freilich jede Kunst der Koketterie habe spielen lassen, ihn in ihr Netz zu ziehen. Man brauche ja nur auf die Veränderung des Tones ihrer Stimmen zu hören, sobald sie miteinander sprächen, ganz zu schweigen von den Blicken, die hinüber und herüber gewechselt würden längst schon mit einer Rücksichtslosigkeit, welche bewies, wie weit es zwischen ihnen schon gekommen sei. — Hätte

er sich ganz unschuldig gefühlt, würde er ihre Heftigkeit durch seine Ruhe haben entwaffnen können; aber er mußte im stillen zugeben, daß ihre Anschuldigungen keineswegs aus der Luft gegriffen waren. Lidas Geist und Schönheit hatten einen Eindruck auf ihn gemacht, dessen Stärke ihm vielleicht erst in diesem Augenblicke klar wurde. Er hatte das selbstverständlich nicht eingeräumt, statt dessen für das Recht eines Mannes plädiert, dem Geist und der Schönheit zu huldigen, wo immer er sie fände; und eine Ehe, die sich anmaße, ihm dies Recht zu rauben, eine Sklaverei genannt, der er für sein Teil sich jetzt und niemals unterwerfen werde. So hatte ein Wort das andre gegeben, bis er zornig ausgerufen hatte: dann bleibt nur eines übrig: wir müssen uns trennen. Das grausame Wort hatte eine fürchterliche Wirkung gehabt. Hertha war mit gerungenen Händen durch das Zimmer geirrt, in schreienden Tönen rufend: Ulrich will mich verlassen! Ulrich will mich verlassen! bis sie plötzlich ohnmächtig zusammengebrochen war.

Ein trauriges Ereignis hatte dem ehelichen Drama, das sich zu einer Tragödie verfinstern zu wollen schien, ein rasches Ende bereitet. In derselben Nacht war der Vater Lidas erkrankt und nach wenigen Tagen eine Leiche. Einem so großen Unglück gegenüber hatte die persönliche Empfindlichkeit schweigen müssen, und der Appell an Herthas Hilfbereitschaft war nicht vergeblich gewesen. Sie hatte sich in der umsichtigen,

thatkräftigen Sorge, mit der sie sich der Verwaisten, Ratlosen annahm, selbst übertroffen. Dann war Lida bereits nach kurzer Zeit zu ihren ostpreußischen Verwandten zurückgekehrt, die Regelung der geschäftlichen Angelegenheiten Ulrich überlassend. Dies Verhältnis hatte einen Briefwechsel zwischen ihnen notwendig gemacht, der auch fortgesetzt wurde, als es Geschäftliches nichts mehr zu verhandeln gab, und erst bei Lidas zwei Jahre später erfolgter Vermählung mit einem hochgestellten Offizier aufhörte — jedenfalls zu Herthas Genugthuung, trotzdem sie sich stets die Miene gegeben hatte, von dieser Korrespondenz keinerlei Notiz zu nehmen.

So wenig wie später von dem Verhältnis, in welches er im Laufe der folgenden Jahre zu Clementine getreten war. Freilich kannte sie sicher die Innigkeit dieses Verhältnisses nicht, sah in ihm von seiner Seite nichts als die verwandtschaftliche Teilnahme an einem von der Natur vernächlässigten, von der Familie zurückgesetzten Kinde, die von jenem mit der gebührenden Dankbarkeit erwidert wurde. Welch tiefes Gemüt, welch geschäftiger Geist in der gebrechlichen Hülle des aus dem Kinde zur Jungfrau herangereiften Mädchens lebte, davon hatte sie keine Ahnung, wie denn auch niemand sonst in der Familie außer ihm selbst, der diese Entwickelung mit immer wachsendem Interesse beobachtet und gefördert. Für sie schien die jetzt Neunzehnjährige neun Jahre alt geblieben zu sein — eine

Täuschung, die allerdings zum guten Teil auf Clementinens grenzenlose Scheu und Zurückhaltung kam. Und er selbst hatte sich wohl gehütet, sie eines andern zu belehren. Weshalb ihr den heimlichen Schatz entdecken, aus dem er so oft in seiner geistigen Verarmung borgte? die versteckte Oase, an deren frischem Quell er gelegentlich die verschmachtende Seele laben durfte? Hätte es doch nur ihre mit halbgeschlossenen Augen schlummernde Eifersucht erweckt!

Im übrigen hatte es zu einer Katastrophe wie jener im Beginn ihrer Ehe an jeder Gelegenheit gefehlt. Und so hatte sich allmählich für sie beide ein Leben gestaltet, in welchem sie ein volles Genügen fand, und von dem sie sicher annahm, daß es auch ihn durchaus befriedigte, weil er sich längst entwöhnt hatte, einen Wunsch zu äußern, der über das engumgrenzte Treiben des Alltagsdaseins nach andren Regionen deutete.

In dies Leben, das allen, die einen Blick hineinwerfen konnten, ein Musterleben schien und ein so glückliches, wie es selten den Menschen zu teil wird, sollte er den Feuerbrand schleudern, der im Nu das von jedermann bewunderte Campanertal in ein Trümmerfeld verwandelte!

Da lagen, als er nun endlich in Kiel war, vier Briefe vor ihm — sämtlich in diesen letzten Tagen geschrieben — kurze Briefe und in Herthas gewöhnlichem, wenig sorgsamen Stil. Aber welche treue Sorge

sprach aus jedem ungeschminkten Wort! Er solle ja fortbleiben, wenn er glaube, damit seiner Gesundheit nützen zu können. Das sei die Hauptsache, gegen die jedes andre Bedenken zurücktreten müsse. Sie wisse, wie sehr er sich nach Haus sehne; und von ihrer Sehnsucht, ihn wieder zu haben, wolle sie schon gar nicht reden; aber sie und Pasedag hätten sich bis jetzt wacker durchgeschlagen und würden es auch für den Rest der Ernte thun, die nebenbei ihre höchsten Erwartungen übertreffe. Sie bitte nur um eines: daß er ihr über seinen Zustand die volle Wahrheit sage und, wenn er sich wirklich krank fühle oder auch nur glaube, ihre Anwesenheit könne zu seiner Behaglichkeit beitragen, sofort telegraphiere, worauf sie selbstverständlich alles stehen und liegen lassen werde, um zu ihm zu eilen.

Konnten leidenschaftliche Ergüsse überströmender Zärtlichkeit beredter sein als diese scheinbar so nüchternen Worte und abgegriffenen Phrasen? Ulrich fühlte es wohl, aber wie sollte es werden, wenn seine vielgerühmte Gutmütigkeit auch jetzt wieder die Oberhand gewann, und er die schlaffe Hand bot zur Fortführung eines Lebens, in welchem Ernte und sonstige Vorkommnisse des Tages und sein und der Kinder körperliches Wohlsein die Hauptrolle spielten und alles, was darüber hinausging, vom Uebel gewesen wäre, wenn man überhaupt davon gewußt hätte? Nein! lieber in der Wüste unter Räubern hausen, als in dieser ge-

sitteten Atmosphäre vor lauter steifstelliger Tugend zum geistigen Krüppel werden!

Und er schrieb zurück, daß es ihm einmal besser, das andre Mal schlechter gehe, ein Grund zu wirklicher Besorgnis aber keinesfalls vorliege. Hertha möge deshalb ruhig zu Hause bleiben, um so mehr, als er am Abend niemals wisse, ob ihn nicht der nächste Morgen auf der Heimreise finde.

Am Abend desselben Tages war er auf der Fahrt nach Kopenhagen.

In seinem seelischen Zustand war inzwischen doch, ihm unbewußt, eine Veränderung eingetreten. Zwar durfte er noch immer nicht an die Tage von Norderney denken, ohne daß Wehmut ihn zu überwältigen drohte; aber es kamen doch Augenblicke, in denen er an den Dingen und Menschen um ihn her ein lebhafteres Interesse nehmen konnte. Seine einstige Sehnsucht nach fremden Ländern, die er längst gestorben glaubte, erwachte wieder; das Thorwaldsenmuseum erschien ihm wie eine Vorhalle zu Italien und Griechenland. Ah! diese Thäler, diese Gebirge, diese Städte zu durchwandern an der Hand seiner alten Klassiker, die ihm ja wohl treu geblieben waren! Diese Meere zu durchschiffen, auf dessen Inseln, an deren Küsten sich Ilias und Odyssee abspielten, von denen er noch halbe Gesänge auswendig wußte! Und sein fast vollendeter Kommentar zur Poetik des Aristoteles, der seine Doktordissertation hatte werden sollen! Wie kam denn

jetzt das alles ihm in die Erinnerung zurück, als wäre in einem verschlossen gehaltenen Raum ein Laden aufgethan, und man sähe plötzlich in hellem Licht tausend schöne Dinge, welche so lange in Dunkelheit, Staub und Moder verschollen gewesen waren! Was sonst als die Liebe zu einem ihm ebenbürtigen Weibe hatte das Wunder zu Wege gebracht? Nein, er durfte nicht wieder zurücksinken in die geistige Versumpfung, aus der sie ihn mit starker Hand gerissen! Und sollte er sie nie wiedersehen — das war er dem Andenken jener seligen Tage schuldig. Vielleicht war sie nichts andres gewesen als sein Genius, der ihm erscheinen mußte, damit er sich selbst wiederfand.

So sollte es sein. Er wollte vorerst einmal auf Reisen gehen, selbstverständlich allein. Hertha mußte sich darein finden, gleichviel, wie sie es anfing. Möglich immerhin, daß seine Leidenschaft für Eleonore eine Illusion war. Es würde sich inzwischen herausstellen. Dann war aber auch sicher jede höhere Aspiration, wie er sie jetzt empfand, eine Täuschung, und er mochte sich weiter in die banausische Wirklichkeit schicken, wie er es bisher gethan. Oder — worauf er hätte schwören mögen — seine Liebe senkte nicht die Schwingen, trug ihn in immer reinere, lichtere Regionen — nun, dann mußten die da unten sehen, wie sie ohne ihn auskamen. Sie hatten während seiner Abwesenheit Gelegenheit gehabt, sich an ein Leben ohne ihn zu gewöhnen. Sie brauchten noch lange

nicht verloren zu sein, weil er sich wiedergewonnen hatte. Im Gegenteil! Erst dann konnte er ihnen eine feste Stütze bieten, während er jetzt nur ein morscher Stamm war, der über kurz zusammenbrechen würde.

Ohne ein paar peinliche Tage freilich des Wiedersehens und des Abschieds konnte es nicht geschehen. Das mußte in den Kauf genommen werden.

Möglich, daß in diesem Kalkul irgendwo ein Fehler steckte und sein Entschluß doch weiter nichts als ein Kompromiß zwischen der neuen Leidenschaft und der alten Gewohnheit des Daseins war. Es wollte ihm manchmal so bedünken. Aber er war froh, da es so nicht bleiben konnte, zu irgend einem Resultat gekommen zu sein. Mochte dann die Logik der Thatsachen in ihre Rechte treten und dem martervollen Grübeln ein Ende machen — so oder so.

Er schrieb an Hertha, er werde nach einem vermutlich nur kurzen Aufenthalte in Marienlyst auf dem Seewege über Stralsund oder Stettin heimkehren. Tag und Stunde der Ankunft müsse er von den Zufällen der Reise abhängen lassen, womit denn zugleich gesagt sei, daß er sich alle Empfangsfeierlichkeiten freundlichst verbeten haben wolle.



Zweites Kapitel.

Es war in einer ländlich frühen Nachmittags-stunde, eine Woche nach Ulrichs Heimkehr. Hertha saß an dem offenen Fenster des Wohnzimmers, emsig nähend, nur von Zeit zu Zeit über den Rasenplatz vor dem Hause einen flüchtigen Blick nach dem Hof werfend, wenn von dort ein lebhafteres Geräusch erschallte: der Schlag des Pumpenschwengels, den eine Küchenmagd in Bewegung setzte; das Knarren eines Wagens, der vom Felde her, mit Hafergarben beladen, in das Seitenthor bog; ein lauteres Knurren Tiros, dem eine vorüberschleichende Katze in unliebsame Nähe seiner Hütte gekommen war.

Jetzt schlug Tiro laut an: in dem Hauptthor, dem Wohnhause gegenüber, war ein offenes Wägelchen erschienen, das jetzt im lässigen Trabe der beiden dicken Braunen die Allee uralter Linden herangerollt kam, um den Rasenplatz bog, die Rampe hinauffuhr und vor

der Hausthür hielt. Hertha hatte dem kleinen wohlbeleibten Herrn, der in dem Wägelchen saß, zugenickt, als er grüßend unter ihrem Fenster vorüberfuhr, und ging ihm, der nun in das Zimmer trat, mit mattem Lächeln entgegen.

Ei, Herr Doktor, zu so ungewohnter Stunde?

Ja, gnädige Frau, das sagen Sie wohl! rief Doktor Balthasar, und bei der Hitze! zweiundzwanzig im Schatten — Réaumur! Aber gerade dann beliebt es den Herren und Fräulein Kindern, einen Diphtheritisanfall zu haben. Natürlich ein ganz gewöhnlicher Rachenkatarrh: der kleine Egbert drüben in Pustow. Nun, und einmal in Pustow, wollte ich mich auch nach unserm Patienten umsehen. Er ist doch zu Hause?

Leider nein. Vor einer halben Stunde ist er nach dem Vorwerk geritten. Kann ich Ihnen eine Erfrischung anbieten, Herr Doktor?

Nehme ich an, gnädige Frau: ein Glas Sodawasser mit einem Soupçon von Cognak. Es darf aber keine Umstände machen.

Nicht die mindesten.

Der Diener hatte das Gewünschte herbeigeschafft; Hertha und der Doktor saßen in der Tiefe des Zimmers, sie auf dem Sofa, der Doktor ihr gegenüber in einem Rohrschaukelstuhl. Er hatte einen herzhaften Schluck von dem Getränk genommen, während die kleinen, klugen blauen Augen prüfend zu ihr hinüber-

blickten. Jetzt setzte er das halbgeleerte Glas wieder hin und sagte:

Zuerst muß ich einmal mit Ihnen ins Gericht gehen, gnädige Frau. Ihr Aussehen gefällt mir gar nicht. Was heißt das?

Ich ängstige mich so furchtbar um meinen Mann, erwiderte Hertha mit dumpfer Stimme.

Aber, Frau Baronin, dazu haben Sie doch gar keine Ursache, sagte der Doktor, den Kopf schüttelnd.

Keine Ursache? rief Hertha erregt; das kann nicht Ihre wahre Meinung sein. Er ist so ganz verändert, — kaum wieder zu erkennen.

Ja, ja, er ist mager geworden, sagte der Doktor nachdenklich.

Wenn es das nur wäre! erwiderte Hertha in demselben erregten Tone; sein Appetit ist nie besonders groß gewesen, und er ist gewiß unterwegs schlecht gepflegt. Aber sagen Sie mir das eine: wenn es ihm, wie er jetzt selbst gesteht, auf der Reise durchweg nicht gut gegangen ist, weshalb ist er so lange fortgeblieben — nach Kopenhagen noch in Marienlyst volle vierzehn Tage — acht Wochen in allem, während wir hier vor Arbeit nicht wußten, wo uns der Kopf stand? Das hätte er früher nicht gethan. Und warum hat er mir denn seinen wahren Zustand immer verschwiegen? und mich nicht nachkommen lassen, trotzdem ch mich wieder und immer wieder dazu erboten hatte? Und was um alles in der Welt hat er draußen mit

der langen Zeit angefangen? Sie hatten ihm so dringend ans Herz gelegt: gehen Sie möglichst viel in Gesellschaft! Hat er das gethan? Auch nicht einen Menschen hat er kennen gelernt; genannt hat er mir wenigstens keinen. Ich bin überzeugt, er ist die ganze Zeit allein gewesen. Und nun, seitdem er wieder hier ist! Er geht allen Leuten aus dem Wege, als hätte er ein Verbrechen auf der Seele; kaum daß er mit Pasedag die allernötigsten Wirtschaftssachen bespricht, wenn er auch von Morgen bis Abend draußen ist, so daß wir ihn kaum zu sehen bekommen. Wir existieren offenbar gar nicht mehr für ihn — ich und die Kinder. Sobald ich ihm mit einer Kinderangelegenheit komme, wird er ungeduldig. Ich versichere Sie, die Kinder selbst haben es schon gemerkt. Wie haben sie früher an ihm gehangen! Jetzt kommen sie zu mir oder stecken sich hinter Mademoiselle Didier, die sie sonst gar nicht leiden konnten, so daß ich sie schon wegschicken wollte. Das geht doch alles nicht mit rechten Dingen zu. Und dabei soll ich mich nicht ängstigen!

Schläft er denn wenigstens? fragte der Doktor.

In Herthas verweinten Augen zuckte es.

Ich weiß es nicht, erwiderte sie dumpf. Ich habe ihm — gleich am ersten Tage — in dem Kabinett neben seinem Arbeitszimmer ein Bett aufstellen müssen. Er sagt, seine Nächte seien zu unruhig; er wolle mich nicht stören.

Sie lächelte bei den letzten Worten; es war ein

bitteres Lächeln, das dem guten Doktor durchs Herz schnitt.

Gnädige Frau, begann er —

Das ist noch nicht alles, unterbrach ihn Hertha. Acht Tage ist er jetzt hier und will schon wieder fort; spricht von einer Reise nach Italien, Griechenland — ich weiß nicht, wohin.

Auf der Sie ihn doch begleiten sollen?

Hertha brach statt der Antwort in Thränen aus. Der Doktor war aufgestanden, an das Fenster getreten und blickte ein paar Minuten lang nachdenklich auf sein Gefährt, das in dem dichten Schatten der ersten Alleelinde hielt, von der der Kutscher einen herabhängenden Zweig gebrochen hatte, den Pferden die Fliegen abzuwehren. Dann kam er zu Hertha zurück, die, das Taschentuch in den Händen auf den Knieen, vor sich hinstarrte, und sagte, wieder Platz nehmend, nach kurzem Räuspern:

Frau Baronin, ich will Ihnen nur gestehen: ich hatte in Pustow nichts zu thun und bin eigens gekommen, um nach Ihrem Herrn Gemahl zu sehen. Ich nehme es also nicht leicht, muß Sie aber trotzdem dringend bitten, es nicht zu schwer zu nehmen. Zuerst kann ich Sie heilig versichern: ich habe neulich, als er sich auf Ihr Andringen von mir untersuchen ließ, auch nicht ein einziges verdächtiges Symptom gefunden, das zu dem Schluß berechtigte, es läge hier irgend ein organisches Leiden vor. Die Herztöne wa-

ren ein wenig dumpf; aber Sie haben gewiß recht: seine Ernährung ist sicher während der ganzen Zeit unzulänglich und unregelmäßig gewesen — ich erinnere mich noch von meinem damaligen Aufenthalte, daß in Norderney schauderhaft gegessen wurde. Vier, fünf Wochen schlechte Kost können auch einen übrigens kräftigen Mann, wie Ihr Herr Gemahl ist, bös herunterbringen, besonders, wenn —

Wenn was? fragte Hertha, als der Doktor, der an seinem Glase genippt hatte, nicht alsbald zu sprechen fortfuhr.

Ja, gnädige Frau, sagte er, ich bin in einiger Verlegenheit, wie ich es ausdrücken soll. Es schlägt eigentlich nicht in mein Fach, das heißt: es handelt sich nicht um etwas, dem man mit der Sonde oder dem Stethoskop oder sonst auf mechanische Weise beikommen kann, sondern wo eine psychologische Diagnose geboten ist — eine Sache, auf die sich ein regelrechter Mediziner nicht gern einläßt. Aber das hilft nun nicht; und Sie sind ja so klug, gnädige Frau, und werden aus meinen ungeschickten Worten schon das Richtige heraushören. Wissen Sie, gnädige Frau, was die Chemiker den Sättigungspunkt nennen? den Punkt, bis zu welchem eine bestimmte Quantität — sagen wir Wasser — einen andern Stoff — sagen wir Salz — in sich aufzunehmen vermag? Mit der Seele, dem Gemüt des Menschen, ist es nicht anders: Freude, Leid — was es auch sei — wir vertragen nur

eine bestimmte Portion; was darüber hinausgeht, ist, sozusagen, für uns nicht mehr vorhanden, kann uns nicht freudvoller oder leidvoller machen, als wir es bereits sind. Die Natur sträubt sich dagegen, nimmt von der Sorte nichts mehr an. Das gilt im kleinen und im großen. Haben wir eine Art Leben eine gewisse Zeit geführt, sehnen wir uns nach Veränderung. Und bei besonders sensiblen Naturen tritt diese Sehnsucht nach Veränderung in besonders starker und gebieterischer Weise auf. Ihr Herr Gemahl — ich kenne ihn ja nun schon so lange — ist eine solche Natur. Sie dürfen mir nicht bös werden, gnädige Frau, wenn ich es gerade heraus sage: die Einförmigkeit des Landlebens ist es. Die hat er vor der Hand satt, kann sie nicht mehr ertragen. Vergessen wir nicht, gnädige Frau, daß es ursprünglich durchaus nicht seine Absicht war, Landmann zu werden; daß er es nur notgedrungen geworden ist, als der Herr Vater starb, und niemand außer ihm da war, der die Sache in die Hand hätte nehmen können. Ich weiß auch ganz bestimmt, er hat es ursprünglich nur als ein Provisorium angesehen, um, wenn er alles in den rechten Schick gebracht, wieder zu seinen Studien zurückzukehren. Er sprach damals von zwei, drei Jahren höchstens — nun sind dreizehn oder vierzehn daraus geworden. Ganz offen gestanden, gnädige Frau, ich habe mich im stillen manchmal darüber gewundert und mich gefragt: wie lange wird er das noch aushalten,

bis die Reaktion kommt? Na, gnädige Frau, endlich ist sie gekommen.

Der Doktor trank den Rest aus seinem Glase und lehnte sich in den Stuhl zurück. Er hatte sich unterwegs auf seine Rede gründlich vorbereitet und glaubte, mit seiner Leistung zufrieden sein zu dürfen. Er war deshalb etwas betreten, als Hertha, die bereits, während er sprach, Zeichen von Ungeduld gegeben, jetzt, fast heftig, erwiderte:

Ach, das ist nichts, Doktor! Das klingt gerade, als ob ich ihn abgehalten hätte, zu studieren, soviel er wollte. Er liest doch wahrhaftig schon so genug — im Winter manche Abende bis spät in die Nacht — und schläft dann jedesmal schlecht. Nein, das kann es nicht sein.

Am Ende doch, gnädige Frau, sagte der Doktor. Mit dem bloßen Lesen ist es bei einem Gelehrten nicht gethan. Er muß sehen, hören, seine Meinung austauschen können, einen entsprechenden Verkehr haben. Ja, gnädige Frau, mit wem soll Ihr Herr Gemahl denn verkehren? Hier auf dem Lande findet er schon gar niemand; und bei uns in unserm miserablen Städtchen — na, gnädige Frau, da kann man die paar Menschen, mit denen sich ein vernünftiges Gespräch führen läßt, auch an den fünf Fingern herzählen.

Auf deutsch, rief Hertha, wir sollen es wie meine Mama machen, im Herbst nach Berlin gehen, bis zum Frühling dort bleiben, eine teure Wohnung das ganze

Jahr hindurch bezahlen, eine doppelte Einrichtung haben und noch einmal so viel ausgeben, als wir einnehmen.

Doktor Balthasar kannte Herthas Neigung für Extreme zu gut, um sich durch ihre Heftigkeit aus der Fassung bringen zu lassen. So erwiderte er ruhig: Ich weiß nicht, gnädige Frau, ob sich nicht ein modus vi — eine Veranstaltung treffen ließe, die weniger verhängnisvolle Folgen hätte und doch zu dem gewünschten Ziele führte. Vorerst, wenn ich mir einen Rat erlauben darf, würde ich an Ihrer Stelle seinem Wunsche, wieder auf die Reise zu gehen, keinerlei Hindernis in den Weg legen.

Thue ich das etwa? rief Hertha.

Vielmehr allen und jeden Vorschub leisten, fuhr der Doktor fort, als ob er die Unterbrechung nicht gehört hätte. Er muß aus dem Zustand, in dem er jetzt ist, heraus. Ich sehe kein andres Mittel.

Und ich sehe nicht, was es helfen soll, erwiderte Hertha bitter. Haben denn diese acht Wochen etwas geholfen? Oder sollen es vielleicht acht Monate sein? oder acht Jahre? Da wäre es doch am besten, er sagte sich gleich ein für allemal von Frau und Kindern los.

Aber, gnädige Frau! gnädige Frau! rief der Doktor, den Kopf schüttelnd.

Hertha fühlte, daß sie zu weit gegangen war.

Oder wenn schon einmal gereist werden soll, fuhr

sie in ruhigerem Tone fort, weshalb muß es denn gleich sein? Weshalb nicht noch ein paar Jahre warten, bis wir die Kinder in Pension geben können? Ewig werden sie doch nicht im Hause bleiben. Dann wäre ich auch frei. Ich hätte auch nichts dagegen, einmal herauszukommen. Wie oft habe ich mir schon gewünscht, Paris zu sehen! Aber ich habe bis jetzt gemeint, es sei nur die Art der Kinder, zu glauben, daß jeder Wunsch, der ihnen so durch den Kopf geht, auch gleich erfüllt werden müsse.

Wo sind die Kinder? fragte der Doktor, froh, das Thema wechseln zu können.

Ich weiß nicht; ich glaube, im Garten mit Mademoiselle.

Es geht ihnen gut?

Ich danke, ja.

Eine Pause entstand; der Doktor erhob sich.

Ich muß fort, gnädige Frau, sagte er. Nicht wahr, ich darf die Ueberzeugung mitnehmen, daß Sie einem alten Freunde, der es so treu wie irgend ein Mensch mit Ihnen und Ihrem Herrn Gemahl meint, nicht bös sind, weil er, wie immer, nach bestem Wissen und Gewissen seine Meinung gesagt hat, auch wenn diese Meinung mit der Ihren nicht zusammentrifft.

Ich weiß, daß Sie es gut meinen, murmelte Hertha. Ach, mein Gott, ich meine es ja auch nur gut. Ich könnte ja alles, alles für ihn thun!

Und deshalb lassen Sie den Mut nicht sinken,

liebe gnädige Frau! Dies sind so Wolken. Sie kommen in jedes Menschenleben. Und gehen auch wieder. Und hernach scheint die Sonne um so viel heller.

Er hatte ihre Hand geküßt. An der Thür blieb er stehen.

Ich komme morgen nach Seehausen, gnädige Frau. Haben Sie etwas an die Frau Generalin zu bestellen?

Ich danke, nein. Ich werde selbst noch heute hinüberfahren.

Sie wissen, daß sie sich eine Gesellschaftsdame aus Berlin mitgebracht hat?

Auch das hat sie mir geschrieben.

Also nochmals adieu, gnädige Frau!

Adieu!

Hertha war auf dem Sofa sitzen geblieben, vor sich hinstarrend, an den Lippen nagend.

Was der Doktor gesagt hatte, war ja alles Unsinn. Sättigungspunkt — lächerlich! Sie hatte die ewige Sorge um die Wirtschaft und die Kinder auch oft satt genug. Wenn sie da jedesmal die Flinte ins Korn werfen wollte! Sie war oft nahe genug daran gewesen in diesen letzten acht Wochen! Ueberhaupt, was verstand der Doktor davon, der nie verheiratet gewesen war!

Sie erhob sich stöhnend und blickte, mit der Hand über Stirn und Augen fahrend, sich in dem Gemache um. Es kam ihr so fremd vor, als habe sie es nie gesehen. Sie trat vor den Trumeau zwischen den

beiden Fenstern. War denn das sie, die Frau von neunundzwanzig Jahren — ohne alle Farbe, mit dunklen Ringen unter den geröteten matten Augen, schlaffem Munde, Falten auf der Stirn? Als er neulich zurückkam, längst ersehnt und doch unerwartet, und sie ihm entgegenflog und die Arme um ihn schlang, hatte sie sicher so nicht ausgesehen. Dann vielleicht, als er ihre Küsse kaum erwidert, sie beinahe von sich gedrückt hatte. Und seitdem! ach! die Nächte, die sie in ihrem einsamen Bette weinend gesessen, in das stille Haus hineinhorchend, ob sie seinen Schritt nicht endlich, endlich hörte! Er liebte sie nicht mehr! Das war es! Mochte er dann reisen und sie und die Kinder von sich stoßen! Daß es je so weit kommen könne — sie hätte es sich früher nicht träumen lassen. Aber man lernt nicht aus.

Sie klingelte und befahl dem Diener, das Anspannen zu bestellen — das Kabriolett; vorher aber Mademoiselle und die Kinder im Park aufzusuchen und zu rufen.

Als Ulrich vor einer Stunde wegritt, hatte sie ihm von dem Besuch heute nachmittag bei der Mama, die seit zwei Tagen aus Berlin zurück war und sie dringend zu kommen eingeladen, gesagt; ob er mit wolle? Daß er heute keine Zeit habe, da er hernach wahrscheinlich noch in die Stadt müsse, ein paar Sachen mit dem Rechtsanwalt zu besprechen, war natürlich nur eine Ausrede gewesen. Er wollte sie eben los, wollte wieder einmal allein und frei sein. Mochte er!

Auf der Veranda an der Hinterseite des Hauses kamen Mademoiselle Didier und die Kinder ihr bereits aus dem Garten entgegen. Mademoiselle beklagte sich in ihrem gebrochenen Deutsch über Elli und Lili, die durchaus nicht sages und gentilles sein wollten.

So werden sie zu Haus bleiben und nur Helene mit mir zur Großmama fahren, sagte Hertha streng; und als die beiden Kleinen zu weinen begannen, ließ sie sie heftig an: der Mensch müsse seine Pflicht thun; Pflicht der Kinder sei, artig und gehorsam zu sein. Das seien sie nicht gewesen und hätten ihre Strafe verdient.

Und nun, Mademoiselle, bitte, machen Sie Helene fertig! Sie kann das rote Kleid anziehen. In zehn Minuten fährt der Wagen vor.

Mamachen! bat Helene mit einem traurigen Blick nach den weinenden Geschwistern.

Still! sagte Hertha hart.

Mademoiselle und die Kinder waren gegangen; Hertha blickte ihnen düsteren Auges nach.

O, wie bin ich verbittert! wie bin ich verbittert! murmelte sie.



Drittes Kapitel.

Eleonore hatte die Situation auf Seehausen über ihr Erwarten erfreulich gefunden. Das Gut rechtfertigte seinen Namen. Unmittelbar am westlichen Ufer des langgestreckten Sees gelegen, dehnte sich der große Garten bis an das Wasser. In dem ausgedehnten Revier ein anmutiger Wechsel von Gruppen hochstämmiger alter Bäume, schattigen Bosketts und mit Blumenrabatten geschmückten Rasenflächen. Eine stattliche steinerne Terrasse war in den See hineingebaut. Die Hinterseite des zweistöckigen Wohnhauses, aus dessen Mitte ein höherer Giebel aufragte, lag dem Wasser zugekehrt; so hatte Eleonore, die hier wohnte, aus ihren Fenstern einen prachtvollen Blick über einen großen Teil des Gartens und die Breite des Sees auf das gegenüberliegende, fast überall mit Hochwald bekränzte Ufer. Das Haus, eine Schöpfung des Urgroßvaters der Generalin, war von außen und innen noch ganz im Stil der Mitte

des vorigen Jahrhunderts; auch hatte die Generalin nicht verabsäumt, Eleonore auf das in Stein gehauene Wappen mit den drei Lilien über dem Hauptportal aufmerksam zu machen. Daß inzwischen Haus und Hof und Gut ihrem ersten Gatten, dem bürgerlichen Herrn Niemann, gehört, und heute ihrer Tochter Hertha gehören würde, hätte er sie nicht zur Universalerbin eingesetzt, war bei dieser Gelegenheit nicht erwähnt worden. Dafür beklagte sie elegisch die Decimierung des alten Meublements, für dessen Wert ihr Gatte — sie meinte damit stets den General — leider gar keinen Sinn gehabt habe, wie denn das auch die mesquine Einrichtung der Stadtwohnung, die durchweg von ihm herrühre, beweise. Da sei es ihm denn ein Kleines gewesen, die kostbarsten Stücke für ein Spottgeld zu verkaufen oder gegen moderne, geschmacklose Sachen einzutauschen. Der Not gehorchend, kommentierte Clementine lächelnd Eleonore das mütterliche Wort.

Die beiden Freundinnen waren übereingekommen, den geschlossenen Bund als strenges Geheimnis zu bewahren — ein Entschluß, den die Klugheit gebot. Die Mutter würde die Bevorzugung eines Kindes, das sie, alles in allem, für eine beklagenswerte Zugabe hielt, nicht begriffen und jedenfalls nicht vergeben haben. So begegneten sie sich denn vor den andern mit ruhiger Höflichkeit und entschädigten sich für diese Entsagung durch stundenlanges Geplauder

des Abends vor dem Zubettgehen. Clementine hatte es so einzurichten gewußt, daß ihr neben Eleonores Wohn- und Schlafzimmer ein eigenes kleines Zimmer im zweiten Stock angewiesen war. Kittie schlief unten bei der Mama.

Die Generalin überbot sich Eleonore gegenüber in Liebenswürdigkeiten. Sie bat sie wieder und wieder, doch ja jeden Wunsch, den sie etwa hätte, zu äußern; es würde ihr eine Freude sein, ihn zu erfüllen, wofür sie nur beanspruche, sie einfach bei ihrem Namen nennen zu dürfen. Der Name Eleonore sei gar so schön; und „liebe Eleonore, meine beste Eleonore" kam kaum noch von ihren Lippen. Von einem Abhängigkeitsverhältnis war nicht die Rede; ein besonders geehrter und willkommener Gast hätte nicht mit größerer Aufmerksamkeit und Zuvorkommenheit behandelt werden können. Der Unterricht im Englischen, den Eleonore Kittie erteilen sollte, und an dem auch die Generalin teilnehmen wollte, wurde als eine reine Gefälligkeit ihrerseits dargestellt. Inzwischen hatten diese Unterrichtsstunden noch nicht begonnen. Es gab in Haus und Garten zu viel zu zeigen, zu sehen; und man müsse sich doch erst einmal ordentlich ineinander hineinplaudern, meinte die Generalin. Dasselbe meinte Kittie, die immer Mamas Meinung war. Bis auf die Stunden, in denen sie sich zanken, erklärte Clementine mit dem allerliebst malitiösen Lächeln, das Eleonoren jedesmal zum Lachen brachte.

So war denn scheinbar alles dazu angethan, ihr die Ruhe der Seele zu gewähren, um die sie einzig den Himmel bat. Wirklich hätte sie sich manchmal in dieser herrschaftlichen Umgebung, dieser aristokratischen Stille, die nie durch einen Laut von dem weiter landeinwärts gelegenen Wirtschaftshofe unterbrochen wurde, auf den glattgeharkten Parkwegen unter den ehrwürdigen Bäumen in den Frieden des herzoglichen Lustschlosses und die Tage ihrer Kindheit zurückversetzt glauben können. Dann aber brauchte sie nur von der Terrasse den See hinabzublicken, an dessen Ende, wie sie jetzt wußte, er wohnte, den sie über kurz oder lang wiedersehen mußte, und sie wäre am liebsten aus diesem Paradiese geflohen, wie sie damals von Norderney geflohen war. Doch das war eine Regung, der sie nicht nachgeben durfte; ja, sie sagte sich, daß bereits jene erste Flucht ein Akt der Feigheit und Thorheit gewesen sei. Die Wunde, die der Speer geschlagen, kann nun der Speer heilen. Der Brief, den sie ihm zum Abschied geschrieben, konnte das lebendige Wort nicht ersetzen. Was hatte er genützt? Anstatt nach Hause zu kehren, war er wochenlang, seine Wunde nährend, durch die Welt geirrt. Das mochte sein. Sie wußte es ihm sogar nachträglich Dank, daß sie in jenen ersten Tagen umsonst die Hände gerungen bei dem fürchterlichen Gedanken: jetzt küßt seine Gattin die Lippen, die du geküßt! Aber endlich hatte er es über sich gewonnen. Er war

zurückgekehrt, sicher erst nach schweren Seelenkämpfen. Und diese Kämpfe dauerten noch fort. Da wollte sie ihm beistehen, wollte ihm sagen: es mußte sein; ich zürne dir nicht; ich danke dir. Als du dich selbst wiederfandest, hast du mich mir selbst zurückgegeben.

So suchte sie sich, ihrem Wahlspruche gemäß, in das Rechte zu denken, und empfand dabei den Zwang, den sie sich ihrer Umgebung gegenüber auferlegen mußte, als eine Wohlthat. Von der gelassenen Heiterkeit, die sie zur Schau zu tragen hatte, fiel ein Schimmer in ihre Seele. Sie hatte sich die Rolle, die zu spielen ihr jetzt oblag, nicht ausgesucht; nachdem das Schicksal sie ihr einmal zugeteilt, wollte sie sie auch würdig durchführen. Sie würde fest in dieser Rolle stehen müssen, wenn sie heute nachmittag, ohne sich zu verraten, seiner Gattin gegenüber treten sollte.

Die Generalin erwartete Hertha heute nachmittag mit aller Bestimmtheit.

Ich möchte darauf schwören, daß Mama ein Anliegen an sie hat, sagte Clementine zu Eleonore, als sie auf ihren Zimmern für den bevorstehenden Besuch Toilette machten. Die beiden Damen können sonst sehr gut ohne einander fertig werden.

Du liebst deine älteste Schwester nicht?

Ich habe keine besondere Ursache dazu. Das heißt: sie hat mir nichts gethan, weder Gutes, noch Schlimmes.

Ist sie klug?

Ja und nein. In allem, was zum Leben gehört, weiß sie merkwürdig gut Bescheid, ordentlich wie ein Mann. Sie beurteilt auch die Menschen sehr richtig, was so die Durchschnittsmenschen sind. Dich würde sie nicht verstehen.

Natürlich! wer könnte das auch?

Ich will es dir sagen: ihr Mann — Ulrich. Der würde dich verstehen.

Wen und was verstände auch dein Idol nicht!

Und ich bleibe dabei: er würde dich verstehen. Und du ihn, viel, viel besser als Hertha. Ihm geht so viel durch den Kopf — Großes, Schönes. Sie — mein Gott, sie ist nicht gedankenlos — gewiß nicht! — aber ihre Gedanken sind nicht seine Gedanken. So leben sie nebeneinander hin und sind sich, glaube ich, heute noch nicht näher gekommen, als im Anfang. Und dann, siehst du, er hat so viel gelernt: Philosophie, Geschichte, Litteratur, Sprachen. Hertha weiß eigentlich recht wenig, nicht durch ihre Schuld. Mama hat sich nie um sie gekümmert, ihr nie ordentliche Lehrer gehalten; und als sie wieder heiratete, sie nicht mit nach Berlin genommen, sondern hier in unsrem Städtchen in eine elende Pension gethan, in der die Mädchen notorisch gar nichts lernen. Selbst das bißchen Französisch, das sie aus der Pension mitbrachte, hat sie zum größten Teil vergessen; von Englisch oder gar Italienisch keine Rede. Ja, wenn sie so viel wüßte wie du! Überhaupt: Du und Ulrich

— ihr seid wie füreinander geschaffen. Weshalb lachst du?

Das Lachen war Eleonoren nicht vom Herzen gekommen; es hatte nur ihre Erregung verbergen sollen.

Muß ich nicht lachen, rief sie, wenn ich neulich das Ideal des Grafen Wendelin und heute für deinen Herrn Schwager wie geschaffen sein soll!

Bitte! erwiderte Clementine eifrig; ich habe nicht gesagt, daß du für den Grafen wie geschaffen bist, nur, daß er dich auf der Stelle heiraten würde. Das behaupte ich noch. Ich gehe sogar viel weiter und behaupte, jeder Mann, wenn er ein rechter Mann ist, muß sich in dich verlieben.

Womit du zugleich sagst, daß du eine komplette Närrin bist!

Kinder und Narren sprechen die Wahrheit.

Die subjektive, nicht die objektive.

Das ist mir zu hoch. Was heißt es?

Ich erkläre es dir ein andres Mal. Ist deine Schwester schön?

Du wirst sie ja heute zu sehen bekommen.

Schadet nicht. Ich werde dann beurteilen können, ob du richtig sehen kannst.

Ich weiß nicht, warum ich dummes Mädchen alles thun muß, was du verlangst.

Wenn du es nur thust. Also?

Sie ist nicht schön, nicht einmal hübsch, wenigstens nicht nach meinem Geschmack. Aber sie hat doch

etwas Pikantes, Anziehendes im Ausdruck, was den Männern gefällt. Nicht bloß den Männern; sie ist auch bei den Frauen sehr beliebt. Das Schönste an ihr ist ihre schlanke Figur, in der sie dir sogar ähnelt, bloß daß deine so biegsam und elastisch ist, wie eine Gerte. Das ist ihre gar nicht. Sie hat etwas — ich will nicht sagen: Steifes, aber Ungelenkes — keine Gewandtheit, weißt du. Und ich glaube, sie fühlt das, und das läßt sie oft anders erscheinen, als sie wirklich ist: zurückhaltend, kalt sogar, während sie allen Menschen wohlwill und im stillen unendlich viel Gutes thut.

Also auch eine Stumme des Himmels, sagte Eleonore nachdenklich.

Was heißt das nun wieder?

Ein Wort von Jean Paul. Er nennt so die Menschen, denen kein Gott gab zu sagen, was sie leiden; ja, die nicht einmal für ihre Freude zur rechten Zeit den rechten Ausdruck finden.

Ein schönes Wort.

Ein wunderschönes. Nach meinem Gefühl nicht minder darum schön, weil es so unsäglich traurig ist. Denn siehst du, liebes Kind, diese Himmelsstummen sind eigentlich Poeten, denen, was andern zum Segen, zum Verhängnis und Fluch wird, eben weil sie stumm sind und sich von der Qual des ewigen Brütens über eine Welt, die ewig ungeschaffen bleibt, nicht lösen können. Verstehst du, was ich meine?

Ich glaube, ja; flüsterte Clementine.

Und nun, fuhr Eleonore, sich in immer tiefere Erregung sprechend, fort, kommt zu dem einen Unglück das andre, viel, viel schlimmere: von der Poesie nur das bittere Leid kostend, ohne je ihrer süßen Lust teilhaftig zu sein, klammern sie sich an die Liebe, stürzen sich in die Liebe, von der sie Rettung hoffen, ja, die ihnen ein Höheres dünkt, als die Poesie selbst, weil sie das Leben poetisch zu verklären, die Poesie zur Wirklichkeit zu verdichten scheint. Nur daß es eben ein Schein ist! ein trügerischer, elendiger Schein! Nur daß das Leben sich einzig erhalten kann, wenn es sich auf Schritt und Tritt zu kläglichen Kompromissen herbeiläßt und mit feiger Klugheit den Konsequenzen aus dem Wege geht, welche die Poesie frei und frank zieht und eben darin und dadurch Poesie ist.

Clementinens feines Gesicht war sehr ernst geworden.

Stumme des Himmels, sagte sie leise vor sich hin. Ich glaube, ich kenne solche Stummen. Aber du? Du bist doch keine?

Eleonore wurde die Antwort erspart. Johann klopfte an die Thür, um herein zu sagen, daß die gnädige Frau die gnädigen Fräulein bitten lasse. Die Frau Baronin sei schon seit einer halben Stunde bei ihr — auf der Seeterrasse.

Seit heute vormittag hatte sich Eleonore auf diese Minute vorbereitet; dennoch schlug ihr jetzt das Herz

zum Zerspringen. Sie sollte ihr gegenübertreten, an der sie das Schlimmste gethan, was eine Frau der andern anthun kann: der sie das Herz ihres Mannes entwendet. Sie hatte sich nach Kräften bemüht, ihr den Raub zurückzugeben; aber Geschehenes läßt sich nicht ungeschehen machen. Nie vorher glaubte sie das so schmerzlich empfunden zu haben.

Vor den Spiegel tretend, ihr Haar noch schnell ein wenig zu ordnen, erschrak sie über ihre Blässe.

Das richtige Armesünderingesicht, murmelte sie.

Clementine, die in ihr Zimmer nebenan geschlüpft war, trat wieder herein und warf einen prüfenden Blick auf sie.

Ich wollte heute rechten Staat mit dir machen; aber eigentlich hast du nicht deinen beau jour.

Das kommt davon, sagte Eleonore mit einem seltsamen Lächeln.

Wovon?

Eleonore antwortete nicht.



Viertes Kapitel.

Die Generalin hatte Clementine und Eleonore unter dem Vorwand, daß sie für den erwarteten Besuch eine recht hübsche Toilette machen möchten, in das Haus geschickt. Sie wollte für eine halbe Stunde mit Hertha allein sein. Glücklicherweise hatte Hertha Helenen mitgebracht. So konnte sie auch Kittie, die bei ihr war, loswerden. Helene liebte die Blumen so. Kittie möchte so gut sein, dem Kinde einen recht schönen Strauch pflücken zu helfen.

Die Damen saßen auf leichten Stühlen im dichten Schatten der hohen Platanen unter dem Zeltdach, mit welchem ein Teil der Terrasse überspannt war. Die Generalin hatte die schicklichen Fragen gethan nach Ulrich, seinem Befinden, das sicher jetzt ein ausgezeichnetes sei; dem Befinden der beiden andern Kinder, auf deren Kommen sie sich nun vergeblich so gefreut habe; dem Stande der Wirtschaft, der natürlich nichts zu wünschen lasse. Herthas Antworten waren noch

zurückhaltender gewesen, als schon sonst, und ihre halb zerstreute, halb düstere Miene gefiel der Generalin ganz und gar nicht. Mit übelgelaunten Leuten ist nichts anzufangen, besonders, wenn man etwas von ihnen haben will. Aber die Zeit drängte: Clementine und Eleonore konnten jeden Augenblick kommen; Kittie würde auch nicht ewig mit dem Kinde Blumen pflücken, und Hertha hatte, trotz aller Bitten, nicht ablegen wollen, würde also schwerlich lange bleiben.

Wie kommst du mit der neuen Gesellschafterin zurecht? fragte Hertha, eine kurze Pause, die im Gespräch entstanden war, unterbrechend.

Der Generalin schoß durch den Kopf, daß sie auch von diesem Punkte zu ihrem Thema gelangen könne.

Liebes Kind, erwiderte sie, frage mich nach vier Wochen wieder! Ich habe vorläufig nur die eine Seite der Medaille und auch die nur sehr flüchtig gesehen.

Wie heißt sie?

Eleonore Ritter. Ich nenne sie kurzweg Eleonore. Man muß den Leuten entgegenkommen, wenn man sie an sich attachieren will; du weißt, ich kann anders mit Menschen nicht leben. In diesem Falle — ich will es nur ganz offen gestehen — sind die Avancen, die ich, vielleicht etwas übertrieben, dem Mädchen mache, nicht ohne einen Nebengedanken, den man egoistisch nennen könnte, wenn etwas, das eine Mutter für eine

Tochter thut, überhaupt in diese Rubrik gerechnet werden darf.

So hast du sie wohl hauptsächlich für Clementine engagiert?

Die Generalin staunte innerlich über eine so absurde Frage, antwortete aber, ohne sich zu besinnen:

Nun ja! auch für Clementine, um sie in ihrem Englisch zu fördern, das ja ihr Steckenpferd ist. Und Fräulein Ritter ist eine perfekte Engländerin. Kein Wunder, nachdem sie vier Jahre en suite Gesellschafterin in dem Hause eines Lords gewesen ist! Und Kittie hat jetzt plötzlich auch eine Passion für das Englische gefaßt. Du weißt warum?

Ich habe keine Ahnung.

Sie liebt Graf Guido.

Thut sie das?

Leidenschaftlich. Aber das ist doch keine Neuigkeit für dich.

Ich habe bis jetzt nur gewußt, daß du sie mit ihm verheiraten willst.

Ein alter Lieblingswunsch von mir; ich leugne es nicht. Aber das eine schließt das andere nicht aus.

Gewiß nicht. Mir scheint nur die Hauptsache, wie sich Graf Guido zu dem Projekte stellt.

Das ist es eben, rief die Generalin, die entschlossen war, sich durch den mehr als kühlen Ton Herthas nicht abschrecken zu lassen. Aber du kennst ihn ja: er ist so schüchtern, so unentschieden, so inkonsequent.

Jetzt wieder: er weiß, daß wir in Berlin sind. Vierundzwanzig Stunden später ist er auch da, natürlich doch nur Kitties wegen, um weniger auffällig als hier auf dem Lande, wo jeder jeden ausspioniert, mit ihr verkehren zu können. Dann läßt er doch wieder acht Tage vergehen, bis er sich ein Herz faßt, um — du wirst lachen — Tante Excellenz zu bitten, daß sie uns gemeinschaftlich einladet. Am Abend ist Kittie — selbstverständlich — sehr reserviert; er Feuer und Flamme. Am folgenden Morgen reisen wir hierher; ich in der festen Meinung, daß er uns auf dem Fuße nachfolgen wird. Was thut er? Er fährt nach Hannover zu seinem alten Stiefonkel, der wieder einmal sterben will! Wie findest du das?

Hertha zuckte die Achseln.

Ja, mein Gott, Mama, man kann doch niemand zur Heirat zwingen, wenn er keine Lust hat.

Die Generalin wünschte in diesem Augenblicke dringend, Hertha möchte zwanzig Jahre jünger sein, um ihr für ihre „Froschblütigkeit" ein paar Ohrfeigen geben zu können. Dafür sagte sie dann mit der scheinbar unbefangensten Miene:

Liebes Kind, wie du redest! Wer spricht von zwingen! Encouragieren ist doch nicht zwingen! Wenn er — ganz gewiß mit Rücksicht auf seine Mama, an deren Schürze er ja von jeher gehangen hat — keine Courage besitzt, so muß man sie ihm eben machen. Mehr sage ich nicht.

Steht Fräulein Ritter mit deinem Projekte in einem Zusammenhang? fragte Hertha.

Die Generalin erstaunte: so viel Scharfsinn hätte sie Hertha nicht zugetraut. Aber die Frage kam ihr gerade recht.

In einem etwas entfernten allerdings, erwiderte sie lachend. Denke dir: ich habe sie am Mittag engagiert, weil sie mir soweit ganz leidlich schien, hauptsächlich aber, um aus der Qual der Wahl endlich herauszukommen. Am Abend bei unsrer alten Excellenz erzähle ich das und nenne den Namen. Ich bemerke, wie der Graf bei dem Namen aufhorcht, und frage ihn, ob er die Dame zufällig kenne? Er wird rot — was nichts Außergewöhnliches bei ihm ist —: ja! er hat sie kennen gelernt, als er vor vier Wochen von Hannover nach Berlin fuhr. Er wolle gestehen, daß die Dame ihm durch ihr zugleich bescheidenes und vornehmes Wesen, ihren Geist und Gott weiß was sehr — ich glaube, er sagte sogar: ausnehmend — gefallen habe, und gratulierte mir: zu einer ‚so kostbaren Acquisition‘. Du siehst: hätte ich sie nicht schon engagiert gehabt, so würde ich sie jetzt haben engagieren müssen.

Natürlich, sagte Hertha, jedenfalls ist sie in deinem Hause, beständig unter deinen Augen, für Kittie weniger gefährlich, als irgendwo sonst.

Aber Kind, Kind! rief die Generalin. Nimm es mir nicht übel: du bist heute wirklich unbegreiflich. Graf Guido eine Gouvernante heiraten!

Warum nicht? entgegnete Hertha. Das ist schon dagewesen. Aermer, als ich war, kann sie auch nicht sein. Ob Hertha Niemann besser klingt als Eleonore Ritter, weiß ich nicht. Gelernt hat sie jedenfalls ein gut Teil mehr als ich.

Hier schien es der Generalin geraten, schmerzlich-leise aufzuschluchzen und ihr Taschentuch an die Augen zu führen.

Ich habe dir nichts Böses sagen wollen, fuhr Hertha nach einer kleinen Pause fort. Mir ist heute nicht ganz wohl. Die Hitze unterwegs hat mich noch mehr angegriffen. Es ist besser, wenn ich nach Hause fahre.

Um Himmels willen, rief die Generalin, Hertha, die sich erheben wollte, die Hand auf den Arm legend. Bevor ich dir auch nur meine Bitte habe vortragen können!

Was ist es?

Wie soll ich es sagen, wenn du so wenig freundlich zu deiner alten Mama bist, die sich so sehr für euch sorgt! Jetzt um Kittie. Es ist doch nun einmal ihr und mein Herzenswunsch, daß sie Guido heiratet, und du hast recht: die Sache liegt noch im weiten Felde. Aber es wäre schrecklich, wenn nichts daraus würde; der armen Kittie würde das Herz brechen. Und, Hertha, du kennst meine miserabeln ökonomischen Verhältnisse besser als irgend jemand. Von Clementine kann selbstverständlich nicht die Rede sein. Kittie ist

meine einzige, meine letzte Hoffnung. Sie muß eine reiche Partie machen. Eine reichere als diese wird sie schwerlich jemals finden, und eine, für die, alles in allem, die Chancen so günstig liegen. Und sieh, da habe ich nun in meiner mütterlichen Sorge und Angst gedacht: Guido hält so unendlich große Stücke auf dich und deinen Mann. Das hat er selbst mir tausendmal gesagt. Wenn nur ihr euch ein wenig ins Mittel legen wolltet! Ich bin überzeugt, er thut es, wenn ihr ihm zuredet, es ihm in dem möglichst günstigen Lichte zeigt. Aber ihr müßt es bald thun. Guido wird im Herbst achtundzwanzig — das ist die Zeit, in welcher die Männer sich arrangieren wollen. Ich dankte Gott, als er in diesem Jahre unverlobt aus England zurückkam. Ich wußte, daß er dort ein lebhaftes Verhältnis mit einer vornehmen und reichen jungen Dame angeknüpft hatte. Wer weiß, was das nächste Mal passiert! Ich bin nicht eher ruhig, als bis die Verlobungskarten verteilt sind. Nicht wahr, Hertha, du thust ein Uebriges für die arme Kittie und für deine alte Mutter?

Ich bin so ungeschickt in solchen Dingen, sagte Hertha.

So sprich wenigstens mit deinem Manne!

Er ist so verstimmt von der Reise zurückgekommen, so teilnahmlos an allem. Es vergehen Tage, wo wir keine fünf Worte miteinander sprechen.

Die Generalin horchte hoch auf: also ein Zer-

4*

würfnis! Zu einer andern Zeit hätte sie nichts dagegen gehabt: in dem trüben Wasser einer unglücklichen Ehe fischt es sich besser, als in dem klaren einer harmonischen; aber für den Augenblick kam es ihr ungelegen.

Ach was! sagte sie. Die Männer sind launisch; heute so, morgen so; daraus darf man nichts machen. Und aus einem Seebade verstimmt zurückkommen, ist ganz polizeiwidrig. Ich habe mich immer prachtvoll in Ostende und Scheveningen amüsiert. Freilich, Norderney mag ein bißchen langweilig sein, meint Fräulein Ritter auch.

Ist sie in Norderney gewesen?

In diesem Sommer, in derselben Zeit, wie dein Mann — nach meiner Berechnung. Uebrigens kannst du sie ja selbst fragen. Ich weiß nicht, wo die Mädchen bleiben. Ach! da sind sie!

Eleonore und Clementine waren eben aus dem Hause getreten und kamen durch den Blumengarten auf die Terrasse zu, unterwegs von Helene angehalten, die noch immer mit Kittie zwischen den Beeten sich umgetrieben hatte und jetzt Tante Clementine entgegengesprungen war. Sie sprachen mit dem Kinde, das ihnen von den gepflückten Blumen reichte, wofür es von Clementinen einen Kuß erhielt. Dann hatte auch Eleonore sich herabgebeugt und sie geküßt.

Wie gefällt sie dir? fragte die Generalin mit der Lorgnette vor den Augen.

Ich dächte, sie wäre sehr schön, erwiderte Hertha.

Findest du? Nun ja, sie ist nicht übel, sagte die Generalin selbstgefällig. Eine häßliche, weißt du, hätte ich mir auch nicht genommen. — Nun, meine jungen Damen, Sie haben uns ja lange warten lassen! Darf ich dich mit Fräulein Eleonore Ritter bekannt machen, liebe Hertha?

Hertha, welche Clementinen die Hand gereicht hatte, bot sie jetzt auch Eleonoren.

Ich freue mich, Sie kennen zu lernen, liebes Fräulein, sagte sie; hier, meine Helene hat sie schon begrüßt. Ich habe noch zwei von der Sorte zu Hause. Vielleicht sehen Sie sich auch die einmal an.

Sobald die Frau Generalin es verstattet, erwiderte Eleonore.

Aber selbstverständlich! rief die Generalin. Wir kommen in den nächsten Tagen allesamt zu euch hinüber. Und jetzt, Hertha, mußt du hier bleiben und eine Tasse Thee mit uns trinken, ohne Umstände, hier auf der Terrasse. Ich werde gleich Befehl geben.

Darf ich, gnädige Frau? fragte Eleonore.

Danke, liebe Eleonore; das könnte ja auch Clementine besorgen. Ich muß so wie so hinein. Wie lieb von dir!

Sie hatte Hertha, die jetzt ihren Hut abgelegt hatte, auf die Stirne geküßt und war gegangen.

Unterdessen könnte Fräulein Ritter Hertha ihre

Aquarelle zeigen, sagte Kittie. Bitte, bitte, liebste Eleonore!

Eleonore hatte am Vormittag von der Terrasse aus eine Skizze von dem See und dem gegenüberliegenden Ufer begonnen, Malutensilien und die Mappe dann in das Borkenhäuschen in einer der hinteren Ecken der Terrasse gelegt, um sie morgen gleich wieder zur Hand zu haben. Unter den wenigen Skizzen in der Mappe befand sich zufällig eine, welche sie außer den beiden, die sie am letzten Morgen Ulrich geschickt, in Norderney gemalt hatte.

Ich weiß nicht, ob die gnädige Frau sich dafür interessiert, sagte sie unsicher.

Ich habe sogar eine Vorliebe für Aquarelle, entgegnete Hertha, wenn jemand, der in seinem Leben so wenig Kunst gesehen hat, wie ich, von einer Vorliebe sprechen kann.

Kittie hatte die Erlaubnis nicht abgewartet und kam jetzt mit der Mappe herbei, deren Blätter auf dem Tisch ausgebreitet wurden. Auf jedem stand unten in der Ecke mit schwarzer Tusche in Eleonorens deutlicher Schrift Name des Gegenstandes und Datum. Es kam, wie sie mit Herzklopfen vorausgesehen.

Also das ist Norderney, sagte Hertha, eines der Blätter in den Händen haltend.

Die Rhede auf der Südseite und ein Teil des Dorfes, erwiderte Eleonore, sich tausend Meilen weit von der Stelle wünschend.

Mama hatte mir schon gesagt, daß Sie in diesem Sommer dort gewesen sind; und wie ich aus dem Datum sehe, zu gleicher Zeit mit meinem Mann. Sie haben ihn nicht zufällig kennen gelernt?

Ich war nur so kurze Zeit dort, gnädige Frau — kaum vierzehn Tage.

Aber vielleicht gesehen?

Wohl möglich, gnädige Frau.

Und erkennen ihn nach diesem Bilde wieder. Es ist noch immer sehr ähnlich, obgleich es schon zwölf Jahre alt ist.

Sie hatte ein Medaillon, das sie an einem goldenen Kettchen um den Hals trug, aus dem Busen gezogen und reichte es samt dem Kettchen, das sie über den Kopf streifte, Eleonoren geöffnet hin. Ein vortreffliches kleines Brustbild. Dieselben Augen, in die sie so tief geblickt, die so oft mit dem Ausdruck innigster Liebe an ihr gehangen! Das Medaillon, das sie in den kalten, bebenden Händen hielt, noch warm von der Wärme des Herzens, auf dem es geruht — dem Herzen seiner Gattin! Sie fühlte sich einer Ohnmacht nahe.

Ich erinnere mich doch nicht, gnädige Frau, sagte sie.

Nun ja, erwiderte Hertha, das Medaillon wieder an sich nehmend; ich denke mir so ein Bad wie einen Jahrmarkt, wo man sich durcheinander schiebt und drängt, ohne sich zu kennen.

Sie hatte das Blatt wieder zur Hand genommen.

Trostlos! murmelte sie. Ich hielte es da keine Stunde aus. Mein Mann ist über vier Wochen da gewesen. Sie sind ihm schlecht genug bekommen.

Geht es Ulrich nicht gut? fragte Clementine schüchtern.

Gar nicht, erwiderte Hertha; er ist kaum wiederzuerkennen. Und dabei habe ich ihm noch zugeredet, hinzugehen und länger zu bleiben, während jeder Tag Gift für ihn war!

Papa mag uns auch gar nicht mehr leiden, sagte die kleine Helene zu Eleonore, an deren Knie sie lehnte.

Er mag euch gewiß leiden, wenn ihr artig seid, erwiderte Eleonore, dem Kind das dunkle Haar aus der feinen Stirn streichend.

Ich habe dich viel lieber als Mademoiselle, flüsterte das Kind, sich enger an sie schmiegend und mit den großen tiefblauen Augen schwärmerisch zu ihr aufblickend.

Ein Schauer durchrieselte Eleonore: sie glaubte in Ulrichs Augen zu sehen.

Darf ich bitten! sagte die Generalin herantretend. Ländlich, sittlich! Ein Schelm gibt mehr als er hat. Unter dem Zelte war es noch so schwül. Ich habe ganz im Freien decken lassen. Es ist euch doch recht?

Es ist alles recht, was du thust, herzliebes Mamachen! rief Kittie, die Mutter umarmend.

Wenn doch alle so dächten, mein süßes Kind! sagte die Generalin.

Der Abend war herrlich. Von dem Tisch, der dicht an die Balustrade der Terrasse gerückt war, hatte man den freien Blick über den See nach dem Ufer drüben, dessen Wälder im letzten Abendrot glühten. Unter dem wolkenlosen Himmel erschien die Wasserfläche wie ein metallener Spiegel. Von dem Städtchen her, das, am südlichen Ende des Sees gelegen, den Blicken verdeckt war, hatte sich eine ganze kleine Flotille von Ruderböten aufgemacht, von denen dann und wann gedämpftes Lachen herüberschallte. Kam eins nahe genug, konnte man auch wohl die Leute sprechen hören. Ein winzig kleiner Remorqueur mit ein paar großen, kornbeladenen Booten hinter sich, schaufelte, von einem der am Nordende gelegenen Güter kommend, dem Städtchen zu; die von ihm aufgerührten Wellchen plätscherten leise unten an die Terrassenmauer. Da die Sonne landwärts bereits hinter das Haus gesunken war, saß man im vollen Schatten, während noch purpurne Lichter durch die Wipfel der mächtigen Platanen spielten, in denen die Vögel zwitschernd und zirpend ihr abendliches Wesen trieben.

Die Generalin, welche in der besten Laune war, führte die Konversation fast allein. Sie gab eine ausführliche Schilderung der beiden Hoffeste, die sie während des Winters mitgemacht hatte, und bei denen Kittie zum erstenmal den höchsten Herrschaften vorgestellt war. Ihre Rede wandte sie zumeist an Hertha, die nur einsilbige Antworten gab und erst lebendiger

wurde, als die Mutter, das Thema zu wechseln, auf die ländlichen Verhältnisse des Kreises zu sprechen kam, über die sie sich nun mit einer Gründlichkeit und augenscheinlicher intimster Kenntnis aller einschlägigen Details verbreitete, welche dem erfahrensten Landmann Ehre gemacht haben würden. Eleonore hatte für diese Dinge nicht das mindeste Interesse, aber sie mußte sich den Anschein einer aufmerksamen Zuhörerin geben, da Hertha sich jetzt so ausschließlich an sie wandte, wie vorher die Generalin sich an jene.

Dabei hörte sie, sah sie alles um sich her nur wie in einem wirren, beängstigenden Traum, aus dem man vergeblich zu erwachen strebt. Sie hatte ja, als sie vor vier Tagen sich zu der Dame begab, welche „eine Gesellschafterin suchte", keine Ahnung von dem gehabt, was ihr bevorstand, und nun war ihr doch, als habe sie geflissentlich diese fürchterliche Situation aufgesucht. Wenn die Frau da ihr gegenüber, die so freundlich zu ihr sprach, wüßte, was sie ihr gethan — das Tischtuch würde sie zwischen sich und ihr zerschneiden! Wenn jemand dem Kinde hier an ihrer Seite sagte: Das ist die, die deinen Vater krank gemacht hat, um derenwillen er dich und deine Geschwister nicht mehr liebt — mit Abscheu würde es sich von ihr wenden.

Immer wieder mußte sie verstohlen nach dem Kinde blicken, desgleichen sie selbst in England, dem Lande der schönen Kinder, nicht gesehen hatte. Mit der Frau

hätte sie noch um seine Liebe kämpfen können, dieses Kindes wehrlose Unschuld entwaffnete sie.

Auf den Wäldern drüben war das Abendrot verblichen; an dem ländlichen Wirtshause schräg gegenüber am Ufersaum funkelte noch ein Fenster wie ein Leuchtturmfeuer; jetzt erlosch auch das. In den Wipfeln der Platanen begann es leise zu rauschen in einem kühleren Lufthauch, dem vom See heraufwehte.

Es ist die höchste Zeit für uns, sagte Hertha, sich vom Tisch erhebend; wir haben über eine Stunde zu fahren; es wird dunkel werden, bevor wir nach Hause kommen.

Alle hatten sich erhoben und standen und sprachen durcheinander.

Es bleibt also dabei, daß wir euch in den nächsten Tagen besuchen, sagte die Generalin.

Ich rechne mit Bestimmtheit darauf, daß Sie mitkommen, sagte Hertha, sich zu Eleonore wendend.

Ach ja, Tante Eleonore! rief Helene, die Arme zu ihr emporstreckend und die Lippen zum Kuß bietend.

Sie küßte das holde Geschöpf. Als sie sich aufrichtete, waren ihre Augen naß und ihre Stimme zitterte, als sie zu Hertha sagte:

Ich werde gern kommen, gnädige Frau.

Man war durch den Garten und das Haus gegangen, vor dessen Portal der angespannte Wagen hielt. Hertha und die Kleine waren bereits eingestiegen, als Hertha sagte:

Hat niemand Lust, eine Strecke mitzufahren? Platz genug ist.

Ich bin zu müde, Kind, sagte die Generalin.

Ich danke auch, sagte Kittie.

Clementine und Eleonore hatten einander angeblickt.

Ihr beide habt Lust, ich sehe es, sagte Hertha. Clementine, als die schmalste, setzt sich mit Helene auf den Rücksitz; Fräulein Eleonore kommt zu mir. Hüte und Tücher braucht ihr nicht. Der Abend ist so warm und es begegnet uns kein Mensch. So, das ist recht! Also adieu, Mama! Adieu, Kittie! Auf Wiedersehen!

Der Wagen, jetzt mit seinen vier Insassen, rollte davon.

Die Generalin und Kittie standen noch in dem Portal.

Weißt du, mein süßes Kind, sagte die Generalin mit einem Blick nach der Richtnng, in welcher der Wagen verschwunden war, das ist eine gefährliche Person.

Ich habe es nur nicht sagen mögen, bis mein kluges Herzensmamachen es selbst herausgefunden hatte, erwiderte Kittie.



Fünftes Kapitel.

Ungefähr um dieselbe Zeit, in welcher Hertha nach Seehausen kam, stieg Ulrich vor dem Wirtshause „Zu den drei Hechten" auf der andern Seite des Sees vom Pferde. Herr Blandow, der mit ein paar Stadtherren an einem der Tische auf dem von Bäumen beschatteten Vorplatz schwatzte, erhob sich eilends, ihn zu begrüßen.

Der Herr Baron haben schon einen langen Ritt gemacht, sagte er, auf Ulrichs Braunen deutend, den ein Knecht am Zügel hielt.

Ich bin nur auf meinem Vorwerk gewesen, entgegnete Ulrich. Lassen Sie das Pferd in den Stall bringen und abreiben! Ich will hernach noch in die Stadt.

Womit kann ich dem Herrn Baron inzwischen dienen?

Eine Flasche Mosel, wenn ich bitten darf.

Befehlen der Herr Baron hier oder auf der Seeveranda?

Wenn es da nicht zu heiß ist?

Gar nicht. Es weht ein angenehmes Lüftchen vom Wasser. Im Augenblick ist auch niemand da. Später werden wohl noch ein paar Herrschaften aus der Stadt kommen bei dem schönen Wetter.

Also auf der Veranda!

Ulrich schritt durch den Hausflur, auf dem ihm die Wirtin ihren Knix machte, nach dem Garten und stieg die Stufen zu der Veranda hinab, die auf Pfählen in dem See stand und mit einem Zeltdach überspannt war. An der vorragenden Brücke lag ein halbes Dutzend sauber gehaltener größerer und kleinerer Ruderboote, welche der Wirt an die Gäste vermietete. Es war hier in der That, trotzdem es die Sonnenseite war, kühler als auf der andern unter den Bäumen; auch fehlten hier die dort in Scharen schwärmenden Fliegen.

Herr Blandow selbst brachte den Wein in dem mit Eis gefüllten Kübel.

Es geht schon auf die Neige, sagte er, der Sommer war gar zu heiß; aber für den Herrn Baron ist immer noch was übrig. Haben der Herr Baron den Hafer schon herein?

Nicht ganz.

Na, wir behalten das gute Wetter vorläufig, hoffentlich noch bis zum fünfzehnten. Es wäre ein Jammer, wenn uns das Fest in diesem Jahr wieder

verregnete, wie im vorigen. Der Herr Baron und Frau Gemahlin werden sich doch beteiligen?

Ich glaube kaum. Ich habe noch eine Reise vor.

Nachdem der Herr Baron so lange fortgewesen! Freilich, die Frau Baronin, die versteht's besser als unsereiner. Und wenn man einen Inspektor wie den Herrn Pasedag hat! Aber Jammer und Schade wär's doch, wenn der Herr Baron fehlen sollten. Gestern erst waren Herr von Brandt und Herr von Griebenow hier, um alles mit mir zu besprechen. Es wird großartig werden: Illumination drüben unter den Bäumen und hier auf dem See Feuerwerk. Die Herren waren sich nur noch nicht darüber einig, wie weit sie die Einladungen an die Herrschaften in der Stadt — die Herren Offiziere sind ja selbstverständlich — ausdehnen sollten. Herr von Griebenow meinte: es sei hergekommenermaßen ein Fest nur für den Adel — was ja ganz richtig ist; aber Herr von Brandt war der Ansicht, daß man der Zeit Rechnung tragen müsse, wie er sich auszudrücken beliebte, und ein paar mit Vorsicht ausgewählte Bürgerliche die Gesellschaft zahlreicher und lebendiger machen würden — was ja auch viel für sich hat. Darf ich fragen, wie der Herr Baron darüber denken?

Ich denke ganz, wie Herr von Brandt.

Wußte ich, Herr Baron; habe ich gestern schon zu den Herren gesagt: ‚Herr Baron von Randow auf Wüstenei ist für die Bürgerlichen.‘ Der Herr Baron

wollen mich gütigst entschuldigen. Ich höre, man verlangt mich da drüben.

Ulrich blieb seinen Gedanken überlassen. Er hätte sie gern und sich dazu in den See versenkt, wo er am tiefsten war. Das Seeadelsfest! Freilich, es stand ja bevor, das größte Ereignis des Jahres, von dem in seinem elterlichen Hause immer wochenlang vorher gesprochen worden war. Wie oft hatte er den Vater die Geschichte der Entstehung des Festes erzählen hören! Sie gehörte zum eisernen Bestande der Familientradition. Er hatte sie auswendig gekannt wie eine Gellertsche Fabel und sie sich als Knabe hergesagt, wenn er nicht einschlafen konnte. Ob sie die alte Kraft noch besaß im Bunde mit der schwülen Stille ringsumher und der Schwere, die er im Kopf und in den Gliedern fühlte?

Im Jahre 1785 — merke es dir, Ulrich, und auch du, Ottomar, obgleich du kein Gelehrter werden willst, wie dein Bruder! — vier Jahre vor dem Ausbruch der französischen Revolution, die dem armen König Ludwig das Leben kostete, und von der all das Unheil kommt, das jetzt in der Welt herrscht — da war hier um den See herum jeder Fußbreit Landes in adligen Händen, außer dem Terrain, auf dem die Stadt liegt, und ein paar hundert Morgen Acker, auf denen die Pfahlbürger ihre Kartoffeln und ihren Kohl bauten. Selbst der Forst, der jetzt zum guten Teil mitsamt dem Gasthaus am See fiskalisch ist, gehörte

den Griebenows. Alles in allem waren es sieben Familien: auf der Westseite die Brandts, die Wendelins, die Lilien und die Waldows; auf der Ostseite die Voigts und die Griebenows, endlich wir, die Randows, hier im Norden, der Stadt im Süden gegenüber. Da träumte eines Nachts euer Großvater Ulrich Ottomar, nach dem ihr beide heißt, genau den Traum des Pharao von den sieben fetten und den sieben mageren Kühen, bloß daß die Kühe nicht aus dem Nil, sondern aus unserm See kamen. Und er deutete sich, als ein nachdenklicher Mann, den wunderlichen Traum, und zwar so: es werde der augenblickliche glückliche Stand der Dinge hier um den See nicht immer so bleiben, vielmehr das Bürgertum mit dem Königtum im Verein würden ihre Hand nach dem adligen Besitz ausstrecken und nach und nach an sich raffen. Dieserhalb müßten die sieben Familien, solange ihnen Gott seine Gnade schenke, sich dessen würdig erweisen und einen Bund schließen, einander beizustehn und zu helfen in Not und Trübsal. Und zum Zeichen, daß sie das mit gutem Bedacht beschlossen hätten und in Treue auszuführen und zu halten gedächten, alljährlich nach der Ernte festlich zusammenkommen. Damit aber keiner den andern an Gastlichkeit überbieten möge, und auf diese Weise Neid, Zwietracht und Hader entstünden, nicht in den eigenen Schlössern, sondern in dem Gasthaus am See, das, wenn es auch auf Griebenowschem Grund und Boden

lag, die Blandows in Erbpacht hatten und somit als eine Art neutrales Terrain zu betrachten war.

Das ist denn alles so geschehen, wie euer Urgroßvater Ulrich Ottomar es gedacht und geplant hatte. Und ist das Fest, welches das Seeadelsfest genannt wurde, jedes Jahr gefeiert worden mit Ausnahme von ein paar Jahren im Anfang dieses Jahrhunderts, wo die Kriegsfurie gar zu arg wütete. Es ist auch sonst gekommen, wie er vorausgesehn: die mageren Kühe sind aus dem See gestiegen, und man hat sich ihrer nicht völlig erwehren können, trotzdem man treu und redlich zum Bunde gehalten. Zuerst haben die Waldows abgewirtschaftet, dann die Voigts, und ihre Güter sind städtisch geworden. Dann haben die Griebenows ihr halbes Erbe an den Staat verkaufen müssen; und wenn jetzt die Arnfelds auf Seehausen sitzen, anstatt der Lilien, so ist es doch auch schon durch bürgerliche Hände gegangen.

Das, liebe Söhne, ist die Geschichte von der Entstehung des Seeadelsfestes, und ich denke, ihr werdet es in Ehren halten und zum Bunde stehn, den eure Väter beschworen, also daß, wenn Gott beschlossen haben sollte, den Traum eures Ahnen ganz in Erfüllung gehen zu lassen — wie er denn schon beinahe halb erfüllt ist — es doch nicht so bald geschehe. —

Ulrich mußte lächeln. Die alte Litanei! Wahrhaftig, es hatte ihm nicht ein Wort gefehlt — nach zwanzig Jahren!

Dann aber bewölkte sich seine Stirn wieder und er starrte düster in sein Glas. War es denn nicht die in den Knabenjahren eingesogene Ehrfurcht vor der Urvätertradition gewesen, die ihn nach dem Tode von Bruder und Vater zu allen eigenen Sorgen noch die für die Arnfelds auf sich nehmen ließ, und er sich selbst in schwerste Verlegenheiten verstrickte, der verwitweten Generalin wenigstens Seehausen zu retten, nachdem ihr Gemahl die beiden andern zum Nachlaß seines Vorgängers gehörenden Güter zu Gelde gemacht hatte, seine Spiel- und sonstigen Schulden zu bezahlen? Schon damals war es nicht zweifelhaft gewesen, daß er bei der maßlosen Eitelkeit und den extravaganten Ansprüchen der Generalin den endlichen Ruin doch nicht würde aufhalten können, und das arme, von der Mutter in schnödester Weise vernachlässigte Mädchen, ihres bescheidenen, fleißigen bürgerlichen Vaters bescheidene, fleißige Tochter, hatte sein innigstes Mitleiden erregt. Dann, als sie erwachsen war — mein Gott! hatte er sie denn nicht geliebt? Waren die ersten anderthalb Jahre ihrer Ehe nicht glücklich gewesen? Ja, ja! Und doch hatte bloß Lida zu erscheinen brauchen, und er hatte gewußt, daß, was er für Glück gehalten, weiter nichts gewesen als ein dämmerndes Ahnen des Lichtes, das von der wahren Liebe ausstrahlt.

Der wahren Liebe! Wer darf wagen zu behaupten, daß er sie hat und fühlt? Er hatte es geglaubt, als

er Lida liebte. Und als er Eleonore sah, hatte er dasselbe empfunden, was er empfand, als er Lida sah. War das nur ein Vergessen dessen, was man einst gefühlt? Dann mochte die eine Liebe genau so viel Wert haben, wie die andre. Oder gab es eine Steigerung in der Liebe, wer konnte dann sagen: dies ist ihr höchster Grad? Oder erforderte jedes Lebensalter seine eigene Liebe? Schwebte dem Jüngling ein andres Ideal vor als dem jungen Mann; dem wieder ein andres, als dem gereiften, so mochte ihm in zehn Jahren Eleonores Bild so verblaßt sein, wie heute Lidas.

War es aber so — und es hatte ihn sein Denken in der letzten Zeit wieder und wieder bis zu diesem Punkte geführt — dann war die Institution der Ehe, wie sie jetzt bestand, ein Nonsens, vielmehr eine qualvolle Tyrannei, ein Prokrustesbett, das den Starken um sein natürliches Maß verkürzt und verstümmelt.

Und doch gab es vielleicht einen andern Ausweg: den, daß, wie der Mann sich physisch und geistig von Stufe zu Stufe aufschwang und entwickelte, das Weib seinerseits eine gleichwertige Metamorphose an sich vollzog; und die gereifte Frau die junge unerfahrene so weit überragte, wie diese die Jungfrau, deren Leben vorerst ein halbwaches Träumen ist.

Da mußte der Punkt sein, in welchem man den Hebel anzusetzen hatte, aus der Unmoralität der Ehe, wie sie tausend und tausendfach bestand, ein moralisches Etwas

zu machen, dem seine beste Kraft hinzugegeben, der Freieste der Freien sich nicht zu schämen brauchte. Und gerade hier war es, wo ihn nach seiner Meinung Hertha im Stich gelassen. Wie er sie vor zwölf Jahren gefunden, so war sie heute noch: dieselbe treue Seele, die immer erst an andre dachte, liebend, nach Liebe verlangend, ein goldenes Herz. Und ihr geistiger Horizont ebenso derselbe, wie damals, nicht erweitert um eines Spannes Breite. Und nun zu fühlen, wie man selbst im Anfang aus Galanterie und Ritterlichkeit in diese Enge hineinzuleben sich versucht, und zu dem Zweck an sich selbst zum Verräter wird, bis der Genius die Qual nicht länger erträgt und sich aufbäumt und sich aufreckt und das Dach des Tempels einstößt, das ihm zum gräßlichen Gefängnis geworden ist; und der Tempel zusammenbricht über den Häuptern des ahnungslosen Weibes, der unschuldigen Kinder! —

Ulrich sprang auf voller Entsetzen, als wäre da aus dem See ein Scheusal aufgetaucht und schnappte nach ihm mit gierigem Rachen. Ein paar Minuten später saß er im Sattel, das Pferd, sobald er auf der Chaussee war, zu scharfem Trab antreibend, gefolgt von den verwunderten Blicken Herrn Blandows, der gegen seine Gäste aus der Stadt mit der Bemerkung nicht zurückhielt, daß ihm der Herr Baron seit seiner Reise sonderbar verändert vorkomme, fast, als ob es bei ihm nicht ganz richtig im Kopfe sei.

Sechstes Kapitel.

Die Chaussee, sich in der Nähe des Sees haltend, der von Zeit zu Zeit durch die Bäume blinkte, führte fast beständig durch dichten Forst. Der immer wenig frequentierte Weg war an diesem heißen Sommertage völlig verödet. Außer ein paar keuchenden Fußgängern überholte Ulrich nur die Post, welche sich an den Zug anschloß, den die seit Jahren vollendete Zweigbahn am Spätnachmittage vom Städtchen zur Hauptbahn entsandte. Sonst tiefe Stille; selbst das Geräusch der Pferdehufe verschlang der dicke Staub des Sommerweges. Oben in den Wipfeln mochte sich dann und wann ein leichter Luftzug regen, der vom See herstrich; unten herrschte ununterbrochen eine betäubende Schwüle. Gerade so war es gewesen an jenem Abend in Norderney, als er von der Weißen Düne zurückkam. Gerade so wie jetzt hatte er den Druck, der auf seiner Seele lag, als physischen Schmerz am Herzen empfunden. Aber dann war der Sturm ge-

kommen und hatte sie ihm geschenkt, sein holdes, sein angebetetes Mädchen; und er gewähnt, nun sei der strahlende Tag angebrochen, der ihn entschädigen solle für die lange dunkle Leidensnacht. Der selige Traum, wie bald war er ausgeträumt!

Nein und tausendmal nein! Das konnte kein Traum gewesen sein! Dies und was vorher gewesen, war ein wüster Traum; jenes — das wahre, glühende Leben, das nur hatte verschwinden können, weil die erste entzückte Ueberraschung ihn ganz der Fassung beraubt hatte.

Es sollte nicht wieder geschehen, beim Himmel! So knabenhaft blöde und ungeschickt sollte ihn das Glück nicht zum zweitenmal finden! Es würde wiederkommen in derselben süßen Gestalt. Dann würde er es festhalten, würde sie festhalten, die Geliebte, sie nicht wieder aus seinen Armen lassen, und sollte er sich den Tod an ihren Küssen trinken!

Und wie ihm nun mit unheimlicher Deutlichkeit die Erinnerung jener seligen Minute zurückkam, als er Eleonore im abendlichen Garten des kleinen Fischerhauses in seinen Armen gehalten und ihre Küsse getrunken, überfiel ihn die Sehnsucht nach ihr mit so fürchterlicher Gewalt, daß er laut aufschrie. Und dann gab er Robin die Sporen und jagte weiter durch den Wald, als harrte seiner am Ausgang das verlorene Glück.

Aber die rasende Eile brachte ihn nur eine Viertel-

stunde früher zum Städtchen, dessen öde Gassen er nun auf dem holprigen Pflaster langsam durchritt, bis er auf dem kleinen Marktplatz vor Hermann Meinks Gasthaus „Berliner Hof" von dem triefenden Pferde stieg. Er hatte Hertha gesagt, daß er Geschäfte in der Stadt habe, und damit eine Konsultation bei seinem Rechtsanwalt gemeint in einem Grenzstreit, den während seiner Abwesenheit ein immer schwieriger Nachbar nach Pasedags Aussage vom Zaun gebrochen. Ihm graute vor dem Gedanken, in seiner augenblicklichen Stimmung die widerwärtige Sache ausführlich durchsprechen zu sollen; aber er war doch nun einmal hier, und Robin mußte eine Stunde Ruhe haben. So machte er sich auf den kurzen Weg zu Doktor Michaelis, dessen junge Gattin mit einer Freundin auf der Bank vor der Thür saß. Der Doktor selbst war nicht zu Hause, bereits seit einer Stunde auf der Ressource, wo die Offiziere der Schwadron einem Kameraden, der zur Kriegsschule kommandiert war und morgen früh fortging, eine Abschiedsbowle gaben, bei der ihr Mann, als Reservelieutnant des Regiments, nicht fehlen durfte. Ulrich dankte der Dame für ihre Mitteilung und lehnte ihr Anerbieten, den Gatten holen zu lassen, höflich ab: die Sache habe gar keine Eile; er werde morgen und dann zu gelegenerer Zeit wieder in die Stadt kommen.

Er ging die Gasse weiter. Sie mündete auf einen kleinen, mit Bäumen bepflanzten und Ruhebänken ver-

sehenen Platz, wo man die ganze Länge des Sees vor sich hatte, nebenbei die Stelle, die man in der Stadt meinte, wenn man vom „Hafen“ sprach: ein paar in den See hineingebaute längere Brücken, an und zwischen denen der Remorqueur, zwei dem Kommerzienrat Blank und dem Offizierklub gehörende Yachten, ein halbes Dutzend große Kornböte und ein paar Dutzend größerer und kleinerer Ruderböte angekettet waren.

Ulrich setzte sich auf eine leere Bank und ließ seine Blicke über den See schweifen, auf dessen spiegelglatter Fläche noch ein letzter, mit jeder Sekunde mehr verblassender Abendschein lag. Rechter Hand in fast ununterbrochener Folge die Wälder, durch die er vorhin gekommen war; links das flachere Ufer, das überall mit seinen Feldern und Wiesen glatt zum See hinabstieg, und aus dem nur in der Entfernung die Baummassen des Parkes von Seehausen dunkel aufragten. Die entgegengesetzte Seite, wo sein Wüstenei lag, verhüllte bereits ein blaßblauer Nebelschleier — man hätte glauben können, dort hinaus in die Unendlichkeit des Meeres zu blicken.

Des Meeres, das sich vor ihnen breitete, während sie auf der Düne saßen, Seite an Seite — nur er immer ein wenig tiefer als sie, damit er ihr ungezwungen in die Augen blicken konnte. Sie hatten von fernen Ländern gesprochen und von Philosophie, Kunst und Poesie. Dann hatte sie einen neckischen Einfall gehabt und gelacht — ein leises, süßes, melodisches

Lachen, wie er es von keinen Frauenlippen sonst gehört. Und dann war sie plötzlich aufgesprungen und er noch ein Weilchen so liegen geblieben, um sich an ihrer schlanken, elastischen Gestalt zu weiden, wie sie sich jetzt so köstlich von dem Abendhimmel abhob. Bis sie ihm lachend zugerufen: Wenn Sie nicht sofort aufstehn, sage ich es morgen Otterndorf. Der setzt Sie an den Katzentisch, und Sie bekommen keine Mehlspeise!

O, die holden, holden Stunden! Und kein barmherziger Gott, der eine Minute all der Seligkeit zurückbrächte! Wäre sie am fernsten Ende der Welt, er wollte sich zu ihr hinbetteln und sich belohnt glauben, dürfte er auch nur den Saum ihres Kleides berühren!

Er fuhr aus seinem Brüten auf, blickte verwirrt um sich und mußte sich besinnen, wie er hierher gekommen war. Auf einer benachbarten Bank hatte ein liebendes Pärchen Platz genommen. Der junge Mann sprach eifrig auf das Mädchen ein, das manchmal die verschämten Augen zu ihm aufschlug und alsbald wieder senkte. Sonst war das Boskett leer; nur auf der ihm zunächst gelegenen Brücke stand noch ein Herr, der auf den See hinausblickte. Er hatte Ulrich den Rücken zugewandt. Die Gestalt kam Ulrich bekannt vor — war das nicht Guido Wendelin? In seiner menschenscheuen Stimmung hatte er sich auf die bloße Möglichkeit einer Begegnung hin schnell erhoben; in demselben Moment aber auch Guido sich umgedreht,

ihn gesehn, erkannt und ein paar lebhafte Schritte auf ihn zu gemacht. An ein Ausweichen war jetzt nicht mehr zu denken.

Lieber Randow, wie glücklich bin ich, Sie so unerwartet zu treffen!

Guido hatte seine beiden Hände ergriffen; aus den hellblauen Augen schimmerte eine so unverkennbar herzliche Freude, daß Ulrich nicht widerstehen konnte.

Ganz mein Fall, lieber Wendelin, erwiderte er; aber wie kommen Sie hierher? Ich denke, Sie sind in Hannover?

War ich — zwei Tage — vorher circa eine Woche in Berlin. Sonst hätte ich schon längst in Wüstenei vorgesprochen — selbstverständlich. Hörte in Berlin, daß Sie zurück seien, oder doch in diesen Tagen kommen würden — von Ihrer Frau Schwiegermutter.

Also doch auf dem alten Jagdpfade!

Wo denken Sie hin! Ich — ich — aber darüber müssen wir gelegentlich ausführlich sprechen. Zuerst, lieber Freund, wie geht es Ihnen? Mir deucht, Sie —

Sehen nicht gut aus. Alle Welt findet das. Sehr begreiflich: es geht mir auch nicht gut.

Das thut mir aufrichtig leid. Offen gestanden: ich bin mit meinem Befinden ebenfalls nicht zufrieden. Plane eine größere Reise. Wäre sogar schon fort, bloß daß mir Mama einige Sorge macht.

Das thut nun wieder mir aufrichtig leid. Ich weiß, mit welcher Liebe Sie an ihr hängen.

Ich habe auch weiter niemand auf der Welt — und Sie — selbstverständlich! Sie sind doch mein Freund?

Ich glaube, Guido, ich habe Ihnen niemals Ursache gegeben, daran zu zweifeln.

Nein, bei Gott, das haben Sie nie. Es war auch ein dumme Frage, die ich gar nicht so meinte. Es ist nur — ich — ich bin in einer Gemütsstimmung, in der Ihre Freundschaft noch mehr Wert für mich hat, als sonst.

Auf deutsch, die kleine Hexe von Kittie hat es Ihnen endlich gründlich angethan.

Um Himmelswillen, Randow, ich schwöre Ihnen, Sie irren sich — irren sich vollständig.

Dann erlauben Sie mir, Ihnen von Herzen zu gratulieren.

Wozu?

Dazu, daß ich mich vollständig irre!

Guidos Augen drängten sich schier beängstigend weit aus den Höhlen.

Ach so! sagte er gedehnt, nun ja — selbstverständlich! Aber wissen Sie, Randow — ich habe Sie schon oft gebeten: mit mir müssen Sie nicht ironisch sprechen, sondern immer ganz klar, und so, daß ich es verstehe.

Wenn Sie ein andrer so reden hörte!

Es ist mein vollkommener Ernst: ich bin kein heller Kopf. Es ist mein Unglück. Es ist mir nie so klar gewesen, wie jetzt.

Der junge Mann seufzte und blickte mit bekümmerter Miene vor sich nieder. Wie schwer auch Ulrich an dem eigenen Weh zu tragen hatte, der arme Mensch, der von jeher sein Schützling gewesen war, that ihm leid.

Sie haben etwas auf dem Herzen, Guido, sagte er. Was ist es? Vielleicht kann ich Ihnen helfen, zum wenigsten raten.

Wenn Sie es wissen, werden Sie mir raten, da in den See zu gehen.

Ulrich lachte; es klang nicht eben natürlich: noch vor ein paar Stunden hatte er sich sehr ernstlich auf den Grund des Sees gewünscht.

Das bleibt einem noch immer, sagte er. Vorläufig müssen wir wohl an den Nachhauseweg denken. Oder wollen Sie in der Stadt bleiben?

Bewahre! Ich bin in Salchow — nur so herübergeritten, um doch irgend etwas zu thun.

Das trifft sich gut. Ich bin auch zu Pferde hier; wollte, so wie so, den Rückweg auf Eurer Seite machen. Von der Hitze im Walde hatte ich heute gerade genug ausgestanden. Sie sind doch bei Meink abgestiegen?

Selbstverständlich. Das heißt: ich bin wirklich nur abgestiegen und habe gar nicht erst absatteln lassen.

Desto besser. Mein Robin wird sich unterdessen auch erholt haben.

Die Freunde gingen die Gasse vom Hafen hinauf. Es fing bereits ein wenig zu dunkeln an. Jedes der Häuser hatte neben der Hausthür seine Bank, und jede Bank war von eifrig plaudernden Müttern, Tanten und erwachsenen Töchtern besetzt, während die Kinder, sicher vor Wagengefahr, lachend und einander rufend auf der Straße spielten. Auch Frau Doktor Michaelis hatte noch ihren alten Platz inne. Vor ihr stand jetzt ein Herr, der, als Ulrich grüßend vorüberging, sich schnell umwandte: es war sein Universitätsfreund von Odebrecht. Herr von Odebrecht machte im ersten Moment eine Bewegung, als wolle er auf ihn zutreten, besann sich dann aber eines andern und begnügte sich mit einem höflichen Gruße, um sich sofort wieder zu der Dame zu wenden. Guido sagte etwas, das Ulrich nicht hörte. Er dachte an den Nachmittag, als er mit Eleonore an dem Fenster in der überfüllten Gaststube des Leuchtturmhauses in Norderney saß und ein Herr durch das Zimmer ging, in dem er Odebrecht zu erkennen glaubte. Er hatte damals gehofft und hoffte jetzt wieder zuversichtlich, daß er sich geirrt. Kannte er doch die böse Zunge des Mannes und die Virtuosität, mit der er seinen Nächsten ins Gerede brachte! Und gerade jetzt hatte er allen Grund zu wünschen, daß ein Gerede über ihn, wenn es denn

doch nicht zu vermeiden war, wenigstens nicht von dieser Seite kam.

Sie stehen sich noch immer nicht besser mit Herrn von Odebrecht? sagte Guido.

Wir gehen einander so weit als möglich aus dem Wege. Hier ist das leider weniger leicht als in Norderney, wo wir uns, glaube ich, nicht viermal gesehen haben, trotzdem wir wochenlang zu gleicher Zeit dort gewesen sind.

Waren Sie gern auf Norderney?

So gern, daß ich zehn Jahre meines Lebens geben würde, könnte ich unter denselben Bedingungen noch einmal eine Stunde dort verbringen.

Guido sah ihn fragend von der Seite an, erwiderte aber nichts.

Vor dem Berliner Hof führte Guidos Groom die beiden Pferde langsam auf und ab. Während Robin gesattelt wurde, hatte Guido eine Flasche Roederer kommen und auf einem der Tische vor dem Hause servieren lassen. So viel Zeit müsse man immer haben, um ein Glas Sekt zu trinken, zumal wenn sich zwei alte Freunde nach monatelanger Trennung wiederfänden! Merkwürdig! Er mache sich sonst, wie Ulrich wisse, nicht viel aus dem Zeug; aber seit einiger Zeit habe er ein fortwährendes Verlangen danach. Seine Mama meine, es seien die Nerven. Ob Ulrich dergleichen sonderbare Nervenzustände auch schon gehabt habe?

Ulrich sagte: es sei wiederholt in seinem Leben der Fall gewesen; nur habe er nicht finden können, daß sich die Nerven bei dem Regime besser stünden.

Für den Augenblick doch, rief Guido, sich ein Glas voll schenkend und auf einen Zug leerend. Das Leben besteht ja nur aus Augenblicken.

Sie werden noch zum Philosophen, Wendelin, sagte Ulrich, und bei sich selbst: es ist doch Kittie! der arme Kerl!

Ich wollte, ich wäre einer! rief Guido. Man spielt doch eine ganz andre Rolle bei den Damen.

Das kommt sehr auf die Damen an, lieber Freund. Ich kenne diverse, die vor der Philosophie und nun gar vor einem Philosophen drei Kreuze schlagen.

Von denen spreche ich nicht. Ich spreche von Elitenaturen — selbstverständlich!

Ausnahmen, auf die sich keine Regel bauen läßt.

Die aber vorkommen.

Stoßen wir an auf die Ausnahmen!

Sie sollen leben! rief Guido enthusiastisch und setzte das geleerte Glas so heftig auf den Tisch, daß es zerbrach.

Ein glückverheißendes Zeichen, sagte Ulrich. Und nun lassen Sie uns machen, daß wir fortkommen!

Wollen wir nicht noch eine —

Um keinen Preis. Sie wissen, ich habe einen langen Weg vor mir.

Sie stiegen auf und ritten, gefolgt von dem Groom,

durch die schmalen Gassen, in welche mit jeder Minute die Dämmerung tiefer herabsank. Doch brannte noch in keinem der Häuser Licht; nur in der Ressource, an der sie vorüber mußten, waren die Fenster des ersten Stocks erleuchtet. In der Vorstadt zwischen den zerstreuten Scheunen wurde es wieder heller; und als sie aus der Vorstadt heraus in das offene Feld gelangten, ließ ein brennendes Abendgelb, welches sich über den ganzen westlichen Horizont breitete und in allmählich erblassenden Tinten fast bis zum Zenith hinaufreichte, vergessen, daß der Tag bereits seit einer Stunde zu Ende war.



Siebentes Kapitel.

Der Weg, den die Freunde zurückzulegen hatten, war für Ulrich ein gutes Dritteil länger als für Guido, dessen verpachtetes Gut Salchow unmittelbar an Seehausen grenzte, zwischen welchem und der Stadt nur zwei, früher von Waldowsche, jetzt städtische Güter lagen. Hinter Salchow bis Wüstenei dehnten sich von Brandts Besitzungen, Semlow und Pustow, weit am See hin. Der sich zwischen den verschiedenen Gütern und durch dieselben hinschlängelnde, im Winter manchmal sehr böse Kommunalweg war jetzt nach der langen Reihe schönster Sommertage vortrefflich, besonders für Reiter, und in Anbetracht der beträchtlichen zu durchmessenden Strecke ein mäßiger Trab die entsprechende Gangart.

Ihr Robin ist doch ein kapitaler Gaul und hält sich vorzüglich, sagte Guido.

Er machte diese Bemerkung jedesmal, wenn sie zu Pferde zusammentrafen, worauf dann für gewöhnlich das obligate Gespräch über die beiderseitigen Reit-

pferde im besonderen und Pferde im allgemeinen folgte. Heute mochte Ulrich auf das Thema nicht eingehen. Er war überzeugt, daß Guido etwas auf der Seele hatte, das ihn schwer drückte, und glaubte mit Bestimmtheit zu wissen, was es war. Zwar hatte Guido vorhin lebhaft in Abrede gestellt, daß er Kittie liebe, und sich in der That früher den sehr deutlichen Avancen von Mutter und Tochter gegenüber mit äußerster Zurückhaltung benommen. Aber die Gemüter der Menschen sind wandelbar, und Ulrich hatte stets gefürchtet, daß sein lenkbarer Freund doch endlich in die ihm gestellten Schlingen gehen werde. Wenn es nicht der Fall war, was hatte er in Berlin zu thun gehabt? Zu welchem Zweck hielt er sich jetzt in Salchow auf, wo er in dem Pächterhause unbequem logiert war, und das er sonst, gerade wegen der Nachbarschaft von Seehausen, geflissentlich mied? Woher zumal die Aufregung, die heute aus jeder seiner Mienen, Bewegungen, Reden sprach? und die plötzliche Vorliebe für Sekt, von dem er stets behauptet, daß er ihm schlecht bekomme? Die Sache war klar — leider! Ein so gefallsüchtiges, innerlich hohles, dazu völlig unter der Herrschaft ihrer frivolen, eitlen, durch und durch egoistischen Mutter stehendes Geschöpf, wie Kittie, konnte den gutmütigen, schwachen Guido nur grenzenlos unglücklich machen. Eine unglückliche Ehe mehr zu all den andern zahllosen unglücklichen! Das durfte nach Ulrichs Gefühl nicht sein, wenn er es verhindern konnte!

Aber freilich, in solchen Dingen sind auch die gutmütigsten Menschen leicht verletzlich, und Kittie war Herthas Schwester! Man plaidiert doch nicht gern gegen ein Mitglied seiner eigenen Familie!

Während Ulrich noch überlegte, wie er den schwierigen Gegenstand am besten angreifen könnte, sagte Guido plötzlich, sich im Sattel zu ihm wendend: Sie äußerten vorhin, es habe Ihnen in Norderney so gut gefallen. Ich glaube, es würde Ihnen noch besser gefallen haben, wenn Sie eine Dame kennen gelernt hätten, die zu derselben Zeit mit Ihnen da war.

Es hat mir an Damenbekanntschaft nicht gefehlt, erwiderte Ulrich mit einem wehmütigen Lächeln.

Die Dame, die ich im Sinn habe, läßt sich mit einer andern nicht vergleichen.

Ulrich horchte hoch auf. Sollte er wirklich auf einer falschen Fährte gewesen sein?

In der That! sagte er. Sie machen mich neugierig. Darf man fragen, wer es ist?

Bevor ich es sage, muß ich eines befürworten, erwiderte Guido. Sie dürfen nicht glauben, daß ich an der Dame ein andres Interesse nehme als ein rein freundschaftliches — selbstverständlich!

Selbstverständlich! wiederholte Ulrich lächelnd das Lieblingswort des Freundes. Ich kenne die Dame also nicht! Ich meine: kann ihr nicht in Norderney begegnet sein?

Sie hat mich ausdrücklich versichert, daß es nicht der Fall gewesen ist. Sie können sich denken, ich habe sie danach gefragt — selbstverständlich. Ich machte ihre Bekanntschaft, als ich das vorletzte Mal von Hannover nach Berlin fuhr — auf der Eisenbahn — waren die ganze Zeit allein im Coupé. Sie kam direkt von Norderney. Ich stellte mich ihr vor — selbstverständlich — und wir gerieten in ein Gespräch — haben auch von Ihnen gesprochen.

Was die Dame schwerlich interessiert haben wird.

Doch! doch! Sie wissen, wenn es sich um Sie handelt, werde ich immer warm und kann dann ganz gut sprechen. Uebrigens keine Kunst in diesem Falle. Ich habe noch keine Dame gefunden, die einem die Unterhaltung so leicht gemacht hätte.

Wodurch?

Durch — durch — ja, das ist schwer zu sagen — durch — durch — ich weiß wirklich nicht, wie ich es ausdrücken soll. Es ist zauberhaft — einfach zauberhaft.

Ulrich hatte schon von dem Augenblicke an, als Guido sagte, daß er mit der Dame auf dem Wege von Hannover nach Berlin zusammengetroffen, das Herz zu schlagen begonnen. War es denn möglich?

Erinnern Sie sich zufällig des Datums des Tages, an welchem Sie die liebenswürdige Bekanntschaft machten?

Sehr genau: es war am zweiundzwanzigsten Juli.

Ulrich klopfte das Herz bis in die Kehle: am ein-

undzwanzigsten war Eleonore von Norderney abgereist. Die erste größere Etappe der Reise mußte Hannover gewesen sein. Und in Berlin wohnten ihre Verwandten!

Ist es sehr indiskret, nach dem Namen zu fragen?

Es hatte so seltsam rauh geklungen; Guido hielt sein Pferd zurück.

Sollen wir vielleicht ein wenig Schritt reiten? Man gerät zu leicht in Transpiration bei der Schwüle. Darf ich Ihnen etwas Cognak offerieren? Friedrich muß immer ein Fläschchen bei sich führen. Es setzt die Bluttemperatur herab, habe ich mir von Doktor Balthasar sagen lassen.

War das Hohn? Ulrichs Herz schrie nach dem Namen, und der Mann sprach von Bluttemperatur!

Danke! Sie wollten mir den Namen der Dame sagen.

Keine von Stande, wie Sie sicher vermuten: ein Fräulein Eleonore Ritter.

Ulrich hätte fast laut aufgelacht: er hatte es mit solcher Bestimmtheit erwartet!

Und Sie trennten sich in Berlin?

In Berlin — selbstverständlich.

Für immer? Ich meine: Sie haben keine Aussicht, der Dame auf Ihrem Lebenswege wieder zu begegnen?

Guido lachte verlegen.

O, doch, doch! sagte er, sehr starke sogar! Teile

übrigens die Aussicht, wie Sie zu sagen belieben, mit vielen Leuten, unter andern mit Ihnen.

Mit mir?

Sie hätten sogar das Vergnügen noch eher haben können als ich, wenn Sie heute nachmittag Ihre Frau Gemahlin — ich sah sie auf dem Wege, als ich in Salchow vom Hofe ritt — habe auch gehorsamst gegrüßt — hat mich aber nicht erkannt — die Entfernung war etwas groß — vermutete mich auch nicht hier — selbstverständlich — was ich sagen wollte: wenn Sie heute nachmittag Ihre Frau zu Ihrer Frau Schwiegermutter begleitet hätten.

Ulrich begann es im Kopfe zu wirbeln; wollte der andre ihn verrückt machen?

Ich verstehe das nicht, sagte er rauh.

Großer Gott, es ist auch eigentlich unverständlich, erwiderte Guido mit einem Reitpeitschenhieb nach der Bremse, die um den Kopf seines Rappen kreiste; eine Dame wie Fräulein Ritter — auf mein Wort, Randow, die geborene Prinzessin! — und jetzt — beim Himmel, es will mir kaum über die Zunge: Gesellschafterin bei der Frau Generalin.

Unmöglich! stieß Ulrich heraus.

Hätte ich es nicht aus dem Munde Ihrer Frau Schwiegermutter, die es mir bereits in Berlin erzählte; und wäre es mir nicht von Frau Becker bestätigt worden, als ich gestern nach Salchow kam. Von einem Nachbargute zum andern, Sie wissen ja, da hört

man das Gras wachsen. — Großer Gott! sind das nicht —

Das Wort blieb Guido zwischen den Zähnen. Aus einem Wäldchen junger Tannen, das auf der Grenze von Seehausen und Salchow lag, und in welches sie eben hatten einbiegen wollen, waren zwei Damen in hellen Sommerkleidern getreten, ohne Hüte und Handschuhe, wie Damen zu Hause oder im Garten sich zu bewegen pflegen. Die Entfernung zwischen ihnen und den Damen war so gering, das Erkennen hinüber und herüber ein momentanes und gleichzeitiges gewesen. Die Damen waren stehen geblieben; in der nächsten Minute hielten die Reiter vor ihnen mit abgezogenen Hüten.

Fräulein Clementine — welch glücklicher Zufall! Fräulein Ritter — wie befinden Sie sich? Gut? selbstverständlich! Wollen Sie mir verstatten, Sie mit meinem Freunde Baron Randow bekannt zu machen?

Wie geht es dir, Ulrich? Gut? — selbstverständlich! sagte Clementine mit ihrem schelmischen Lächeln, Ulrich die Hand reichend. Du mußt wissen, Eleonore, dies ist mein lieber Schwager. — Wenn du scharf zureitest, kannst du deine Frau noch einholen, Ulrich; sie hat uns vor kaum zehn Minuten erst abgesetzt — dicht hinter dem Wäldchen.

Zehn Minuten sind schwer einzubringen, Fräulein Clementine, rief Guido; und Ihr Schwager hat Robin heute schon etwas scharf mitgenommen. Ich möchte

mir einen andern Vorschlag erlauben; wenn die Damen uns verstatteten, Sie ein Streckchen auf dem Heimwege zu begleiten?

Damit wir doch den vollen Staub genießen!

Friedrich! Friedrich!

Guido war mit einem Sprunge aus dem Sattel und hatte dem heransprengenden Reitknecht die Zügel zugeworfen.

So laß ich's mir gefallen, rief Clementine. Nun, Ulrich, wenn du Hertha doch nicht mehr einholen kannst —

Ulrich stand bereits auf dem Boden.

Nimm den Robin zwischen dein Pferd und Viktor, Friedrich, und schling die Trense von Viktor durch den Ring von Robin! Warte, ich werde dir helfen! So! Und du bleibst immer gute fünfzig Schritte hinter uns! Alles in Ordnung, meine Damen!

Ulrich hatte, während Guido und der Reitknecht die Pferde zusammenkoppelten, das des letzteren gehalten. Clementine und Eleonore waren etwas beiseite an den Rand des Weges getreten.

Mein Gott, wie blaß du bist! flüsterte Clementine. Es ist dir doch nicht unangenehm?

Durchaus nicht; ich freue mich darauf, deinen Schwager kennen zu lernen.

Dann will ich ihn dir auch möglichst allein lassen. Graf Guido!

Was willst du thun?

Laß mich nur! — Graf Guido!

Fräulein Clementine?

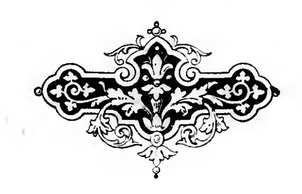
Ich muß Sie notwendig auf fünf Minuten sprechen. Derweilen können die beiden andern Herrschaften vorausgehen und nachzuholen suchen, was sie in Norderney versäumt haben.

Sie sehen, mein gnädiges Fräulein, daß Sie fünf Minuten lang mit mir vorlieb nehmen müssen, sagte Ulrich, sich vor Eleonore verbeugend.

Ich denke, Sie werden es mir nicht schwer machen, erwiderte Eleonore mit einem ernsten Lächeln.

Keine langen Komplimente! rief Clementine.

Die Gesellschaft setzte sich in Bewegung; voran Ulrich und Eleonore, dann Guido und Clementine, die ihre Schritte geflissentlich verlangsamte; in gemessener Entfernung hinter ihnen der Groom mit den Pferden.



Achtes Kapitel.

Guido war mit dem von Clementine getroffenen Arrangement wenig zufrieden. Seine verdüsterten Blicke hafteten an den beiden schlanken Gestalten vor ihm. Er wäre so gern an Ulrichs Stelle gewesen, trotzdem er sich sagte, daß er dann in einer fürchterlichen Verlegenheit sein würde. Ein Tete-a-tete mit ihr nach der letzten Scene zwischen ihnen im Salon der Frau Geheimrätin! Als er den Vorschlag einer Promenade machte, hatte er auch nur an eine gemeinschaftliche Unterhaltung gedacht, die ihm das Vergnügen gewähren würde, in der Gesellschaft des angebeteten Mädchens zu sein, ohne daß ihn dabei eine besondere Verantwortung traf. Davon durfte natürlich seine Begleiterin nichts merken. Er sagte deshalb, nachdem sie ein paar Schritte schweigend nebeneinander gegangen waren, in seinem freundlichen Tone: Sie wollten mir etwas mitteilen, Fräulein Clementine?

Später, sagte Clementine, die ihm auf der Welt

nichts mitzuteilen hatte. Zuerst, seit wann sind Sie auf Salchow?

Seit gestern morgen.

Wissen Sie, daß Mama sehr ungnädig sein wird, wenn sie das hört? Seit gestern morgen! und konnten in zehn Minuten herübergaloppieren! Herr Ritter, ist Eure Liebe so heiß?

Ach, Fräulein Clementine, necken Sie mich nicht! sagte Guido bittend. Sie wissen doch am besten, was Sie davon zu denken haben.

Ich habe es bis jetzt geglaubt, erwiderte Clementine, der daran gelegen war, Guido noch etwas bei dem Thema festzuhalten. Aber Sie scheinen neulich in Berlin bei Tante Excellenz alle Ihre Sünden wieder gutgemacht zu haben; Mama und Kittie stehen ja seitdem ganz in Flammen! Und was haben Sie in Salchow zu thun, als nach Seehausen hinüberzuschmachten? Oder hat Frau Becker mit ihren roten Haaren es ihnen angethan? Nehmen Sie sich in acht! Mit Herrn Becker ist nicht zu spaßen.

Ich habe nicht gewußt, daß Sie so grausam sein können.

Ich habe dies Talent bei mir auch jetzt erst entdeckt, rief Clementine lustig. Ich habe mich überhaupt erst entdeckt. Finden Sie denn nicht, daß ich eine ganz andre geworden bin?

In der That, Fräulein Clementine, ich erkenne Sie kaum wieder.

Ich mich auch nicht. Und sehen Sie, das macht alles die große Zauberin da!

Und sie deutete mit der Hand nach Eleonoren vor ihnen.

Fräulein Ritter? — Selbstverständlich!

Er hatte es in einem so seltsam gepreßten Tone gesagt, und sein Lieblingswort hatte so eigentümlich nachgeschleppt — Clementine warf einen schnellen verwunderten Blick auf ihn. Er war noch eben sehr rot im Gesicht gewesen und jetzt ebenso blaß. Die Oberlippe mit dem blonden Bärtchen zuckte; die blassen Augen hatten einen gläsernen Glanz.

Ah! sagte Clementine leise. Und als er, offenbar ihrer ganz vergessend, schweigend mit großen Schritten weiter ging, die Hand auf seinen Arm legend: Guido!

Er blieb stehen und starrte sie an mit einem hilflos verlegenen Lächeln.

Guido, Sie haben mir immer gesagt, daß ich nach Ihrer Mama Ihre beste Freundin auf der Welt bin. Sollte der Augenblick gekommen sein, wo ich es beweisen kann?

Von dem Moment, als er heute abend Ulrich unter den Kastanien am See traf, hatte ihm sein Geheimnis auf den Lippen geschwebt; vergeblich hatte er sich im Champagner Mut zu seiner Beichte trinken wollen. Es war so schwer einem Manne gegenüber, wenn es auch sein angebeteter Freund war. Aber ihr, die er wie eine Schwester liebte, ihr konnte, mußte er es sagen.

Und er sagte es in einer treuherzigen schlichten Weise: wie er Eleonoren geliebt bei dem ersten Erblicken — so wolle es ihm jetzt scheinen — und jedenfalls lange, bevor er in Berlin auf dem Bahnhofe sich von ihr trennen mußte. Und wie er seitdem keine ruhige Minute gehabt, und seiner Mama sein verändertes Wesen aufgefallen sei — selbstverständlich — und er ihr alles offen gestanden und Eleonoren geschildert habe, so gut er es vermocht. Und wie die gute Mama dann gesagt: wenn die Dame seiner Schilderung entspräche — und sie zweifle nicht daran — so sei sie das Mädchen, das sie sich immer zu ihrer Schwiegertochter gewünscht, und er solle mit ihrem Segen sein Heil versuchen. Das habe er dann gethan — an dem letzten Tage in Berlin —, aber Eleonore, die freilich im übrigen die Güte selbst gewesen, erklärt, daß ihr Herz nicht mehr frei sei. Seine Verzweiflung möge sich Clementine ausmalen. Erst habe er sich töten wollen; aber an seine Mama gedacht und es sein lassen — selbstverständlich! Und nun sein freudiger Schrecken, als er noch an demselben Abend bei Tante Excellenz die Damen traf und erfuhr, daß Eleonore mit ihnen nach Seehausen gehe. In seinem Entzücken müsse er Dinge gesagt haben, welche die Generalin und Kittie, wie er nun zu seinem Bedauern höre, falsch ausgelegt hätten, wenn er auch nicht leugnen könne, daß ihm plötzlich die Wichtigkeit, mit ihnen in gutem Einvernehmen zu bleiben, sehr stark einge-

leuchtet. Es sei ja gewiß grenzenlose Thorheit, sich jetzt noch Hoffnung zu machen. Aber die Mama, als er ihr seine vergebliche Werbung mitgeteilt, habe gesagt: in dem Leben eines so schönen Mädchens, wie Eleonore, und das, wie sie annehme, aus ihren „teens“ heraus sei, finde sich überhaupt kein Moment, in welchem es über ihr Herz ganz frei verfügen könne. Das Bild von dem letzten Anbeter stecke immer noch darin. Es komme nur darauf an, dies Bild zu verdrängen. Das möge immerhin Mühe kosten; aber, wenn man wahrhaft liebe, dürfe einen die Mühe nicht verdrießen. Ihn würde keine verdrießen — selbstverständlich; und so sei er denn vorläufig nach Salchow übergesiedelt, zu größter Verwunderung von Herrn und Frau Becker, die durchaus nicht wüßten, was er da wolle, und, offen gestanden, recht eigentlich wisse er es auch nicht.

Denn Sie begreifen, Fräulein Clementine, schloß er seine Beichte, die sonderbare Lage, in der ich bin. Komme ich nicht nach Seehausen, so hätte ich ebensogut auf Wendelhof bleiben können. Und komme ich, so werden Ihre Mama und Kittie glauben, daß ich Kitties willen komme. Und das ist mir ein höchst peinlicher Gedanke — selbstverständlich! Nun raten Sie mir, beste Clementine! Was soll ich thun?

Clementine hatte, während sie Guido, ohne ihn zu unterbrechen, sprechen ließ, Zeit gehabt zur Ueberlegung, was sie auf diese Frage, mit der er zweifellos endigen würde, antworten solle. Daß Guido Eleonoren liebe,

war ihr, sobald er es gesagt, völlig begreiflich, ja, als etwas Unvermeidliches erschienen, dafür dann die Zumutung, Eleonore solle diese Liebe erwidern, ebenso absurd. Je länger aber Guido sprach, desto mehr fühlte sie sich zu ihrer eigenen Verwunderung geneigt, nach der letzteren Seite Konzessionen zu machen. Trotzdem sie innerlich oft genug über ihn lachte oder in ihrer harmlosen Weise offen neckte, sie wußte, daß er durch und durch ein Gentleman war mit dem besten Herzen von der Welt und einer liebevollen, liebebedürftigen Seele. Wenn es nur nicht gerade Eleonore gewesen wäre, die er liebte! Und gerade wieder Eleonore mußte, wenn eine, imstande sein, ein so edles, schlichtes Herz, wie das Guidos, nach seinem vollen Werte zu schätzen. Und wie prachtvoll würde sie die Honneurs in seinem fürstlich reichen Hause gemacht haben! Freilich, wenn ihr Herz nicht mehr frei war, wie sie Guido gesagt! Aber sagen das junge Mädchen nicht immer, wenn sie nicht wissen, was sie sonst sagen sollen, den Bewerber los zu werden? Oder sie hatte, was mehr als wahrscheinlich, nicht geflunkert. So mochte doch immer wieder Guidos kluge Mama recht haben. Auf alle Fälle durfte man dem armen Menschen, der offenbar der Verzweiflung nahe war, nicht alle Hoffnung rauben. Jetzt, als Guido seine Rede, die ihm diesmal ausnahmsweise klar von den Lippen floß, beendet hatte, war sie auch mit ihrer Antwort im reinen.

Lieber Guido, begann sie, zuerst: ich gratuliere

Ihnen zu Ihrer Wahl. Ein edleres Mädchen als Eleonore existiert nicht. Sie sollte eigentlich eine Königin sein.

Ganz, was ich eben zu Ulrich gesagt habe! rief Guido entzückt. Die geborene Prinzessin, habe ich gesagt.

Ulrich weiß von Ihrer Liebe?

Kein Wort! Das heißt — er ist mein bester Freund —, Sie meinen, ich solle ihm —

Ich meine, Sie sagen ihm nichts. Ich habe keine Erfahrung in diesen Dingen — gar keine. Aber zwischen euch Männern, deucht mir, sind solche Bekenntnisse immer eine eigene Sache. Und er ist von der Reise äußerst verstimmt zurückgekommen und würde Sie vielleicht nicht so freundlich anhören, wie Sie erwarten.

Sie sind ein Engel, Clementine, sagte Guido, ihre Hand ergreifend und an die Lippen führend. Sie denken an alles. Aber was raten Sie mir nun zu thun?

Es ist da schwer zu raten, erwiderte Clementine. Ich meine nur, wenn ein Mann einem Mädchen seine Liebe erklärt, und sie muß ihn zurückweisen, weil ihr Herz nicht mehr frei ist, so kann sie ihm deshalb nicht gram sein. Sie haben mir ja auch gesagt, daß Eleonore sehr lieb und gut zu Ihnen gewesen ist und Ihnen ihre Freundschaft angeboten hat. Hat sie das gethan, so hat sie's auch so gemeint — Phrasen kennt

sie nicht. Sie wird also weiter lieb und gut zu Ihnen sein, und Sie dürfen vorderhand nicht mehr erwarten und verlangen. Eine Annäherung ist es immer, und je mehr Gelegenheit Eleonore hat, Sie zu sehen und zu beobachten, um so mehr wird sie Sie auch schätzen lernen.

Wenn das wäre! murmelte Guido. Sie wissen, ich habe keine übertrieben hohe Meinung von mir. Ich — ja, ja, ich weiß, was Sie sagen wollen: ich muß Mut haben. Ich habe auch Mut; ich könnte für sie alles thun — alles! Aber die Gelegenheit!

Die für heute ist verpaßt, sagte Clementine, und das ist vielleicht kein Unglück. Es ist besser, ihr habt euch vorerst einmal wieder gesehen und ein paar höfliche Worte ausgetauscht. Dann machen Sie uns morgen einen Nachmittagsbesuch, entschuldigen sich, daß Sie nicht früher hätten kommen können und am folgenden Tage nach Wendelhof zurück müßten. Länger dürfen Sie hier schon Kitties wegen nicht bleiben.

Wird man nicht immer glauben, daß, was ich auch thue, ich Ihrer Schwester wegen thue?

Es wird sich kaum vermeiden lassen; aber daran können wir doch nun nichts ändern. So haben wir an einem der nächsten Tage einen Besuch bei Ihrer Mama vor. Ich werde Ihnen einen Wink geben, und Sie müssen natürlich kommen. Vielleicht können Sie es so einrichten, daß es wie ein Zufall aussieht. Wenn nicht, müssen Sie eben das Risiko auf sich nehmen.

Ich werde es auf mich nehmen.

Gut. Bei einer zweiten Gelegenheit ist nicht so viel zu riskieren: wir haben am fünfzehnten das Seefest.

Und das ist ganz unverfänglich. Ach, Gott! Clementine, wie gut Sie sind! und wie klug!

Ich wundere mich über mich selbst. Es scheint, wenn man, wie ich, so gar keine Veranlassung hat, Dummheiten für seine eigene Rechnung zu machen, ist es verhältnismäßig leicht, für andre Leute klug zu sein. Aber nun lassen Sie uns ein wenig zugehen; die beiden sind stehen geblieben. Himmel, wir sind schon an unserm Park! Wie ist das möglich?



Neuntes Kapitel.

Trotzdem Ulrich durch Guidos Mitteilungen auf die Möglichkeit eines Wiedersehens mit Eleonore vorbereitet gewesen war, hatte ihn doch die plötzliche Begegnung am Saum des Wäldchens in der ersten Minute völlig der Fassung beraubt. Er bebte an allen Gliedern und wagte nicht, die Augen aufzuschlagen, aus Furcht, sich zu verraten. Wann er sich in der Phantasie dies Wiedersehen ausgemalt — und er hatte es oft genug gethan —, es war ein andres gewesen als jetzt. Immer hatten sie sich allein befunden — er und sie — und sie waren sich in die Arme gesunken und hatten sich zugeschworen, daß sie sich nie, nie wieder verlassen wollten. Jetzt waren vier fremde Augen da, vor denen man sich höflich verbeugen, vier fremde Ohren, vor denen man ein paar nichtssagende Phrasen wechseln mußte. Und als nun wirklich ein neckischer Einfall Clementinens sie zusammengeführt, war die Entfernung zwischen

ihnen und jenen anfänglich so gering — irgend eine laut geführte, banale Unterhaltung also, ohne daß eines gewußt hätte, was es sagte, was das andre antwortete. Endlich, wenn auch die beobachtenden Augen hinter ihnen blieben, sie sich nicht einmal die verlangenden Hände reichen durften, die Distance hatte sich doch so weit vergrößert und ein freies, halblautes Wort war möglich geworden.

Eleonore, liebst du mich noch?

Ja, von ganzem Herzen.

Und ich dich — unaussprechlich. Ach, ich habe an deiner Liebe gezweifelt. Wie sollte ich nicht, nachdem du dich in Norderney so von mir losgerissen hattest und mir den Abschiedsbrief schriebst! Ich habe fürchterliche Wochen verlebt. Nun ist alles wieder gut. Nun weiß ich, daß du mich liebst. Du wärest ja nicht hier, wenn du es nicht thätest.

Eleonore erschrak in tiefster Seele, und es regte sich etwas in ihr von beleidigtem Stolz. Er konnte glauben, sie sei aus freien Stücken hier, habe alles klüglich so geordnet, daß sie sich wiederfinden mußten! Nicht einen Moment länger durfte sie ihn in diesem Irrtum lassen.

Nein, sagte sie in sanftem, aber festen Ton, so ist es nicht. Was mich hierher gebracht hat, ist Zufall — eine Zeitungsannonce. Ich hatte keine Ahnung von dem Verhältnis der Generalin zu dir. Ich glaubte, zu fremden Menschen in, der Himmel weiß, welche mir

unbekannte Gegend zu kommen. Ich habe alles erst erfahren, als ich nicht mehr zurück konnte.

Das heißt, wenn du gewußt hättest, was du jetzt weißt, du wärest nicht gekommen?

Der schmerzensvolle Ton, in dem er es gesagt, schnitt ihr durchs Herz; aber es mußte sein.

Nein, sagte sie in demselben sanften, festen Ton, ich wäre nicht gekommen.

Ach! stöhnte er.

Und dann nach einer kurzen schwülen Pause, in der sie nur seine schweren Atemzüge hörte: So war denn alles nur ein nichtiger Traum. Ich habe nur geträumt, daß wir uns liebten. Deine süßen Worte, deine holden Blicke, den Kuß von deinen Lippen, daß ich dich in diesen meinen Armen gehalten — alles, alles nur geträumt! Meine Verzweiflung, dich verloren zu haben, die grenzenlose Sehnsucht, all die jammervollen durchwachten Nächte, die öden, verlorenen Tage, das bittere Weh im eigenen Herzen und das ich andern Herzen bereitet — das wahnsinnige Entzücken eben, als ich dich wieder sah — alles umsonst! alles um nichts! Und du sagst, daß du mich noch liebst!

Eleonore hatte den Sturm schweigend über sich hinbrausen lassen müssen — schweigend und zitternd in schmerzensvoller Lust. Sie fühlte, daß sie Ulrich noch nie so geliebt hatte, wie in diesem Augenblick, daß, wenn er sie jetzt in seine Arme riß, auf sein Pferd, und mit ihr davonjagte, sie widerstandslos sein

Eigentum gewesen wäre. Und dann dachte sie an die bleiche Frau, an deren Seite sie noch eben im Wagen gesessen, und an das Kind ihr gegenüber mit den großen, melancholischen, liebeheischenden Augen —

Ulrich, sagte sie mit bebender Stimme, höre mich ruhig an — ich beschwöre dich, wenn nicht um deinethalben, so um meinethalben! Ich wiederhole dir: ich liebe dich, vielleicht mehr als je. Was du durchgemacht, ich habe es auch durchgemacht; was du gelitten, es ist mir nichts davon erspart geblieben. Und doch noch einmal: hätte ich von Anfang an gewußt, daß ich dich hier finden würde, ich wäre geflohen, so weit mich meine Füße trügen. Dann, als ich hier war, habe ich mir gesagt: es ist des Schicksals Wille: du sollst Gelegenheit haben, alles wieder gutzumachen, soweit es gutzumachen ist. Und er, der edel ist und gewohnt, sich ins Rechte zu denken, und im Unrecht nicht leben kann, sowenig wie du — er wird dir helfen. Ja, Ulrich, helfen mußt du mir! Und du wirst mir helfen, wenn du auch jetzt außer dir bist und mich eine Verräterin nennst. Da sind noch andre, die uns helfen werden. Da ist Clementine. Ich brauche nur in ihre vergeistigten Züge zu blicken, um zu wissen, wie man ein schwerstes Leid heroisch trägt. Da ist deine Frau —

Um Gotteswillen, rief Ulrich dumpf, nichts von ihr!

Ja, von ihr! entgegnete Eleonore fest; ich muß

von ihr sprechen. Ich hatte mir ein falsches Bild von ihr gemacht; jetzt habe ich sie kennen gelernt. Sie mag einem geistreichen Mann, wie du, nicht überall genügen; aber sie ist klug und brav und in vieler Hinsicht hundertmal besser als ich. Und Ulrich, sie liebt dich, liebt dich grenzenlos. Ulrich! der Weg zu mir geht über ihre Leiche! Davon bin ich jetzt so fest überzeugt, wie von meinem Leben. Und, Ulrich, du bist es auch. Du täuschst dich geflissentlich, wenn du dir einredest, daß es anders ist. In dem Moment der Entscheidung könntest du es nicht mehr. Weshalb da den Moment herankommen lassen, vor dem wir beschämt stehen bleiben müßten, oder über den hinweg uns nur ein gräßliches Verbrechen trüge? Soll ich noch von deinen Kindern sprechen? Ulrich, mit solchen Kindern hat man nicht mehr das Recht, unglücklich zu sein.

Sie schwieg, weil sie vor Erregung nicht weiter konnte. Ulrich antwortete nicht sogleich, und dann in einem Ton, der ihr durch die Seele schnitt: Du hast dir ja inzwischen alles prächtig zurechtgelegt. Vielleicht hast du jetzt auch noch die Güte, mir zu sagen, was du wünschest, daß ich thun soll.

Wie furchtbar mußte er leiden, daß er so herb und hart zu ihr sprechen konnte! Aber zurück konnte und wollte sie nicht.

Ich hätte eine Frage nicht erwartet, die du dir doch selbst beantworten mußt, erwiderte sie traurig.

Warum nicht? sagte er in demselben bitteren Ton. Warum sollte ich mich nicht auch in diesem Punkte belehren lassen? Ich habe ja heute abend schon so viel Neues lernen müssen.

Ulrich, fühlst du nicht, daß du mir so auch noch das Einzige, das Letzte raubst: den Glauben an dich?

Er lachte höhnisch auf: Weshalb nicht auch den, wenn denn schon alles andre verloren ist!

Dann haben wir uns wohl zum letztenmal gesehen. Ich werde jetzt mein Verhältnis hier lösen, sobald ich schicklicherweise kann. Deine Frau hatte mich gebeten, sie zu besuchen. Ich habe gern zugesagt in der sicheren Hoffnung, daß du mich verstehen und mir als Freund entgegenkommen würdest. Da du es nicht sein willst —

Freilich! Man war auf Liebe geladen und ein frugales Freundschaftsgericht wird einem vorgesetzt!

Es gab und gibt Männer, die auf meine Freundschaft stolz sind.

Zum Beispiel Ihr Reisegefährte von Hannover her. Er hat noch keine Dame gefunden, die ihm die Unterhaltung so leicht gemacht hätte! Es war zauberhaft — einfach zauberhaft — selbstverständlich!

Es ist für eine Dame immer angenehm, sich einen Gentleman verbunden zu haben.

Schließen wir das lustige Gespräch mit einer flagranten Beleidigung.

Wenn eines von uns beiden das Recht hat, beleidigt zu sein, so bin ich es.

Wie das ja auch in der Unterhaltung mit einem, der zweifelsohne kein Gentleman ist, nicht anders zu erwarten stand.

Genug!

Eleonore war stehen geblieben und hatte sich kurz umgewandt, Clementine und Guido mit dem Taschentuche winkend. Ihr Atem flog, ihre feinen Nasenflügel bebten vor zorniger Erregung. Darum die zahllosen heißen Thränen! Es sollte ihr keine wieder die Wimper netzen.

Er stand ein paar Schritte abseits von ihr, die stieren, glühenden Augen auf sie geheftet, wünschend, daß Blicke töten könnten, und zugleich voll wahnwitzigen Verlangens, sie angesichts der beiden, die jetzt eilends herbeikamen, an seine Brust zu reißen und den stolzen Mund mit glühenden Küssen zu bedecken.

Mein Gott, rief Clementine, atemlos herantretend. Seid Ihr gelaufen! Das muß eine interessante Unterhaltung gewesen sein! Nicht ein einziges Mal habt ihr euch nach uns umgesehen.

Ja, wahrhaftig, sagte Guido, nicht ein einziges Mal! Fräulein Clementine war in heller Verzweiflung. Von mir darf ich nicht reden — selbstverständlich.

Sie Undankbarer, rief Clementine, bin ich etwa nicht amüsant gewesen?

Waren Sie auch, erwiderte Guido, zum Entzücken. Was aber doch nicht verhindern kann, daß ich es

schmerzlich empfinde, von der Gesellschaft des gnädigen Fräuleins so gar nichts gehabt zu haben.

Er hatte sich zu Eleonore gewandt, die es fertig brachte, lächelnd ein paar höfliche Worte zu erwidern.

Holen Sie es morgen nach! sagte Clementine. Graf Guido will uns morgen nachmittag eine Visite machen; vielleicht schließt du dich ihm an, Ulrich?

Ich fürchte, gerade morgen werde ich keine Zeit haben, erwiderte Ulrich.

Nun denn, ein andermal! Aber wahrhaftig, Eleonore, wir müssen machen, daß wir nach Haus kommen, oder wir kriegen die schönste Schelte. Auf Wiedersehen!

Sie hatte Guido und Ulrich die Hand gereicht; auch von Eleonore verabschiedete sich Guido mit tiefer Verbeugung und freundschaftlichem Händeschütteln. Es fiel Clementine auf, daß Eleonore und Ulrich es bei der Verbeugung bewenden ließen.



Zehntes Kapitel.

Die Parkpforte war hinter den Damen klirrend in das Schloß gefallen; Friedrich stand mit den Pferden bereit. Die Herren saßen auf und trabten den Weg, den sie eben gekommen waren, zurück. Vom westlichen Himmel war die Abendglut fast verblichen; doch war es noch hell genug, daß man ohne besondere Vorsicht reiten konnte. So waren sie in wenigen Minuten bis zu dem Wäldchen auf der Scheide von Salchow gelangt, wo sie vorhin die Damen getroffen hatten.

Nun, was sagen Sie? rief Guido, plötzlich das Schweigen, das bis dahin geherrscht hatte, unterbrechend; habe ich zu viel behauptet?

Was hatten Sie behauptet? gab Ulrich, aus seinem zornigen Brüten auffahrend, zurück.

Wie Sie fragen! Daß sich Fräulein Eleonore mit keiner andern Dame vergleichen läßt.

Fräulein Eleonore! Sieh doch! Das klingt ja bereits recht vertraulich!

Verzeihung! Es fuhr mir so heraus. Ich hätte allerdings Fräulein Ritter sagen sollen.

Genieren Sie sich nicht! Einem alten Freunde gegenüber! Sagen Sie doch gerade heraus, daß Sie sie anbeten!

Ich Fräulein Ritter anbeten? rief Guido mit einem verlegenen Lachen. Wie kommen Sie um Himmelswillen auf den sonderbaren Einfall?

Wie einem eben so etwas einfällt, wenn man gewisse Dinge kombiniert. Zum Beispiel Ihr Zusammentreffen mit der schönen Dame an einem Tage, dessen Datum Sie so genau im Gedächtnisse haben; die stundenlange angenehme Konversation — und zu konversieren weiß sie — sapristi! — Dann erscheint sie bei uns zu Lande — ich lasse dahingestellt, ob zufällig oder nicht. Jedenfalls sind Sie der erste, der es erfährt und von seiner Wissenschaft auch sofort den entsprechenden Gebrauch macht, wie Ihre Anwesenheit hier auf Salchow beweist. Nur etwas zaghaft gehen Sie vor, deucht mir. Zwei kostbare Tage nutzlos verstreichen lassen! Freilich, mit meiner Frau Schwiegermama ist nicht zu spaßen, und Kittie nimmt leicht die ganze Hand, wenn man ihr den kleinen Finger reicht. Auf der andern Seite: wer nicht wagt, nicht gewinnt. Und mit diesem nicht mehr ganz neuen, aber erprobten Rate gute Nacht!

Sie waren, aus dem Wäldchen heraus, an eine Stelle gekommen, wo von dem Kommunalweg ein

schmaler Gutsweg direkt auf den Hof von Salchow zuführte. Bevor Guido, verwundert, ja erschrocken über die sonderbare Rede des Freundes, ein Wort hervorbringen konnte, hatte dieser Robin die Sporen gegeben und jagte von ihm fort in den dunkeln Abend hinein. Er wäre ihm gerne gefolgt, sicher, ihn einzuholen. Viktor war noch ganz frisch und das schnellere Pferd. Aber was hätte es genützt? Ulrich wollte offenbar allein sein.

Ulrich wollte allein sein; er hätte die Begleitung des ihm sonst so lieben Menschen keine Minute länger ertragen können. Was er da eben gesagt und wie er es gesagt — Guido hatte das Recht, sich beleidigt zu fühlen. Vielleicht schickt er ihm morgen früh eine Herausforderung. Es war ja gleich. Es war jetzt alles gleich. Und er hatte fraglos recht: Guido müßte nicht Guido sein, wenn sein weiches Herz nicht Feuer gefangen hätte. Und Clementine war seine Vertraute — sie hatte fünf Minuten mit ihm zu sprechen! Resultat: der für morgen arrangierte Besuch, und dann so weiter. Und sie — heiliger Himmel! sie! Frau Gräfin Wendelin! Das ließe sich hören! Natürlich mußte man vorher den alten Liebhaber abgeschafft haben. Nichts leichter als das! Man gab ihm eben den Laufpaß. Unter dem Vorwand, daß er mit Frau und Kindern gesegnet war! Nun, meine Gnädigste, das wußten Sie auch schon in Norderney! Aber was thut man nicht vor lieber langer Weile! Unsereiner

geht auf die Hasenjagd; ihresgleichen fängt eine gemütliche kleine Flirtation mit dem ersten besten an, der ihr in den Weg läuft. Das verpflichtet zu nichts, zu absolut gar nichts. Wenn man nur hinterher wunderschön von Pflicht sprechen kann! Und ich Narr der Narren habe sie geliebt! Recht so, Robin! geh du im Schritt! Sie ist es nicht wert, daß wir uns für sie die Hälse brechen. Und nach Hause kommen wir beide noch immer zu früh.

Es war völlig Nacht geworden, als Ulrich auf dem todmüden Robin in seinen Hof einritt. Hertha, die bereits vor einer Stunde nach Haus gekommen war, hatte sich, da zu warten doch vergeblich schien, mit Mademoiselle Didot an den Theetisch gesetzt, als sie seine Stimme vom Hofe her hörte, wo er mit Herrn Pasedag sprach. Mademoiselle, die eben Madame eine Tasse reichte, bemerkte, daß Madame, die schon sehr blaß von ihrer Fahrt zurückgekehrt war, noch blasser wurde, und die Tasse in ihrer Hand klirrte. Madame hatte sich in den Sessel zurückgelehnt, offenbar in der Annahme, daß der Herr Baron alsbald in das Zimmer treten würde. Aber der Schritt des Herrn Baron ging über den Hausflur in der Richtung nach seinem Gemache. Madame saß da mit halbgeschlossenen Augen, ohne sich zu regen. So regte sich auch Mademoiselle nicht und beobachtete die Dampfwölkchen, die aus der Tülle des Wasserkessels aufstiegen, dessen Deckel von Zeit zu Zeit klapperte.

Es war das einzige Geräusch, wenn man das Ticktack der Pendule auf dem Sims des Kamins ausnahm.

So vergingen zehn Minuten. Dann bat Madame sie mit tonloser Stimme, auf die Tischglocke zu drücken, worauf Johann erschien und den Auftrag erhielt, dem Herrn zu sagen, daß die Frau Baronin mit dem Thee auf ihn warte.

Nach einer Minute kam Johann wieder: der Herr Baron lasse die Frau Baronin bitten, nicht auf ihn zu warten. Der Herr Baron fühle sich nach dem heißen Tage etwas angegriffen und wünsche, sich sofort zur Ruhe zu begeben.

Madame sagte: Es ist gut, Johann! blieb aber zurückgelehnt sitzen, ohne ihren Thee zu berühren, der freilich inzwischen kalt geworden sein mußte. Auf Mademoiselles Frage, ob sie Madame eine neue Tasse zurechtmachen dürfe, kam keine Antwort. So löffelte denn Mademoiselle ihren ebenfalls kalt gewordenen Thee schweigend aus und aß so geräuschlos wie ihre falschen Zähne es gestatteten, ein Butterbrot dazu. Mademoiselle hatte kein „Faible" für Madame; aber als sie, von Zeit zu Zeit einen verstohlenen Blick auf sie werfend, sah, daß sie wo möglich noch blasser geworden war und ihr Kopf in seltsamer Weise hin und her schwankte, that sie ihr doch leid, und sie fragte, ob Madame sich unwohl fühle und ob sie für Madame etwas thun könne?

Auch auf diese Frage erfolgte keine Antwort. So

erhob sich Mademoiselle und begab sich nach dem Schlafzimmer von Madame, wo, wie sie wußte, auf dem Toilettetisch ein Flacon mit englischem Riechsalz stand.

Mademoiselle konnte nach ihrer Berechnung höchstens drei Minuten weg gewesen sein. Sie erschrak daher, als sie, wieder hereintretend, Madame nicht mehr in ihrem Sessel am Theetisch, und dann, sich erstaunt umblickend, mitten im Zimmer auf dem Teppich regungslos auf dem Rücken liegen sah. Sie meinte im ersten Augenblick, Madame sei tot — was sie ganz begreiflich gefunden hätte. Aber es war nicht der Fall: Madame erholte sich nach einigen Minuten so weit von ihrer Ohnmacht, daß sie das Flacon, welches ihr Mademoiselle fortwährend an die Nase hielt, zurückstoßen und sich mit Mademoiselles Hilfe langsam aufrichten konnte.

Mademoiselle hatte vor Madames Charakterstärke einen großen Respekt. Aber es war ihr doch ordentlich unheimlich, als Madame, ihre Hilfe zurückweisend, mit etwas rauher Stimme, aber ruhig sagte: Ich will zu Bett gehen. Bitte, beendigen Sie Ihren Thee allein! Sehen Sie nachher noch einmal nach Lili. Sie hatte vorhin ein etwas warmes Köpfchen. Noch eines: sagen Sie dem Baron nichts! Es würde ihn unnütz ängstigen. Ich habe früher oft dergleichen Zufälle gehabt; sie haben gar nichts zu bedeuten.

Elftes Kapitel.

Clementine war nicht wenig erstaunt, als Eleonore, während sie eilends durch den Park dem Hause zuschritten, anstatt in begeisterte Lobeserhebungen über Ulrich auszubrechen, zuerst, ohne ein Wort zu sprechen, neben ihr hinging, und dann auf ihre eifrigen direkten Fragen: wie ihr denn ihr Schwager gefallen habe? ob er nicht der liebenswürdigste Mann sei? nur spärliche, ausweichende Antwort gab. In ihrer abgöttischen Verehrung Ulrichs konnte sie für dies seltsame Benehmen nur eine Erklärung finden: der Eindruck, den er auf Eleonore gemacht, war ein überwältigender gewesen; sie hatte sich auf der Stelle rettungslos in ihn verliebt. Darüber hätte sie denn herzlich lachen mögen, nur daß die Sache doch auch ihre ernste Seite hatte. Sie selbst, mein Gott, sie konnte hoffnungslos lieben, das bedeutete gar nichts, sie durfte keine Ansprüche an das Leben machen. Aber Eleonore, das war etwas an-

dres; das konnte ein großes Unglück geben, und nicht für sie allein. Ulrich war nicht glücklich in seiner Ehe; niemand wußte das besser als sie; und wenn eine auf Erden lebte, die für ihn geschaffen schien, so war es Eleonore. Und zu diesem Unglück hatte sie die erste Hand geboten, als sie vorhin die beiden zusammenführte, glücklich über die Schlauheit, mit der sie das zustande gebracht. Während Guido — ja, das war's! Das war, das konnte wenigstens ein Ausweg werden: Eleonore mußte Guido heiraten. Sie wollte für ihn sprechen, ihr ihn in dem besten Lichte zeigen. Vielleicht, daß sie dann doch ihre stolzen Augen von Ulrich auf den guten Menschen wandte, der ja wirklich verdiente, geliebt zu werden, und alles aufbieten würde, sie glücklich zu machen.

Diese Gedanken beschäftigten Clementine während der Abendtafel, bei der die Mama in offenbar bester Laune fast allein das Wort führte. Daß Graf Guido sich schon seit gestern morgen in Salchow aufhielt, ohne herübergekommen zu sein, war freilich stark, und er sollte, wenn er morgen kam, die schönste Schelte dafür haben. Seine alte Schüchternheit! natürlich! Aber sie stand ihm so gut! Ohne sie wäre er nicht halb der liebenswürdige Kavalier, der er war, und dem sie deshalb vor allen anderen den Vorzug gab! Selbstverständlich müsse man den geplanten Besuch bei der Gräfin Mutter so lange hinausschieben, bis er von der Partie sein könne — ein Vorschlag, den Kittie

nicht gut heißen mochte: man dürfe die jungen Herren nicht verziehen, sie seien schon gerade arrogant genug.

In ihrer Redseligkeit schien die Mama Eleonorens Schweigsamkeit nicht zu bemerken; aber für Clementine war sie ein schlimmstes Zeichen, das ihren Verdacht nur bestätigte. Ein Verdacht, der beinahe zur Gewißheit wurde, als Eleonore, nachdem sie oben auf ihren Zimmern waren, ohne nach dem gewohnten Plauderstündchen zu verlangen, ohne ihr auch nur einen Kuß zu bieten, sich mit einem wie abwesend gesprochenen Gute Nacht! von ihr trennte.

Für Eleonore war es eine böse Nacht. Wie hätte sie an Schlafen auch nur denken können! Immer stand er vor ihrem Auge, der geliebte Mann, sein schönes, edles Gesicht verzerrt von zorniger Verzweiflung. Hatte er nicht das Recht gehabt, zornig und verzweifelt zu sein? Er hatte Unmögliches von ihr verlangt. Aber, großer Gott, er war eben ein Mann und er liebte sie — sollte er sich geduldig in sein Schicksal fügen? Würde sie ihn lieben, thäte er es? Und durfte sie, die auf diese Begegnung vorbereitet gewesen war, sich jedes Wort zurechtgelegt hatte, seine Heftigkeit mit Heftigkeit erwidern, seine Bitterkeit mit Bitterkeit? seine Beleidigungen mit Beleidigungen? Er kein Gentleman? Wer war dann einer? Hätte er lächeln sollen, während sie sein Herz in den Staub des Weges trat? Nicht er — sie war klein,

erbärmlich gewesen. Von Stund an hatte er ein Recht, sie zu verachten.

Mochte er! Es war vielleicht für ihn das beste. Dann löschte er sie von der Tafel seiner Erinnerung und schrieb darauf den Namen seiner Frau, oder welchen Namen immer. Und sie zog ihre Straße weiter. Ihre einsame Straße. Aus Dunkel in Dunkel.

Denn dies eine stand für sie fest — in schwarzer Nacht ein einziger, stierer, mitleidsloser Stern: seine Gattin konnte sie, seine Geliebte wollte sie nicht sein.

Also fort! fort!

Wie es anfangen? Etwas, das einem Grund ähnlich sah, mußte sie haben. Sich acht Tage lang krank stellen? Angegriffene Gesundheit? Bedauern, eine so angenehme Situation so bald wieder aufgeben zu müssen? Oder an Tante Geheimrat schreiben und sie bitten, die Nichte für ihr krankes Tilchen zurückzufordern? Oder Graf Guido heiraten? Warum nicht? Er war ein guter Reiter und sie ritt so leidenschaftlich gern! Das stimmte vortrefflich. Er war reich, sie blutarm — das stimmte nicht minder. Er die Gutmütigkeit selbst, sie voller Launen; er bescheiden, sie anspruchsvoll — konnte es ein passenderes Paar geben? Oder, wenn nicht Gräfin, dann Zigeunerin — Nihilistin — Kommilitonin von Wera Borykine, — auf du und du mit ihrem Bruder. Es war ein unverschämter Brief gewesen, sein Brief aus Zürich, und sie hatte ihn nicht beantworten wollen. Ziererei! Mit einem geist-

vollen Manne nimmt man das nicht so genau. Es so feierlich ernsthaft nehmen, was kam denn dabei heraus? Wie weit hatte sie es denn dabei gebracht? Zur Gesellschaftsdame einer alten adligen Intrigantin mit den großen gierigen Zähnen und ihrer Puppe von Tochter mit dem dummen koketten Lächeln! Ketten von purem Gold drücken am Ende nicht schwer. Und thun sie es, nun, so wirft man sie eben ab. Es war ja die Mode des Tages. Weshalb die Mode nicht mitmachen? Und Moden sind nur für die Jugend und Schönheit. Wenn man alt und häßlich ist, fragt man nicht mehr nach der Mode, aber die Mode auch nicht nach einem. Also Gräfin oder Bohemienne! Daß man es nicht gleich auswürfeln konnte!

So raste es durch ihr zuckendes Herz, ihr verstörtes Hirn. Und dann saß sie im Bette und weinte unaufhaltsame Thränen um ihn, den sie grenzenlos glücklich machen wollte, gemacht haben würde, und der nun so grenzenlos unglücklich war, wie sie selbst.

Erst, da bereits der Morgen zu grauen begann, verfiel sie in bleiernen, traumlosen Schlaf. Als sie erwachte, war es heller Tag; Clementine saß auf ihrem Bettrand und hatte eine ihrer Hände mit beiden Händen gefaßt.

Ich hätte dich noch länger schlafen lassen, Herz. Du hast gewiß keine gute Nacht gehabt; ich habe dich so lange umhergehen hören. Aber es ist schon zehn, und in einer Stunde soll die Reise losgehen. Wohin?

Denke dir: heute morgen in aller Frühe ein Briefchen von der Gräfin, ob wir ihr das Vergnügen machen und um vier Uhr mit ihr zu Mittag essen möchten. In Hoffnung der Zusage werde sie sich erlauben, um zwölf Uhr ihre Equipage zu schicken, damit die vier Damen — verstehst du, Herz: die vier Damen! — es bequemer hätten, als in Mamas elegantem, aber engen Kabriolett. Sehr aufmerksam — nicht wahr? Dann eine Stunde später ein Billet von Graf Guido: er bitte um die Gnade, die Damen zu Pferde nach Wendelstein begleiten zu dürfen, und werde sich verstatten, Punkt zwölf Uhr seine Aufwartung zu machen. Es wird so nett werden. Das Wetter ist prachtvoll; der Weg, auf der letzten Hälfte wenigstens, sehr schön. Schloß Wendelstein und der Park — na, du bist in fürstlichen Schlössern groß geworden, aber schöner können sie auch nicht sein. Und die Gräfin — ich kenne keine so entzückende alte Dame, und du siehst, daß sie speciell an dich gedacht hat, sonst würde sie nicht den Landauer schicken. Nicht wahr, Herz, du kommst mit? Bitte, bitte, mir zuliebe!

Wer sagt dir denn, daß ich nicht mit will? fragte Eleonore.

Clementine wurde ein wenig rot.

Ich dachte nur, weil du eine so schlechte Nacht gehabt hast, erwiderte sie unsicher.

Eleonore richtete sich auf dem Ellbogen auf, strich

Clementine das wirre, weiche Haar aus der feinen Stirn und blickte ihr forschend in die Augen.

Kleine, hat dir der Graf gestern abend etwa gewisse Mitteilungen gemacht?

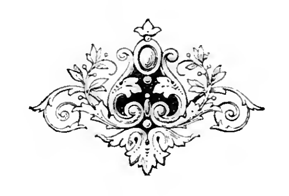
Clementine war die Röte bis in die Schläfen geschossen, einen Moment schien sie zu überlegen, ob sie die Wahrheit bekennen solle, dann sagte sie mutig: Ja! er hat mir alles erzählt.

Und du bist noch der Meinung, daß ich die Einladung seiner Mutter annehmen soll?

Erst recht. Wenn du ihn nicht glücklich machen kannst, riskierst du ja nichts. Und wenn du ihn doch — ach, Herz, er ist ein so seelensguter Mensch und liebt dich unbeschreiblich — wenn du ihn glücklich machen könntest!

Sie hatte sich Eleonoren in die Arme geworfen.

Du bist ein närrisches Mädchen, sagte Eleonore, sie sanft von sich lösend. Und nun geh! damit ich mich schön machen kann.



Zwölftes Kapitel.

Pünktlich zur festgesetzten Stunde hielt vor dem Hause die Equipage der Gräfin, begleitet von Graf Guido zu Pferde. Die Equipage war ein offener, mit silbergrauer Seide ausgeschlagener Landauer, bespannt mit vier prächtigen, silbergrauen Hengsten, die zwei Jockeys in Livree vom Sattel lenkten. Graf Guido sprang von seinem wie lackiert glänzenden Rappen und eilte die Stufen zu der Halle empor, in welcher ihm die Damen bereits entgegen kamen. Er küßte der Generalin die Hand, schüttelte den drei Mädchen die Hände und wollte eine Entschuldigung beginnen, die ihm die Generalin abschnitt. Für den Frevel, zwei Tage in Salchow gewesen zu sein, ohne in Seehausen vorzusprechen, gebe es keine Entschuldigung, und wenn sie ihm verzeihe, so thue sie es nur seiner lieben Mama wegen, die freilich auch wieder ein wenig Schelte verdiene. Weshalb die Equipage schicken? Aber ohne ein Uebermaß von Güte gehe es bei der Frau Gräfin niemals ab. Das wisse sie nicht erst seit heute.

Die Generalin war in der rosigsten Laune. Die sonst ganz unmotivierte Anwesenheit Guidos auf Salchow, die plötzliche Einladung der Gräfin, die Abholung in der Staatskarosse, der sich die Gräfin selbst nur bei ganz seltenen, feierlichen Gelegenheiten bediente — es konnte das alles nur eine Erklärung haben. Hier galt es für sie selbst: sich nichts merken zu lassen! die unbefangenste Heiterkeit zur Schau zu tragen! Für Kittie lag die Sache wesentlich anders. Eine junge Dame, um deren Hand in der nächsten Stunde angehalten werden kann, darf nicht thun, als ob sie nichts merke. Sie hat nur die Wahl, das Heideröslein zu sein, das sich mit stechenden Dornen umgibt, oder die Lotosblume, die mit gesenktem Haupte schweigend die Nacht erwartet. Reizend ist beides; es kommt auf den Charakter des Bewerbers an, wofür man sich entscheidet. Die Generalin und Kittie hatten sich in einer kurzen, aber inhaltreichen Konferenz, die sie nach Eintreffen der Einladung sofort abgehalten, dahin geeinigt, daß in diesem Falle der Lotosblume der Vorzug zu geben sei. Hatte doch Guido eben erst wieder einen eklatanten Beweis seiner knabenhaften Schüchternheit geliefert! Ihm den Weg nicht ebnen, hieß, ihn vom Ziele zurückschrecken.

Also, mein süßes Kind, wenn ich raten darf: ein etwas leidendes Aussehen und von Zeit zu Zeit ein voller, möglichst warmer Blick, der sich aber gleich wieder senkt, verstehst du?

Kittie hatte erklärt, ihre Herzensmama völlig verstanden zu haben, und war dann auch, ganz der erhaltenen Instruktion gemäß, Guido in der Halle entgegengetreten zu nicht geringem Ergötzen Clementinens, die Eleonoren aus den Winkeln der Augen einen schelmischen Blick zuwarf, welchen diese mit einem müden Lächeln erwiderte.

Tücher und Shawls für die Rückfahrt waren in dem Wagen an schicklichen Plätzen geordnet; die Damen hatten, von Guido unterstützt, Platz genommen; Diener und Jäger sich auf den Bock, Guido und der Groom in die Sättel geschwungen. Die Fahrt begann.

Eine ergötzliche Fahrt in der federnden, bequemen Equipage auf den glatten Wegen, durch Felder, die ihre sommerliche Arbeit gethan hatten und sich wie verschlafen im Sonnenschein dehnten; durch Wiesen, auf denen Störche standen, die über ihre demnächstige Rückreise nachzudenken schienen; vorüber an Waldungen, deren Laub sich schon hie und da zu färben begann, während von rechts her, bald näher, bald ferner, der See herüberblickte, dessen stille Fläche gleißte wie ein metallener polierter Schild. Dann hatte man die nordwestliche Ecke des Sees erreicht und gelangte, wie Guido, der an den Wagen herangesprengt kam, erklärte, von dem Brandtschen auf Randowschen Besitz. Der Weg näherte sich dem Gutshofe immer mehr und führte dann eine ganze Strecke an dem Gitter eines parkartigen Gartens hin, dessen Baumgänge wieder-

holt Blicke auf die Hinterseite des Herrenhauses gewährten. Man machte Eleonore, die ja zum erstenmal des Weges kam, darauf aufmerksam. Sie nickte stumm zur Antwort. Das also war sein Haus! Da spann sich sein Leben ab! Die kleinen, sich auf der Terrasse haschenden Gestalten in weißen Kleidchen waren seine Kinder — von der Frau, die er nicht liebte. Und sie, die er liebte, fuhr hier auf der staubigen Landstraße vorüber, ohne daß er es ahnte, hundert Schritte von ihm, der hundert Meilen barfuß gepilgert sein würde, sie wieder zu sehen! Und gestern abend hatten sie das Wiedersehen mit bösen Worten gefeiert und sich im Zorn getrennt!

Graf Guido! rief die Generalin.

Gnädigste! erwiderte Guido, dicht an den Wagen, der jetzt im Schritt fuhr, herankommend.

Was mir eben einfällt — könnten Sie nicht Hertha und Ulrich, oder wenigstens Ulrich, heute nachmittag auf eine Stunde nach Wendelstein bitten?

Würde ich mit dem größten Vergnügen — hätte es sogar schon gethan. Aber, offen gestanden, Ulrich war gestern abend so übelgelaunt, so — ruhig, Viktor! — sonderbar zu mir — habe wirklich nicht den Mut gehabt.

Na, da ist es besser, sie bleiben, wo sie sind. Hertha hatte gestern auch ihren schlimmen Tag. Es ist schrecklich für ein heiteres Temperament, wie meines, von übelgelaunten, melancholischen Menschen umgeben

zu sein. Ja, ja, liebe Kittie, ich meine dich! Wo ist dein lustiges Lachen geblieben? Ich versichere Sie, Graf, das Kind ist seit einiger Zeit wie ausgetauscht.

Aber, Herzensmama!

Ach was! ich habe keine Geduld mehr mit dir! Bester Graf, thun Sie mir die Liebe und helfen Sie mir, dem Kinde den Kopf zurechtsetzen! Sie sind der einzige, auf dessen Wort sie hört.

Werde nicht verfehlen, Gnädigste —

Guido war froh, daß ihm der Rest erspart wurde. Die Hufen der vorderen Wagenpferde schlugen eben auf die schmale Brücke, die hier — am Ende des Parkes von Wüstenei — über das Flüßchen führte, in welchem das Wasser des Sees nordwärts dem Meere zustrebte. So hatte er einen willkommenen Grund, zurückzubleiben. O ja! wenn sie allein — nein, nein! — nicht allein! das würde ihn in grausame Verlegenheit gebracht haben! — Aber wenn sie mit der lieben, guten Clementine ohne die beiden andern im Wagen gesessen hätte! Bei Gott! Nicht von ihrer Seite würde er gewichen sein! Die Generalin war heute zu schrecklich mit ihrer liebenswürdigen Gesprächigkeit. Daß sie wäre, wo der Pfeffer wächst! Und Kittie mit dem melancholischen Augenaufschlag und dem wehleidigen Lächeln! Wie sollte das werden? Die beiden glaubten ganz offenbar, die Einladung gelte nur ihnen. Er hatte es der Mama vorausgesagt. Die Mama hatte freilich gemeint: Laß mich nur machen, mein

Junge! — Die Mama war grenzenlos klug — selbstverständlich! — Aber wie sie das machen wollte — Und die Hauptsache: ahnte Eleonore, um was es sich in Wirklichkeit handelte? Sie sah heute so ernst aus — ordentlich feierlich. Daß die Mama sofort sagen würde: Ja, mein Junge, die ist es, oder keine! — daran war gar nicht zu zweifeln. Nur, was war damit gewonnen? Ihr Herz gehörte einem andern — in England — selbstverständlich! Es gab da so viele verteufelt fashionable junge Leute — Kerls, sechs Fuß, mit hellen, kecken Augen und Muskeln von Stahl. Fürchteten sich auch vor dem Teufel nicht. Das imponiert den Mädchen. Aber die Mama hatte recht: warum ist sie dann wieder hier in Deutschland? Mut, Mut, mein Junge!

Und indem sich Guido die Trostworte der Mutter wiederholte, fand er, daß sein Sattelgurt anfange sich zu lockern. Er rief Friedrich heran, den Gurt fester zu schnallen. Der Aufenthalt kam ihm gelegen. Mußte sich doch so die Distance zwischen ihm und dem vorausfahrenden Wagen vergrößern.

Herr des Himmels! habe ich es nicht gedacht! Da läßt die Generalin halten. Sie hat den Satan im Leibe. — So, so, Friedrich! Steig nur wieder auf! Ein andermal besser satteln! — Grands dieux! Nun winkt sie gar mit dem Taschentuch — fürchterliches Weib! — Komm' schon! Gnädigste! Komm' schon!

Und Guido schwang sich wieder in den Sattel und setzte Viktor in Galopp.

Hinter Wüstenei noch ein paar Güter, deren Höfe in einiger Entfernung blieben. Dann gelangte man auf Wendelinsches Gebiet, wie die Generalin Eleonoren mitzuteilen nicht versäumte; und daß man von dem Punkte eine volle Stunde in schlankem Trabe fahren müßte, bis man es in dieser Richtung durchmessen, während man in der andern sogar anderthalb und mehr dazu brauche — eine Behauptung, die Eleonore in keiner Weise anzweifelte, und trotzdem Guido, der an den Wagen herangewinkt wurde, bestätigen mußte. Er bedauerte, den Damen Wendelhof, seine Residenz, nicht zeigen zu können; der Wald schiebe sich dazwischen.

Die Landschaft hatte einen andern Charakter angenommen. Das bis dahin völlig ebene Terrain war Hügeln gewichen, die in langgestreckten Wellen einander folgten: Ueberbleibsel der Dünen, wie Guido erklärte, welche das einstmals bis hierher brandende Meer zurückgelassen. Zwischen den Hügeln wieder Felder, aus denen baum- und buschumgebene Pachthöfe aufragten. Die Hügel selbst fast durchgängig mit Buchen- und Nadelwald bestanden. Dann ein Forst, in welchem die Tannen noch ganz besonders hoch und dicht standen, während der Boden, so weit er sich zwischen dem oft gestrüppartigen Unterholz den Blicken bot, von dickem Moos bedeckt, oder mit Heidelbeerbüschen übersponnen war. Selbst auf dem Wege Gras und Lattich, üppig

wuchernd, so, daß man manchmal nichts von den Wagenspuren sah. Wie er denn auch nur selten befahren wurde, da er hier nirgends hin als zu Schloß Wendelstein führte, während die große Kommunalstraße sich weiter rechts, an Wendelhof vorüber, in einem Bogen durch den Wald wand.

Nur noch ein wenig Geduld, meine Damen! rief Guido, und wir sind da.

Dann nach fünf Minuten:

Mit gnädiger Erlaubnis werde ich vorausreiten und die Damen ankündigen.

Da der Weg zu schmal war, ein gutes Vorbeikommen am Wagen zu gestatten, setzte er über den Graben in den Wald, der hier gerade eine kleine Lichtung bot; von der Lichtung, wieder vor dem Wagen, auf den Weg und sprengte im Jagdgalopp davon, während der Groom in pflichtschuldiger Entfernung hinter der Equipage blieb.

Ist es nicht ein entzückender Mensch? rief die Generalin, zu Eleonore gewandt.

Diese Frage war in wenig verschiedener Form unterwegs bereits mindestens ein halbes Dutzend mal von der gnädigen Frau an sie gerichtet. Sie hielt es deshalb für ausreichend, nur mit einem höflichen Lächeln zu antworten.

Auch die Generalin, die während der beiden Wegstunden fast ununterbrochen gesprochen hatte, versank plötzlich in Schweigen und vertiefte sich in die Be-

trachtung ihres Lieblingskindes. Kittie erwiderte den zärtlich prüfenden mütterlichen Blick mit einem kokett-spöttischen Zucken ihres kleinen roten Mundes. Sie war ihrer Sache sicher — sie! Und es war gar nicht hübsch von der Mama, an einem Erfolge zu zweifeln, den sie doch nur zu wollen brauchte. Der schlanke Treskow, der ihr im vorigen Winter — noch zuletzt auf dem Hofball — so wahnsinnig die Cour gemacht! Aber er war arm wie eine Kirchenmaus und hatte Schulden wie ein Major — ihm war nicht zu helfen.

Der Wald that sich auseinander. Zwischen und über den Bosketts eines breiten parkartigen Geländes stand plötzlich Schloß Wendelstein. Die Räder des Wagens knirschten auf dem Kies eines breiten, glatten, sich in prächtiger Kurve nach dem Schloß biegenden Weges. Die Jockeys setzten die Hengste in schlanksten Trab und parierten sie meisterlich auf der Höhe der Rampe vor der weitgeöffneten Schloßthür, auf deren Schwelle, den Hut in der Hand, Guido stand, den Damen beim Aussteigen behilflich zu sein.



Dreizehntes Kapitel.

Während die Damen sich in den für sie bereit stehenden Zimmern von der Hitze des Weges erholten und ihre Toilette auffrischten, war Guido, bestäubt, gestiefelt und gespornt, zu der Gräfin geeilt, welche in dem großen, nach Norden und den Terrassen zu gelegenen Salon die Gäste erwartete. Er fand sie an einem der breiten geöffneten Fenster, ihrem Lieblingsplatz, ihm herzlich entgegenlächelnd, als sie seinen eilenden Schritt auf dem Teppich vernahm.

Mama! liebste Mama! sie ist da!

Das hätten mir deine heißen Lippen verraten, erwiderte die Gräfin, ihre Hand, die er mehrmal heftig geküßt hatte, sanft zurückziehend.

Ach, beste Mama, ich bin in einer Aufregung, und du —

Ja, mein lieber Junge, einer von uns beiden muß doch den Kopf oben behalten. Da du es offenbar

nicht kannst — was ich übrigens gar nicht verlange — werde ich es wohl thun müssen.

Ach, Mama, wenn du dich nun nicht —

Sofort in sie verliebst? Sei ruhig, ich werde mich in sie verlieben — sterblich. Und was ich dir noch sagen wollte: wenn es nicht den Anschein hat, ich wohl gar gegen meine Gewohnheit kühl bleibe — laß dich das nicht anfechten! Das ist nur der andern wegen. Ist Brita bei den Damen?

Ja, Mama.

Es ist gut. Und nun, mein Junge, zieh dich um und beeile dich, daß du wo möglich schon wieder hier bist, wenn die Damen kommen!

Guido war davongeeilt; die Gräfin saß in ihrem Schaukelstuhl zurückgelehnt, die Hände im Schoß gefaltet, starr vor sich hinblickend. In ihrer Seele war es gar nicht so ruhig, wie sie sich eben dem Sohne gezeigt. Ihr Herz klopfte in schnellen, erwartungsvollen Schlägen. Wenn der gute Junge sich nun doch geirrt hätte! Und hatte er sich nicht geirrt, war sie so schön und so gut und so hinreißend liebenswürdig, wie er sie ihr begeistert geschildert, und sie blieb dabei, ihn nicht lieben zu können — armer Junge! Er würde den Schmerz früher oder später verwinden, aber welche Mutter ersparte ihrem Kinde nicht gern auch einen vorübergehenden Schmerz!

Es währte noch einige Zeit, die der Ungeduldigen schier unendlich dünkte. Endlich hörte sie Geräusch im

Vorzimmer und Guidos Stimme, der den Damen auf dem Wege zu ihr begegnet war. Als sie sich erhob, ihren Gästen entgegenzugehen, schlug ihr das Herz bis in die Kehle.

Das ist doch sonderbar, sprach sie bei sich; als ob ich noch achtzehn wäre und den Liebsten erwartete.

Eleonore und Clementine waren längst bereit gewesen, aber die Generalin hatte an Kittie noch immer etwas zu nesteln gefunden, so daß diese zuletzt selbst die Geduld verlor und in gereiztem Tone erklärte, wenn die Mama es darauf angelegt habe, sie nervös zu machen, so dürfe sie mit dem Resultat zufrieden sein, worauf die Mama etwas von Undank murmelte, auf den ein Mutterherz gefaßt sein müsse.

So war die Laune der beiden nicht zum besten, während Dame Brita, die alte Vertraute der Gräfin, vor ihnen her schritt, und Clementine und Eleonore folgten: erst durch die hohe, kühle Halle, welche sie beim Eintritt in das Haus aufgenommen hatte; dann eine breite Marmortreppe empor zu einer kleineren gewölbten, mit Statuen in den Nischen geschmückten Rotunde, aus der links eine mit kostbarem Teppich verhüllte Thür in ein saalartiges Gemach führte, wo ihnen Guido aus einer Seitenthür entgegentrat und die Führung übernahm, indes Dame Brita sich verabschiedete. Er hatte sein Reithabit mit einem hellen Sommeranzug vertauscht, da die Damen auf den Wunsch der Gräfin ebenfalls nur in Promenadenkostüm

erschienen. Sein hübsches Gesicht war im Verhältnis zu der gesunden Röte, die es sonst schmückte, blaß, und der Arm, welchen er der Generalin gereicht hatte, zitterte. Er bemerkte es zu seinem Schrecken und murmelte etwas von der tropischen Hitze unterwegs, die ihn ein wenig mitgenommen habe. Die Generalin lächelte gütig und sagte, Kittie gehe es ebenso. — Sie hätte dem Zaghaften gern ein ermutigendes Wort zugeflüstert, wagte es aber nicht der Mädchen wegen, die ihnen auf dem Fuße folgten. Auch waren sie jetzt bereits bis zu der Thür gelangt, durch die man, wie sie wußte, in den Salon der Gräfin trat. Es schien freilich jetzt zweifellos, daß die Gräfin das Projekt begünstigte; aber bei dem für sie unberechenbaren Charakter der Dame wußte man heute nie, welches Sinnes sie morgen sein würde; und der gute Guido war Wachs in der mütterlichen Hand. Es wurde ihr bänglich zu Sinn.

Doch auch von den andern war keiner unbefangen; gewiß nicht Guido, der seine Liebe einem Richterspruche unterwerfen wollte, welcher ihm als der höchste auf Erden galt; und nicht Eleonore, die der Frau gegenübertreten sollte, mit deren Segen ausgestattet der Sohn gekommen war, sich vergebens um ihre Liebe zu bewerben; und nicht Clementine, die seit gestern abend alles wußte, an beiden einen so herzlichen Anteil nahm und die eigentliche Bedeutung des Tages zu ahnen begann. Verhältnismäßig am ruhigsten

war Kittie. Ihres Sieges gewiß, schwankte sie nur noch über die Miene, die ihr am besten stehen würde, wenn Guido seine Werbung nun vorbrachte.

In den Räumen, welche man durchschritten, hatte, bei herabgelassenen Vorhängen, eine glanzlose Dämmerung geherrscht im Vergleich zu dem machtvollen Licht, das in dem Salon der Gräfin durch die beiden hohen geöffneten Bogenfenster und durch die ebenfalls geöffnete Glasthür, welche unmittelbar auf eine Terrasse zu führen schien, hereinflutete. In der Mitte des prächtigen Gemaches, umflossen von diesem Lichtglanz, stand die Gräfin. Eleonore erschrak. Sie hatte sich, verführt durch Guidos mangelhafte Schilderung, seine Mutter als eine kleine, kränkliche, alte Dame vorgestellt mit einem verwitterten, freundlichen Gesicht, und gutmütigen zwinkernden geröteten Augen unter einem großen, grünen Schirm. Nun fand sie sich einer Erscheinung gegenüber, wie sie sie so königlich nie gesehen hatte: die Gestalt, weit über das gewöhnliche Maß hoch und mädchenhaft schlank, gehüllt in ein schmuckloses, aber höchst elegantes Kleid von silbergrauer Seide; der nicht große Kopf, den dichtes, silbergraues, in der Mitte gescheiteltes, hinten in einen fast üppigen Knoten zusammengebundenes Haar bedeckte, edel geformt, wie von der Hand eines griechischen Meisters; die Züge des mattweißen, nur auf den Wangen sanft geröteten Gesichtes, in voller Harmonie mit der Form des Kopfes, imponierend in ihrer strengen

Schönheit und doch von Herzensgüte wie durchleuchtet; die großen blauen Augen, unter scharf gezogenen Bogen, machtvoll und zugleich mit bestrickender Freundlichkeit blickend. Wiederum dieser königlich gütigen Erscheinung entsprachen Haltung und Gebärden und der Ton der Stimme, als sie jetzt die Damen begrüßte und sie um Entschuldigung bat, wenn sie, die Halbblinde, ihnen nicht weiter entgegengekommen sei. Sie hatte dabei einer nach der andern die Hand gereicht, welche von den beiden Mädchen geküßt wurde. Eleonoren war ein Handkuß immer ein Greuel gewesen, und die Eltern hatten ihre liebe Not mit ihr gehabt, wenn fürstliche Herrschaften das Jagdschloß besuchten und die Ceremonie nicht zu umgehen war. Jetzt, als die Reihe an sie kam, und die schlanke, weiße, kühle Hand sich in die ihre legte, beugte sie willig das Haupt. Indem sie es wieder hob und aufblickte, erschrak sie abermals über den Ausdruck der fest auf ihr Gesicht gerichteten großen blauen Augen: die Güte schien aus denselben ganz verschwunden und nur die auf ihre Macht eifersüchtige Würde und Hoheit übrig geblieben zu sein. Nur für ein paar Momente. Dann kam es wieder wie Sonnenschein in das dunkle Blau; die Strenge schwand in einem gütigen Lächeln, und ihre Hand, die sie bis dahin festgehalten, nach nochmaligem sanften Druck loslassend, sagte die Gräfin mit ihrer leisen und doch klangvollen Stimme, die ein Anflug

von fremdländischem Accent nur noch anmutiger machte, halb zu den andern Damen gewendet:

Das liebe Fräulein muß meine Indiskretion schon entschuldigen. Sie weiß noch nicht, daß ich mir ein neues Gesicht sehr nahe bringen muß, wenn es mir nicht fremd bleiben soll.

Clementine, die in der Stille ihres liebevollen Herzens erwartet und gehofft hatte, die Gräfin Mutter werde die Angebetete ihres Sohnes noch sonst in irgend einer Weise auszeichnen, sah sich getäuscht. Sie stand mit dieser Enttäuschung nicht allein. Keine der Damen konnte sich rühmen, von der hohen Wirtin aufmerksamer behandelt zu werden als die andern. Ihre vornehme Freundlichkeit war für jede dieselbe; ihre Rede, die ihr, ohne daß sie je nach einem Worte zu suchen brauchte, melodisch von den feinen Lippen floß, wandte sie abwechselnd bald an diese, bald an jene.

Inzwischen hatten zwei Diener Erfrischungen herumzureichen begonnen und bald erschienen auch die übrigen, zu Mittag geladenen Gäste: Baron von Trottau, ein alter jovialer Herr, ihr nächster Nachbar, mit seinem Neffen, einem jungen Offizier, der sich bei dem Onkel auf dem Lande mit achttägigem Urlaub für die bevorstehenden Strapazen des Manövers trainierte; Oberförster Wittmann, der das königliche Revier verwaltete, welches an die Wendelinschen Waldungen grenzte; zuletzt ein Herr von Busse, ebenfalls ein noch jüngerer

Mann, der sich kürzlich in der Nachbarschaft angekauft und der Frau Gräfin die pflichtschuldige Visite gemacht hatte.

Darüber war vier Uhr herangekommen, die für das Diner bestimmte Stunde. Ein paar Minuten vorher hatte man Guido mit der obligaten unbefangenen Miene an einen Herrn nach dem andern herantreten sehen, um ihm eine scheinbar unwesentliche, aber doch vertrauliche Mitteilung zu machen, mit welchem Geschäft er in dem Augenblick fertig war, als zwei Diener die Flügelthür zu dem Speisesaal öffneten.

Darf ich die Herren bitten, sagte Guido mit einer Stimme, die ein wenig unsicher klang, indem er zugleich auf Clementine zutrat, ihr den Arm zu bieten. Die Generalin traute ihren Augen nicht. Hier mußte ein Irrtum obwalten. Aber sie hatte keine Zeit, mit Kittie, die nicht minder entsetzt war, auch nur einen Blick zu wechseln, da bereits der alte Herr von Trottau vor ihr stand und um die Ehre bat. Ihnen folgte die Gräfin mit dem Oberförster, Kittie mit dem jungen Trottau, Guido mit seiner Dame, Eleonore mit Herrn von Busse. Dann Brita, die sich im letzten Moment eingefunden, den Zug schließend.

Der Speisesaal war von so großen Dimensionen, daß die in der Mitte für die elf Personen hergerichtete Tafel fast verschwand. Zu dem imposanten Eindruck, den er machte, trug auch wohl bei, daß die Damastvorhänge an den vier Fenstern sorgfältig geschlossen

waren, um der Nachmittagssonne den Eintritt zu wehren, wofür denn die Kerzen auf dem mächtigen Kronleuchter in der Mitte brannten und von den Wänden schicklich verteilte Kandelaber ihr Licht verbreiteten. Die Tafel funkelte von dem Silbergeschirr, mit dem sie bedeckt war. Zu den beiden Dienern in Livree hatten sich noch zwei andre gesellt, während der Haushofmeister im Frack mit obligaten Kniehosen, seidenen Strümpfen und Schnallenschuhen an dem Büffett servierte, das beinahe die ganze eine Schmalseite des Saales füllte. Seit Eleonore England verlassen, hatte sie solche Pracht nicht wieder gesehen; ja, das weite Gemach mit seinen hohen dunklen Panelen, den Gobelins an dem oberen Teil der Wände und seinem mannigfachen Schmuck von alten Bildern in kostbaren vergoldeten Rahmen und ritterlichen Emblemen in nachgedunkelter Bronze erinnerte sie unmittelbar an den Bankettsaal auf Schloß Glenmore. Eine eigen wehmutvolle Stimmung überkam sie, die doch nicht ohne Süßigkeit war. Freud- und leidvolle Stunden ihres Lebens zogen an ihrem inneren Blick vorüber, alle wie von dem Clair-Obscur umschleiert, in welchem die ferneren Partien des Saales verdämmerten. Selbst der Schmerz der Wunde, von der ihr Herz blutete, war nicht so brennend. In dieser vornehmen Umgebung erschien Entsagung, das vornehmste aller menschlichen Gefühle, das einer stolzen Seele einzig würdige. Immer wieder mußte sie ihre Blicke auf die Wirtin

des Hauses richten, die ihr gegenüber saß, und sie fühlte, daß der Zauber, mit der die hohe Frau es ihr angethan, sich ständig vertiefte. Was hatte diese zarte Stirn so klar und fest gemacht? was diesen halb erblindeten Augen den tiefen Glanz gegeben? was dem Lächeln, das gelegentlich die feinen Lippen umspielte, diese bestrickende Anmut, trotzdem es nur wie Sonnenschein war, der über eine unergründliche Tiefe gleitet?

In der Flucht ihrer Gedanken war sie ihrem Tischherrn dankbar, daß er eine lebhafte Unterhaltung zu den Tafelfreuden nicht zu rechnen schien, dafür aber den materiellen Genüssen eine fast ungeteilte Aufgabe zuwandte, und auch Guido, ihr Nachbar zur Rechten, trotzdem er die Speisen kaum berührte, seine harmlose Gesprächigkeit offenbar eingebüßt hatte. Kaum, daß er sich ein und das andre Mal zu ihr wandte, irgend eine unbedeutende Bemerkung zu machen; und Eleonore entging nicht, daß er sich den Mut dazu immer erst aus einem mahnenden Blick seiner Mutter holte. In jedem andern Falle würde ihr die sklavische Abhängigkeit eines jungen Mannes im Alter des Grafen von einer Frau, und wenn sie auch seine Mutter war, lächerlich oder verächtlich erschienen sein; hier war sie geneigt, eine Ausnahme gelten zu lassen: dem Einflusse einer so machtvollen Persönlichkeit konnte sich wohl keiner entziehen, am wenigsten der Sohn. Dazu rührte sie die achtungsvolle Höflichkeit, die aus jedem

seiner Blicke und Worte sprach, als habe er sie um Verzeihung zu bitten, daß er sie jemals in die peinliche Lage gebracht, ihm wehe thun zu müssen. Sie hätte ihm so gern ein gutes Wort gesagt und konnte es nicht, da er irgend einer intimeren Unterhaltung mit solcher Geflissenheit auswich.

So wäre sie denn bei der Schweigsamkeit ihrer Nachbarn zu ihrer Genugthuung sich selbst überlassen geblieben, hätte der alte Herr von Trottau, ihr schräg gegenüber, nicht eine merkwürdige Entdeckung gemacht. Er hatte vorhin Eleonores Namen nicht verstanden und sich ihn jetzt, gegen Ende der Tafel, von der Generalin wiederholen lassen, die denn auch einige wenige Details, wie Eleonore sie ihr vor Tisch aus ihrer frühesten Jugend mitgeteilt, hinzugefügt haben mochte. Nun aber war er, ehe er sich auf seine Güter zurückzog, im diplomatischen Fach und unter andrem zur Zeit, als Eleonore noch als Kind und heranwachsendes Mädchen bei ihren Eltern lebte, jahrelang Gesandter an dem kleinen herzoglichen Hofe gewesen. Man hatte ihn damals den „schönen Trottau" genannt, und die Erinnerung an jene Periode galt ihm aus diesem und andern Gründen als der Silberblick seines Lebens. Eine so treffliche Gelegenheit, die Erinnerung daran in dieser Gesellschaft aufzufrischen, mochte er sich nicht entgehen lassen. Er hatte, wie sich herausstellte, Eleonores Vater sehr gut gekannt; war mehr als einmal auf den herzoglichen Treibjagden

sein Nachbar gewesen; verdankte seiner Entschlossenheit und Bravour sogar möglicherweise sein Leben. Im dichtesten Forst, wo kein Ausweichen möglich, hatte ihn ein angeschossener Eber angenommen, den Eleonores Vater im entscheidenden Augenblick durch einen Schuß aufs Blatt niederstreckte, während von den andern Jagdgefährten keiner mehr zu schießen wagte aus Furcht, statt des Thieres den Mann zu treffen.

Diese Anekdote gab der alte Herr in aller Ausführlichkeit zum besten und machte, da er ein sehr kräftiges Organ besaß und sich immer mehr in Erregung hineinsprach, die ganze Tischgesellschaft zu seinen Zuhörern. Die denn nun auch weiter zu vernehmen hatte, welch in jeder Hinsicht exemplarischer Mann der Herr Schloßhauptmann gewesen sei, und in welchem Ansehen er bei Serenissimus gestanden habe; ebenso wie man noch jetzt den Namen der Frau Schloßhauptmann in der Nachbarschaft des Schlosses, zumal in dem Städtchen am Fuß des Schloßberges, in dankbarer Erinnerung bewahre. Davon habe er sich selbst überzeugt, als er vor zwei Jahren die Stätten seiner teuersten Reminiscenzen auf der Rückreise von Kissingen besuchte.

Und nun kam ein Stück dieser Reminiscenzen, an dem er, wie die Herrschaften zugeben würden, unter diesen Umständen noch seine ganz besondere Freude haben müsse.

Ja, meine Herrschaften, rief er, so wahr ich die

Ehre und das Vergnügen habe, hier an dieser Tafel an der Seite unsrer erlauchten Wirtin zu sitzen, ich habe die schöne große Dame, da mir gegenüber, gekannt, als sie noch ein kleines fünf- oder sechsjähriges Mädchen war und mit dem damaligen Erbprinzen, dem jetzt regierenden jungen Herrn, auf der Wiese vor dem Schlosse Haschens spielte. Sie hatte ein weißes Kleidchen an mit einem blauen Gürtel und trug das braune Haar in Locken, die ihr beim Laufen um den Kopf flatterten. Ich könnte sogar noch mehr erzählen; aber über die Gunst, die man von einer Dame empfangen, auch wenn sie erst sechs Jahr alt war und man selbst überreichlich ihr Vater hätte sein können, ist tiefes Schweigen Ehrenpflicht, zumal für einen grauhaarigen Junggesellen, dessen Reminiscenzen nach dieser Seite immer mehr oder weniger verdächtig sind. Und so denn, mein gnädiges Fräulein, nicht als Lohn einer Diskretion, die sich von selbst versteht, nur als Zeichen, daß Sie nicht ungern einem alten Freunde Ihrer verehrten Eltern begegnet sind, bitte ich um die Gunst, dieses Glas auf Ihr Wohl leeren zu dürfen.

Der alte Herr hatte, das gefüllte Champagnerglas in der erhobenen Hand, sich mit der Zierlichkeit eines Exdiplomaten tief vor Eleonore verneigt, und da Guido und ihr Tischherr um die Ehre baten, sich Excellenz anschließen zu dürfen, die beiden noch übrigen Herren sich ebenfalls, die Gläser in den Händen, ver-

neigten, und die Gräfin wenige Augenblicke später das Zeichen zum Aufheben der Tafel gab, gewann es fast den Anschein, als habe sie dem Bankett mit dieser kleinen Ovation für Eleonore den würdigsten Schluß geben wollen.



Vierzehntes Kapitel.

Die Gesellschaft hatte sich in den Salon zurückbegeben, aus dem man unmittelbar auf die mächtige Terrasse trat, welche der ganzen Hinterseite des Schlosses vorgemauert war. Hier sollte unter einem Zeltdach der Kaffee eingenommen werden. Herr von Trottau hatte sich sofort wieder zu Eleonore gesellt. Da er ihr nicht wohl mehr die Hände schütteln und aber- und abermals versichern konnte, wie glücklich es ihn mache, sie hier getroffen zu haben, begann er, nur um sie bei sich festzuhalten, ihr die Situation des Schlosses zu erklären, welche eine der merkwürdigsten in der Welt sei.

Sie werden bemerkt haben, liebes Fräulein — und nicht wahr, wenn ich Sie aus Versehen einmal ‚liebes Kind' nennen sollte, laufen Sie nicht gleich davon — was ich sagen wollte? — ja, daß der Weg aus dem Walde zum Schlosse sanft emporsteigt. Es ist da der Anfang des Hügels, der auf seinem Rücken das Schloß trägt, in allmählicher Hebung auf jener, in schrofferem

Abfall, wie Sie sehen, auf dieser, dem Flüßchen zugewandten Seite. Der Erbauer war Guido Wendelin — die Erstgeborenen der Familie heißen alle Guido —, General unter dem großen Kurfürsten, von ihm in den Grafenstand erhoben und nebenbei — was das Wichtigste war — mit ein paar Quadratmeilen Sand und Wald — weiter gab's damals hier nichts — belehnt. Natürlich mußte der Graf für seine fürstliche Besitzung ein Schloß haben, und weil er viel in Italien gewesen war und sich da an Schlössern und Palästen auf schroffen Berghängen begeistert hatte, auch auf einem Berge. Na, Berge sind hier zu Lande nicht Mode und schroffe nun schon gar nicht. So mußte es denn ein Hügel — dieser hier — thun, der leider nur nicht aus Granit oder Marmor, nicht einmal aus Sandstein, dafür aber aus schierem, festgelagertem Sande bestand. Sand ist ein guter Baugrund, notabene, wenn er nicht wegrutschen kann, wozu er eine entschiedene Neigung hat, wenn man ihn schwer belastet und ein Ausweichen nach den Seiten möglich ist; was hier der Fall war. Da blieb denn, sollte der Sandhügel nun einmal partout ein Schloß tragen, nichts übrig, als ihn, sozusagen, einzumauern. Das war ein tolles Stück Arbeit und verschlang Unsummen; aber der Graf hatte es dazu und einmal seinen Kopf darauf gesetzt. So fing man drüben mit einer gewaltigen Futtermauer an — Sie wissen, was das ist, liebes Kind, — um den Sand zum Stehen zu

bringen; planierte hinterher den Hügel so weit, daß man für einen Unterbau zu Kellerei und Küchen und so weiter Raum gewann; schob sich dann mit dem eigentlichen Erdgeschoß weiter in den Hügel hinein und den Hügel hinauf, bis man auf dem schmaleren Erdgeschoß und dem hinter demselben so weit abgetragenen Hügelkamme für die um vieles breitere Hauptetage genügenden Raum fand. Da aber das Erdgeschoß weder die Höhe noch die Tiefe hatte für eine imposante Eingangshalle, mußte diese durch die Hauptetage durchgeführt werden, die so in zwei Teile geteilt wurde. Wiederum, für die Marmortreppe zu der Hauptetage Platz zu schaffen, kam man auf die Anlage der Rotunde, durch welche nun diese nach Norden gelegenen Räume bequem kommunizieren, während für die bessere Verbindung der nach Süden gelegenen jene prächtige Galerie sorgt, die oben an der vorderen Wand der Halle über dem Portal von der einen zur andern Seite führt. Verhältnismäßig leichteres Spiel hatte man hier. Man brauchte nur eben den schrofferen Abfall des Hügels nach dem Flusse in einer mächtigen Terrasse abzubauen, auf deren oberster, breitester Stufe wir uns befinden. Aber ich langweile Sie, liebes Kind, mit meiner weitschweifigen Erklärung!

Gewiß nicht, Excellenz, erwiderte Eleonore; man sieht einen solchen Platz mit ganz andern Augen an, wenn man weiß, wie er entstanden ist.

Nicht wahr? nicht wahr? rief der lebhafte alte

Herr. Seitdem ich die Baugeschichte des Schlosses kenne, ist es mir noch einmal so interessant. Mein Gott, ich bin doch auch weit in der Welt herumgekommen — Tivoli! Kunststück! wenn man die großartigen Felsen hinter sich und die Campagna vor sich hat, und einen Boden, aus dem Cypressen und Pinien wie Spargel schießen; Kaktus, Aloe, Rhododendron, Kamelien, Magnolien, Syringen und was es alles ist, wie Unkraut wuchert. Aber hier, aber dies — aus dem reinen Nichts, sozusagen! Drehen Sie sich mal um! Diese prachtvolle Fassade in schönster Renaissance! Na ja! er hatte sich einen Baumeister aus Italien kommen lassen! Und nun stellen Sie sich mal hierher! Ist es nicht wunderbar?

Er hatte Eleonore bis an die Balustrade der Terrasse geführt, die unter ihnen in vier oder fünf kühnen, durch Steintreppen verbundenen Etagen zum Flußufer hinabstieg, dessen Wasser zwischen Baum und Busch hier und da hell heraufblinkte. Eine steinerne Brücke führte von der untersten Treppe in etwas prahlerischem Bogen über das Flüßchen in einen weiten englischen Park, dessen Wiesenflächen hier im bläulichen Schatten der dichten Bosketts, dort im glänzenden Sonnenschein lagen. Ueber den Park hinweg blickte man, wo nicht gerade höhere Bäume die Aussicht hemmten, in die Ebene, die sich wie ein Meer dehnte, aus dem nur die Gutshöfe mit der Umgebung ihrer Gärten gleich Inseln auftauchten.

Und nun zu denken, rief der alte Herr, daß dies alles vor zweihundert Jahren nach dem schrecklichen Kriege nichts war als eine Sand- und Sumpfwüste und wilder Wald, in dem Bären und Wölfe hausten!

Und, sagte Eleonore, vergessen wir nicht, was mir das Beste und Ehrwürdigste daran scheint: daß solche Prachtbauten bei uns entstehen konnten auch zum besten des armen Mannes, und nicht nur auf seine Kosten, wie zu oft in Italien, wo ich immer wieder beim Anblick der Herrlichkeiten schmerzlich an das Elend gemahnt wurde, das sich um sie breitet, und von dem die Erbauer nichts wußten oder nichts wissen wollten, wohl auch nichts wissen durften, sollte ihnen der Mut zu ihrer prächtigen Grausamkeit nicht verloren gehen.

Der alte Herr sah sie mit großen Augen an.

Ja, ja, sagte er, Sie haben recht, ganz recht; nichts wissen durften! Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen. Ueberhaupt Sie — Sie müssen mir wirklich noch einmal die Hand geben! Ich freue mich zu sehr, daß ich das Glück gehabt habe, Ihre Bekanntschaft — ich hätte beinahe gesagt: zu machen, während ich doch nun schon so lange — na, wie lange wird es denn her sein? So ein sechzehn Jährchen, wie? Und noch immer — beim Himmel, ich begreife unsre jungen Männer von heute nicht. Wenn ich — Nun, lieber Graf?

Verzeihung! sagte Guido, der schon eine halbe Minute hinter ihnen gestanden hatte. Mama möchte

wissen, ob Excellenz sich bei der Partie beteiligen wollen — nach den Hünengräbern — Mama hat den Vorschlag gemacht.

Wenn Ihre Frau Mama den Vorschlag gemacht hat, das ist so gut wie Befehl. Ich werde gleich einmal —

Herr von Trottau entfernte sich eilig, die Gräfin aufzusuchen, die in einiger Entfernung auf der Terrasse unter dem Zeltdach mit der Generalin und Dame Brita saß. Guido war neben Eleonoren stehen geblieben, ein unbestimmtes, etwas verlegenes Lächeln auf dem guten Gesicht.

Nun weiß er wieder nicht, wie er die Unterhaltung, zu der ihn Mama kommandiert hat, anfangen soll, dachte Eleonore.

Wie klein doch die Welt ist! sagte sie. Da treffen sich zwei Menschen, die sich nie vorher gesehen hatten, auf der Eisenbahn; haben ein angenehmes Plauderstündchen; sagen sich adieu auf voraussichtlich Nimmerwiedersehen: und fünf Wochen später stehen sie abermals nebeneinander par ordre desselben Zufalls, der sie das erste Mal zusammenführte.

Ist es unbescheiden, wenn ich befürworte, daß ich dem Zufall dafür dankbar bin? sagte Guido.

Gar nicht, erwiderte Eleonore, jedenfalls geht es mir ebenso. Ich freute mich aufrichtig, Herr Graf, als ich Sie gestern abend wiedersah, und bin heute sehr gern hierher gekommen.

In Guidos Wangen schoß eine dunkle Röte.

Sie machen mich glücklich, mein gnädiges Fräulein! stammelte er. Auch meine Mama —

Ich wollte eben von ihr sprechen. Ich weiß nicht, ob es Ihnen bekannt ist: ich schmeichle niemandem und niemals. Da darf ich denn wohl sagen, daß Sie jeder um eine solche Mutter beneiden muß; daß ich es zu den größten Glücksfällen meines Lebens rechne, sie kennen gelernt zu haben.

Ach, wenn Sie sie doch erst wirklich kennten, rief Guido, Sie, gerade Sie!

Er schwieg plötzlich und schien den abgerissenen Faden der Unterhaltung nicht wieder fassen zu können.

Was ist das für eine Partie, von der Sie vorhin sprachen? sagte Eleonore.

Nach den Hünengräbern, erwiderte Guido schnell und offenbar erleichtert. Eine wirklich sehr sehenswerte Stelle in dem Walde, durch den wir gekommen sind. Zwei Gräber, mit ungeheuren Findlingen umstellt. Virchow hat sie vor zwei Jahren auf meine Bitte durchsucht und eine Menge der interessantesten Dinge gefunden.

Ist es weit?

Keine Viertelstunde.

Das ist gut. Ich bin, offen gestanden, ein wenig abgespannt und bliebe lieber hier, wo es so zauberhaft schön ist. Aber wenn es sein muß —

Nein! nein! es muß nicht sein! sagte Guido eifrig.

Im Gegenteil! Ich — ich hatte einen Auftrag von Mama an Sie — eine Bitte —

An mich? von Ihrer Frau Mama?

Ja, daß Sie die Freundlichkeit haben möchten, ihr Gesellschaft zu leisten, während wir andern den Spaziergang machen. Würden Sie —

Aber, Herr Graf, wie können Sie fragen!

Dürfte ich dann — ich sehe, man ist bereits im Aufbrechen.

Sie gingen auf die Gesellschaft zu, die jetzt unter dem Zeltdach sich um die Gräfin versammelt hatte, mit Ausnahme Kitties und des Lieutenants von Trottau, welche noch an der Balustrade lehnten und eine lebhafte, wiederholt von Kitties Lachen unterbrochene Konversation führten.

Ich — ich hätte noch eine große Bitte für mich selbst, sagte Guido, nachdem sie ein paar Schritte schweigend gemacht, die Sie mir selbstverständlich abschlagen werden, wenn —

Was ist es, Herr Graf?

Uebermorgen ist unser Seefest. Sie werden kommen?

Ich weiß es nicht. Es hängt das ganz von der Frau Generalin ab.

Wenn Sie kommen — es wird getanzt werden — dürfte ich Sie um die Ehre des ersten Walzers bitten?

Mit dem größten Vergnügen.

Guido wurde wieder dunkelrot und wollte etwas erwidern, aber in dem Augenblick kamen Kittie und

der Lieutenant zu ihnen, Kittie in nervöser Aufregung, der Lieutenant, sein Bärtchen mit selbstgefälligem Lächeln drehend.

Denken Sie sich, Graf Guido! rief Kittie. Herr von Trottau ist auf dem letzten Hofball gewesen und hat sich mir nicht vorstellen lassen! Wie finden Sie das?

Unbegreiflich — selbstverständlich! murmelte Guido.

Nicht wahr? Dafür soll er mich aber auch zur Strafe jetzt den ganzen Weg am Arm führen — hin und zurück.

Sollte das eine Strafe sein? fragte Guido zerstreut.

Ich kenne wenigstens Leute, denen es eine wäre! erwiderte Kittie in ihrem schnippischsten Ton.

Kittie! Kittie! rief die Generalin.

Ich komme schon, Mamachen! rief Kittie zurück, vorauslaufend, von dem Lieutenant gefolgt.

Sie werden es noch ganz mit Kittie verschütten, sagte Eleonore lächelnd.

Sie glauben nicht, wie selbstverständlich gleichgültig mir das ist, erwiderte Guido treuherzig.

Die Generalin kam ihnen aus dem Kreise um die Gräfin entgegen. Ihre harten Augen glänzten unheimlich, und die dünnen Lippen waren noch schärfer als sonst auf die starken Zähne gepreßt.

Die Frau Gräfin wünscht Sie hier zu behalten, liebe Eleonore, sagte sie in einem affektiert gleichgültigen Ton; — zu einem englischen Konversations-

stündchen. Ich habe natürlich gern meine Erlaubnis gegeben.

Ich danke Ihnen, gnädige Frau, erwiderte Eleonore ruhig, während Guido einen wütenden Blick auf die Generalin warf, den diese, da sie sich bereits wieder gewandt hatte, glücklicherweise nicht bemerkte.

Shocking! murmelte er.

Why, dear count, sagte Eleonore gelassen; she is the mistress, and I am used to be treated as governess.

But you shouldn't, sprudelte er. I can't stand it. And I have a great mind to tell that — that woman —

Er kam nicht weiter; die andern traten heran, bereits zur Promenade gerüstet, die Damen mit Sonnenschirmen, die Herren mit Stöcken, die Guido aus seinem Vorrat hatte herbeischaffen lassen. Der Oberförster hatte die Führung übernommen. Excellenz von Trottau zog Eleonoren ein wenig beiseite und versicherte sie in halb ärgerlichem, halb humoristischem Flüsterton, daß, wenn er gewußt hätte, sie würde nicht von der Partie sein, ihn keine zehn Pferde nach den vermaledeiten Hünengräbern gebracht hätten, bei denen er schon ein Dutzend Mal gewesen sei, ohne ihnen was Merkwürdiges absehen zu können. Kittie hatte ihre Drohung ausgeführt und ihren Arm in den des Lieutenants gelegt mit einem unbotmäßigen Blick auf die Generalin, den diese mit einem Grinsen, das ein

Lächeln sein sollte, beantwortete. Guido war der letzte, der die Terrasse verließ, nachdem ihm seine Mutter noch ein paar leise Worte gesagt. Die Diener hatten die Kaffeesachen weggeräumt, Dame Brita den Schaukelstuhl der Gebieterin dicht an die Balustrade gerückt und sich dann ebenfalls entfernt. Die Gräfin und Eleonore waren allein.



Fünfzehntes Kapitel.

Es ist Ihnen doch auch recht, daß wir draußen bleiben? begann die Gräfin, als Eleonore auf einen freundlichen Wink von ihr im Begriff war, vor ihr Platz zu nehmen. Es haben nicht alle meine Passion für frische Luft.

Doch ich, gnädigste Gräfin, erwiderte Eleonore.

Das ist gut, sagte die Gräfin. Dann wollen wir einmal haben, was die Engländer ein chat nennen. Zeit genug wird uns bleiben. Sie brauchen eine Viertelstunde hin, eine Viertelstunde zurück, und unter einem halbstündigen Vortrag über die Hünengräber thut es der Herr Oberförster nicht. Es ist sein Steckenpferd. Uebrigens habe ich, damit die armen Menschen nicht vor Langerweile sterben, eine kleine Kollation vorausschicken lassen.

Sie hatte das alles in einem muntern, ja lustigen Ton gesagt, während ein reizendes, schalkisches Lächeln um ihre Lippen schwebte. Wie wenig Eleonore Menschenfurcht kannte, als sie sich mit der hohen Frau allein

fand, hatte sie doch eine gewisse Beklommenheit gefühlt, die sich jetzt in einem leisen Lachen löste.

Lachen Sie nur dreist, sagte die Gräfin; ich höre so gern lachen, notabene, wenn man lacht wie Sie. Ist man, wie ich, fast ausschließlich auf das Gehör angewiesen, bekommt es eine Empfindlichkeit, die nicht immer erfreulich wirkt. Ein Organ, wie das der Generalin, kann mich krank machen. Und dabei habe ich mir eingeredet, daß der Mensch für seine Stimme verantwortlich ist, soweit wir armen Erdenwürmer überhaupt für etwas verantwortlich sind, was freilich, alles in allem, wenig genug sein mag. Sie haben eine Stimme, die meinem Ohre wohlthut — die rechte Cordeliastimme. Ich ärgerte mich über Tisch, daß der gute Trottau Sie kaum zu Wort kommen ließ. Holen Sie das jetzt nach! Was da von Ihren Eltern und Ihnen selbst aus Ihrer Kindheit zur Sprache kam, hat mich so sehr interessiert. Ich möchte gern noch mehr davon hören. Sie haben Ihre Eltern früh verloren?

Eleonore wußte nicht, wie es geschah. Ohne daß die Gräfin eine unziemliche Neugier an den Tag gelegt hätte, die sie vielmehr stumm gemacht haben würde, fühlte sie sich wie von einer sympathetischen Kraft angezogen, gegen die sie keinen Widerstand hatte und haben wollte, und der sich ihr Innerstes rückhaltlos erschloß. Während sie die Geschichte ihres Lebens erzählte, war es ihr, als ob sie selbst es in einem neuen

Lichte sähe, das eine seltsame Klarheit über Partien breitete, die ihr bis zu diesem Augenblick dunkel und verworren erschienen waren. Eine sinnige Bemerkung, eine wohlgestellte Frage, welche ihre Zuhörerin von Zeit zu Zeit einfließen ließ, empfand sie nicht als Unterbrechung, nur als Aufforderung, weiter zu sprechen. Zuletzt, als sie zu dem Bericht ihrer Erlebnisse in England gekommen war, hatte ihr die Gräfin die Hand auf die Kniee gelegt und auf englisch gesagt: Bitte, nun weiter englisch! Ich höre es so gern, wenn ich es auch, wie Sie sehen, mangelhaft spreche. Land und Leute stehen einem deutlicher vor Augen, wenn einem auch noch die Sprache, die zu ihnen gehört, ins Ohr klingt. Ueberdies, meine Entschuldigung, Sie bei mir zurückzubehalten, sollte ja das unwiderstehliche Bedürfnis nach einer englischen Lektion sein. Ich darf den guten Leuten doch nichts vorgelogen haben.

Dazu hatte sie herzlich gelacht, und Eleonore hatte gelacht und auf englisch, das ihr wie die Muttersprache geläufig war, weiter erzählt und wieder lachen müssen, wenn die Gräfin, mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörend, in ihrem Englisch, das sie fließend, nur mit einem fremden Accent sprach, murmelte: „Das ist köstlich! das ist wie ein Kapitel aus Dickens!"

Nun war sie mit der englischen Episode und mit ihrer Geschichte zu Ende. Was noch folgte, war nicht mehr ihr eigenes Leben, über das sie hätte berichten können und gern berichtet hätte; war ihr Leben,

verhängnisvoll verknüpft mit einem andern — ein Heiligtum, über dessen Schwelle sie keinen Dritten geleiten durfte, und wäre es auch die herrliche Frau gewesen, die ihr da gegenübersaß.

Ich danke Ihnen, danke Ihnen von ganzem Herzen! sagte die Gräfin. Sie haben mir eine köstliche Stunde bereitet. Ich darf sagen: Ihre Erscheinung, Ihr Wesen, Ihr Sprechen, Ihre Stimme — das alles ist mir vom ersten Augenblick wundersam sympathisch gewesen. Doch das waren nur zerstreute holde Töne; jetzt habe ich den vollen Accord und — ich liebe Sie.

Eleonore war zu erregt, eine Antwort zu finden. Auch die Gräfin schwieg eine kleine Weile, dann fuhr sie in leiserem Tone fort: Sie haben mir, ich weiß es, alles gesagt, was Sie sagen konnten. Wenn Sie von dem schwiegen, was doch sonst in dem Leben eines jungen Mädchens den Leitton gibt, — wenn Sie von Ihrem Herzen schwiegen, so weiß ich wiederum — aus einem mir teuren Munde — warum. Wollen Sie einer Frau, die Ihre Mutter sein könnte, und die Ihre Freundin ist und mehr als das — wollen Sie ihr nur das eine sagen: Ist Ihre Liebe eine glückliche?

Sie ist hoffnungslos, völlig, völlig hoffnungslos, erwiderte Eleonore dumpf.

Ich dachte es mir, sagte die Gräfin.

Und nach einer kleinen Pause: Darf ich Ihnen die Geschichte einer andern hoffnungslosen Liebe erzählen?

Nun denn! hören Sie! — In Norwegen lebte vor dreißig und einigen Jahren ein Mädchen — wir wollen sie Friederike nennen, was nebenbei auch mein Vorname ist. Ihr Geschlecht war nach dem königlichen das vornehmste im Lande; ja, es durfte sich nicht minder vornehm dünken als jenes, denn seine Vorfahren hatten in grauen Zeiten über ein Jahrhundert lang das Reich beherrscht. Von seinem Glanz war freilich nichts geblieben als der Name, den jeder Norweger mit Ehrfurcht aussprach und noch heute ausspricht; sonst lebte der Vater des Mädchens, das sein einziges Kind war, nicht besser und nicht schlechter als seine bäuerlichen Gutsnachbarn. Von Zeit zu Zeit mußte er allerdings bei Hof erscheinen als erster Repräsentant seiner Landschaft, und weil er nun doch einmal zu den Granden des Reichs gehörte. Dahin nahm er auch wohl, nachdem sie erwachsen war, die Tochter mit. Das war nun für sie ein seltsamer Abstand von ihrer gewohnten ländlichen Abgeschlossenheit zu dem rauschenden, glanzvollen Leben. Ich weiß nicht, ob die Leute recht hatten, aber sie fanden Friederike schön. Nehmen wir an, sie hatten recht. Jedenfalls sah sie sich, so oft sie erschien, von überschwenglichen Huldigungen umgeben, die, wenn sie ihr Herz nicht rührten, doch ihre Phantasie beschäftigten. Dafür konnte sie denn nie nach Hause kehren, ohne einige andre Herzen gebrochen zu haben, wie die Phrase lautet. Das war ihrem Vater gar nicht recht. Er war nicht

mehr jung und wollte gern, bevor er starb, das Leben seines Kindes gesichert sehen; und, ich sagte es schon, er war arm und wünschte der Tochter ein weltliches Glück, das er für seine Person mit Würde zu entbehren wußte. Da, als sie zum viertenmale bei Hofe erschien und jetzt in ihrem einundzwanzigsten Jahre stand, kam abermals ein Freier, der ernster genommen sein wollte als seine Vorgänger, oder den doch wenigstens sie ernsthafter nahm. Nicht, weil er reicher war als jene — das hätte auf Friederike nicht den mindesten Eindruck gemacht —, sondern weil er mit seiner skrupulösen Ehrenhaftigkeit, seiner unendlichen Herzensgüte und nicht zuletzt seiner zweifellos aufrichtigen, treuen, edlen Liebe, wenn es eine Bürgschaft ehelichen Glückes gibt, diese Bürgschaft zu bieten schien. Sie gab ihm ihr Jawort; gab es ihm nach einem fürchterlichen Kampfe mit ihrem Herzen, das darüber in tausend Stücke zu brechen drohte. Denn sie liebte einen andern mit glühender, wahnsinniger Leidenschaft. Es war ein Nachbarssohn, ein paar Jahre älter als sie. Sie waren zusammen aufgewachsen, hatten zusammen gelernt, studiert, musiziert, denn sie war sehr musikalisch, und seine Seele war voll von Musik. So hatte ihn sein Vater, um sein Talent auszubilden — wie denn bei uns Künstler, Gelehrte, Beamte, Militärs fast alle aus dem Bauernstande hervorgehen —, erst nach Christiania und Stockholm, dann nach Paris geschickt, wo sein wunderbares Talent Furore machte,

so daß er eigentlich schon ein berühmter Mann als zwanzigjähriger Jüngling zu uns zurückkam, nur — um sich zu verloben. Mit einem Mädchen, ebenfalls einem Nachbarkinde, meiner speciellen, halb mütterlichen Freundin, denn sie war ein Jahr älter als er, und er hatte sie von lange her geliebt, während er mit mir nur gespielt hatte. Kurz nach seiner Verlobung — bei der ich nicht zugegen gewesen — der Vater hatte mich zum erstenmal mit nach Christiania genommen — sahen wir uns wieder. Ich war eben siebzehn geworden. Wir begrüßten uns als alte Freunde und fingen, während er, um seiner Braut nahe zu sein, bei uns auf dem Lande weilte, unser altes Leben mit gemeinsamem Lesen und Musizieren wieder an. Er war der schönste Mensch, den man sehen konnte, und brauchte nicht noch genialisch bis in die Fingerspitzen zu sein, damit die Mädchen sich in ihn verliebten. Mir gab er das beste, was er konnte und hatte — ich habe seitdem keine Geige wieder spielen hören mögen — und — ich weiß nicht, war es nach ein paar Wochen oder Tagen oder Stunden — ich liebte ihn, und er liebte mich. Ich hätte es gewußt, wenn er mir es auch nicht gesagt hätte; aber er sagte es mir in einer wonnevollen Stunde, aus der ich mich mit blutendem Herzen losriß — es durfte ja nicht sein. Seine Braut — nennen wir sie Brita — war ein makelloses Geschöpf, war meine Freundin, die an dem früh der Mutter beraubten Kinde unendlich viel

Gutes gethan. Und sie liebte Hjalmar von ganzer Seele, hatte um seinethalben mehr als einen annehmbaren Freier zurückgewiesen; sich von ihm verlassen zu sehen, wäre ihr Tod gewesen — ich hätte lieber eine Kirche beraubt als sie des Liebsten. Das sagte ich ihm. Er erwiderte, daß wenn Brita nicht ohne ihn, so er ohne mich nicht leben könne; daß seine ganze Kunst nur ein Ahnen seiner Liebe zu mir gewesen sei und in dieser Liebe ihr Höchstes erreicht habe, von dem sie unaufhaltsam herab und immer herab bis zur kläglichsten Ohnmacht und in den tiefsten Staub sinken müsse, wenn ich ihm nicht, als sein besseres Ich, zur Seite bliebe. Ich sagte ihm, daß, was ich mit ihm verlöre, für mich nicht minderen Wert habe, als für ihn seine Kunst. Aber höher als Glück und Kunst und alles in der Welt stehe ein gutes Gewissen, das man sich nicht bewahren könne, wenn man seine Pflicht für nichts achte; und was seine und meine heiligste Pflicht sei, das sei uns klar genug vorgeschrieben. Ich verlangte von ihm den Beweis, daß er ohne mich kein großer Künstler sein könne. Er solle die beabsichtigte große Tour durch Europa machen. Wenn er zurückkäme, wollten wir uns wieder sprechen. Er kam nach einem Jahre zurück, mit Ruhm und Gold beladen. Den von mir geforderten Beweis hatte er nicht zu führen vermocht: die Zeitungen aller Länder behaupteten einstimmig, daß er der erste Geiger der Welt sei. Aber gesiegt

hatte ich doch nicht: seine Leidenschaft war nur noch mächtiger, wilder, verzehrender geworden.

Ich darf die traurige Geschichte nicht länger machen, als zum Verständnis erforderlich ist. Drei Jahre folgten, in denen mein Herz keine einzige ruhige Stunde hatte. Wie konnte es anders sein, wenn ich sehen mußte, wie Hjalmar sich in dem Riesenkampf der Pflicht und der Leidenschaft verzehrte, seine düstere Prophezeiung, daß er ohne mich in seiner Kunst sinken müsse, in Erfüllung zu gehen schien; die arme, ahnungslose Brita allmählich zu einem Verständnis der schrecklichen Lage kam, in der wir uns alle drei befanden, ohne in ihrem liebenden Herzen die Kraft zu finden, auf ein Glück zu verzichten, von dem sie noch immer hoffte, es müsse ihr doch einmal zu teil werden. Ich hatte nicht das Recht, ihr diese Hoffnung abzusprechen, so wenig ich sie auch teilte. Das Rechenexempel: jetzt sind wir drei unglücklich; wenn Hjalmar und ich unsrer Leidenschaft folgen, ist es nur eine — wollte mir nicht in den Kopf, so oft er es mir auch vorrechnete. ‚Ich kann nicht auf Kosten Britas glücklich sein!‘ war meine beständige Antwort. Nebenbei wäre es auch ein fürchterlicher Schlag für meinen loyalen Vater gewesen, der einem so zu stande gekommenen Bunde niemals seinen Segen gegeben hätte. Etwas Entscheidendes mußte geschehen. Ob es das Rechte war, wofür ich mich entschied, — ich weiß es nicht: der Mensch muß sich ja so oft damit begnügen, das Rechte

gewollt zu haben. Ich meinte aber, solange Hjalmar noch einen Funken Hoffnung nähre, werde er seine unselige Leidenschaft nicht überwinden können, und daß, wenn ich mich vermählte, dieser Funke erlöschen müsse. So wurde ich die Braut, so wurde ich die Frau des Grafen.

Die Gräfin schwieg, fuhr sich mit dem Tuche, das sie zwischen den Händen im Schoße gehalten hatte, über die Augen und blickte starr in die Landschaft hinein. Eleonore wagte nicht, sich zu regen, kaum zu atmen. Auch wenn die Gräfin nicht, ohne es zu ahnen, die Friederike ihrer Erzählung mit sich selbst identifiziert hätte, würde sie längst gewußt haben, daß die Heldin der Geschichte vor ihr saß in dieser verehrten, liebenswürdigen Gestalt. Und die Geschichte mahnte sie so schmerzlich an eine, die sie selbst hätte erzählen können, oft mit denselben Worten. Das konnte die Gräfin nicht wissen. Dennoch war es ihr, als ob eine freundliche Hand ihr einen Spiegel vorhielt, aus dem sie das eigene Antlitz anblickte mit einem Schmerz, der doch nicht mehr der herbe von heute war: als sei die Flucht der Jahre mit sanftem Fittich über ihn hingeweht und habe die brennende Wunde ausgekühlt.

Die Gräfin hatte sich wieder zu ihr gewandt; ihre Augenlider waren gerötet wie von verhaltenem Weinen, aber die Stimme, welche bei ihren letzten Worten ein

wenig gezittert hatte, war wieder fest, als sie mit mildem Lächeln fortfuhr:

Ein seltsamer Dank, nicht wahr, für all das Schöne und Anmutige, das Sie mir erzählt haben, diese leidvolle Geschichte? Nun, sie endet wenigstens besser, als sie begonnen hat. Ich habe meine Wahl nicht bereut, nicht einen Augenblick: mein Gatte war, wie sein Sohn, kein großer, aber ein guter Mensch in des Wortes schönster Bedeutung. Wenn Sie mich fragen, ob ich glücklich gewesen bin, so frage ich zurück: was ist Glück? Ist der Mensch dazu geboren? Zu dem Glück, das er in den Jahren leidenschaftlicher Jugend ersehnt, ganz gewiß nicht. Das ist ein holder Traum, aus dem man, ach, nur zu bald, erwachen muß. Aber was ist das Leid? Wenn man es überlebt — und welches überlebt man nicht? — nach Jahren auch nur ein Traum, aus dem man erwacht ist, man mag nun Gott dafür danken oder nicht. Wir wollen uns deshalb nicht schwach und charakterlos schelten; wir mußten wohl so sein, wenn wir leben sollten. Wo sich dann freilich wieder fragen läßt: warum wir überhaupt leben? Ich habe es mich oft und oft gefragt und nur eine Antwort darauf gefunden, die, wenn sie nicht jeden Zweifel löst, uns doch das Dasein erträglich macht: unter allen Umständen das zu thun, was wir nach bestem Wissen und Gewissen für unsre Pflicht halten. Ist das Dasein nicht von Gott, sondern die Erfindung eines Teufels, so haben wir ihn wenigstens

um seine Lust betrogen. Wir fragen dann nicht mehr nach dem Glück, mit dem er uns narren, nach dem Unglück, mit dem er uns martern wollte. Wir haben uns von ihm freigemacht; ja — Sie werden keine Blasphemie darin sehen — es soll wenigstens keine sein, — wenn es ein Gott ist, mit dem wir es zu thun haben, auch von diesem Gott. Es muß das sogar mit seiner Absicht übereinstimmen: ein Freier, wie er doch ist, haßt die Sklaverei; und was sind Menschen, die nach dem Glück gieren und vor dem Unglück zittern, anders als Sklaven? Hjalmar — ich spreche es ungern aus, aber es gehört nun schon zur Geschichte — war einer. Wie ihn das Glück übermütig machte, konnte er das Unglück nicht ertragen. Wäre ich die Seine geworden — das hätte doch früher oder später zu Tage kommen müssen, und damit wäre mein und auch sein Schicksal besiegelt gewesen. Man braucht nicht zu lieben, wen man achtet; aber wen man lieben soll, muß man achten können. Auch kann er nicht das Genie gewesen sein, für das ihn meine jugendliche Schwärmerei gehalten hat: ein Genie, was ich jetzt so nenne, und was man, glaube ich, einzig und allein so nennen darf, will man das hohe Wort nicht mißbrauchen, geht niemals in Wüstheit zu Grunde — niemals!

Und was aus Brita geworden ist? Das stille, sanfte Wesen, das Sie hier im Hause wie einen guten Geist schaffen sehen: Dame Brita, wie ich sie im Scherz

genannt habe, und wie sie nun von aller Welt, selbst von den Dienstboten, alles Ernstes genannt wird. Ich weiß nicht, was ich beginnen soll, wenn sie vor mir stirbt; und ich glaube, wenn ich vor ihr sterbe, sie stirbt in aller Eile hinter mir her.

So! Nun bin ich zu Ende. Und weshalb ich Ihnen die lange Geschichte erzählt habe? Mein Gott, das fällt mir jetzt erst wieder ein! Um Ihnen zu zeigen, wie eine aussieht, die eine hoffnungslose Liebe überlebt hat. Sehen Sie mich einmal mit Ihren großen, schönen Augen so recht an! Nicht wahr? es ist kein so schrecklicher Anblick.

Eleonore that, wie ihr geheißen. Aber sie sah das edle, bleiche, sanft lächelnde Antlitz nur für einen Moment. Dann sah sie es nicht mehr vor den schweren Thränen, die ihr in die Augen traten. Und dann war sie von ihrem Stuhl herabgeglitten in die Kniee und hatte ihr bleiches Gesicht schluchzend in den Schoß, in die Hände der Gräfin gedrückt.

Kind, Kind! hörte sie die sanfte Stimme über ihrem Haupte sagen. O, mein Gott, wie gern würde ich Ihre Mutter heißen! Versprechen Sie — versprich mir eines: wenn die Wunde deiner hoffnungslosen Liebe sich geschlossen hat — und sie wird sich schließen, glaube es mir! — und du könntest meines Guido Gattin werden — er wird dir inzwischen nie mit einem Wort, einem Blick beschwerlich fallen, sondern geduldig harren wie der Gläubige auf die Verheißung — dann schreibe

mir nur das eine: du sollst mich Tochter nennen dürfen! — Willst du das?

Eleonore antwortete nicht, konnte es in Worten nicht, nur durch ein Nicken ihres gesenkten Hauptes.

Den Bund laß uns besiegeln! sagte die Gräfin. Sie richtete, die flachen Hände an ihre beiden Schläfen legend, den Kopf der Knieenden sanft empor und küßte sie innig auf den Mund.

Und nun steh auf, mein Kind! Ich höre die andern kommen. Sie brauchen nicht zu wissen, was wir untereinander ausgemacht haben.



Sechzehntes Kapitel.

Seit einer Stunde befanden sich die Generalin und ihre Damen wieder zu Hause. Die Rückfahrt, welche sie wiederum in der Equipage der Gräfin, aber ohne die Eskorte Guidos machten, der auf Wendelstein bei der Gräfin zurückblieb, war nicht erfreulich gewesen, trotzdem sie auf dem ganzen Wege erst von dem letzten Schimmer des Tages, dann von dem herrlichsten Vollmondschein begleitet wurden. Die Generalin hatte fortwährend in ihre Ecke zurückgelehnt gesessen, scheinbar schlafend, in Wirklichkeit die Wut, die sie erfüllte, in sich verkochend. Kittie rekapitulierte ihre verschiedenen interessanten Unterhaltungen mit Lieutenant Trottau, sich dabei immer mehr in der Ueberzeugung bestärkend, daß sie vollkommen recht gehabt habe, der Mama Trotz zu bieten und Guido für seine Indolenz abzustrafen. Die frischweg begonnene Flirtation mit dem Lieutenant war ein Meisterstreich. Fraglos hatte der hübsche junge Mensch sich „prima vista bis über die Ohren in sie

verliebt", und als notorischer Erbe seines reichen Onkels war er, „faute de mieux", immerhin eine sehr annehmbare Partie. Er hatte sie für das Seefest um jeden Tanz angefleht, den sie noch frei habe, und sie hoffte zuversichtlich, bei der Gelegenheit „die Sache in Ordnung zu bringen". Clementine ihrerseits dachte nur an Guido und Eleonore. Mit einem Stolze, der ihr das Herz schwellte, sah sie in den beiden lieben Menschen ihre Schützlinge, denen sie zu ihrem Glück verhelfen müsse, das jetzt, nachdem sich Eleonore mit der Gräfin so ersichtlich angefreundet, in viel näherer, ja, wie sie sich gern einredete, gewisser Aussicht stand. Ihre kluge Eleonore mußte doch begreifen, daß der gute, prächtige Guido mindestens so viel wert sei, wie der junge Lordssohn, oder wessen verblassendes Bild aus der englischen Zeit her ihr noch das schöne Herz beunruhigte.

Wenn so Mutter und Töchter, jedes mit seinen peinlichen oder erfreulichen Gedanken beschäftigt, stumm blieben, fühlte sich Eleonore, der Kopf und Herz so voll waren, sicher nicht veranlaßt, das von jenen beliebte Schweigen zu brechen, welches denn auch ununterbrochen herrschte, mit Ausnahme einer und der andern von dieser oder jener Seite gemachten gleichgültigen Bemerkung.

Auch als man endlich angelangt und die gräfliche Equipage, die für die Nacht in Seehausen auf dem Pachthofe blieb, weggeschickt war, stellte es sich heraus,

daß man bei der augenscheinlich allgemeinen Abspannung auf das gewöhnliche, von der Generalin sonst so gepriesene „abendliche Plauderstündchen“ bei einer nochmaligen Tasse Thee heute verzichten müsse. So trennte man sich bereits in der Halle, indem die Generalin mit Kittie in ihren zu ebener Erde liegenden Gemächern verschwand, Eleonore und Clementine die Treppe zu ihren Wohnzimmern hinaufstiegen.

Clementine hatte mit Freuden das „Plauderstündchen“ unten darangegeben in der Hoffnung, dafür oben eine desto längere herzliche Aussprache mit Eleonoren zu halten. Sie fühlte sich deshalb sehr enttäuscht, als Eleonore, vor ihrer Thür angelangt, stehen blieb, also gute Nacht, liebe Clementine! sagte und mit einem Kuß auf ihre Stirn, der ihr recht kühl vorkam, sie verabschiedete.

Das war, solange sie sich nun Freundinnen nannten — seit dem Abend von Eleonores Ankunft — noch nie geschehen. Clementine setzte in ihrem einsamen Zimmer den Leuchter mit zitternder Hand auf den Tisch und warf sich in den nächsten Stuhl, um in Thränen auszubrechen. Die böse, die schlechte, die undankbare Eleonore! Aber vielleicht war das liebe Wesen krank — sie hatte unten auf der Flur so sehr blaß ausgesehen! Oder sie war verletzt durch das Benehmen von Mama und Kittie, das ja auch ganz abscheulich gewesen war! Sie selbst — mein Gott! sie war an diese Sorte Behandlung gewöhnt; Eleonore

durfte verlangen, daß man sie nicht zwei geschlagene Stunden lang als Luft traktierte. Wenn die liebe alte Excellenz Trottau ihr so närrisch den Hof machte oder die Gräfin sie so sichtlich auszeichnete — sie hatte es doch nicht verhindern können. Und wenn Guido — freilich, sie stand zwischen Guido und Kittie, und möglich, daß Mama und Kittie darüber ein Licht aufzugehen anfing oder schon aufgegangen war. Und Eleonore mit ihrem feinen Gefühl hatte das herausgefunden, wovon dann die nächste Folge, daß sie unter diesen Umständen in dem Hause nicht länger bleiben konnte und wollte.

Als Clementine zu diesem Schluß gelangt war, der ihr sofort als ganz zweifellos erschien, sprang sie voller Entsetzen vom Stuhle auf und begann händeringend im Zimmer umher zu irren. Eleonore wollte fort! Was sollte ohne Eleonore aus ihr werden! Sie mußte einfach vor Herzeleid sterben. Ja, tausendmal lieber, als wieder zu dem alten elenden Leben verurteilt zu sein; weiter so von Mama wie das schlechteste Dienstmädchen behandelt zu werden; von Kittie als ein ohnmächtiges Geschöpf, an dem man jede ordinärste Laune ungestraft auslassen durfte! Sollte sie an die Thür klopfen und betteln, bis Eleonore sie einließ, und sich ihr dann zu Füßen werfen und ihre Kniee umklammern und sagen: Eleonore, wenn du gehst und du nimmst mich nicht mit, so laufe ich direkt in den See!

Plötzlich vernahm sie etwas, das ihr das Herz für einen Moment stillstehen und dann in desto schnelleren Schlägen pochen machte. Sie hatte an Eleonores Thür ein Geräusch gehört — dann einen elastischen, ihr so wohlbekannten Schritt vorbei an ihrer Thür nach der Seitentreppe zu, die am Ende das Ganges direkt in den Garten führte. Es konnte nur eines sein: Eleonoren sollte der nächste Morgen nicht mehr in diesem Hause finden. Den Pächter Besekow hatte sie in den drei Tagen, wie alle Welt, außer der Mama und Kittie, bezaubert. Er würde auf eine Bitte von ihr, wie spät es auch war, sofort anspannen und sie in die Stadt fahren lassen. Dort blieb sie über Nacht im Gasthof und eilte morgen mit dem Frühzuge nach Berlin — auf Nimmerwiedersehen.

Das hatte sich mit Blitzesschnelle in Clementines Kopf zurechtgestellt, ohne daß ihr nur für einen Augenblick der Gedanke gekommen wäre, wie überaus unwahrscheinlich doch alles sei. Sie mußte Eleonoren zurückhalten oder, besser noch, mit ihr fliehen.

Hut und Mäntelchen waren unten in der Halle liegen geblieben. So ergriff sie ein leichtes Tuch, das ihr zuerst zur Hand kam, schlug es sich über Kopf und Schultern und eilte Eleonoren nach, die sie noch auf dem Gange oder doch auf der Treppe einzuholen hoffte. Aber sie mußte längere Zeit, als sie dachte, verloren haben: der Korridor und die Treppe, die das Mondlicht durch das hohe, schmale Flurfenster hell ge-

nung beleuchtete, waren leer; auch was sie vom Garten überblicken konnte, als sie jetzt unten in der Thür stand, die Eleonore offen gelassen hatte. Aber über die Richtung, welche die Entflohene eingeschlagen, konnte kein Zweifel sein: um das Haus herum, quer über den großen freien Platz vor dem Portale; oder, wenn sie, wie anzunehmen, den hatte vermeiden wollen, weiter durch den Garten auf dem Wege nach dem Seitenpförtchen, durch das sie gestern abend auf ihrem Spaziergange gegangen und zurückgekommen waren. Von da gelangte man auf einem Feldweg, der im rechten Winkel auf den Kommunalweg stieß, in fünf Minuten zu dem Pachthofe.

Clementine nahm diese Richtung, jetzt, ihrer Sache völlig sicher, langsamer schreitend und, wenn die Stiche am Herzen gar zu heftig wurden, sich an einen Baum lehnend, bis der Anfall vorüber war. Auch wenn Herr Besekow sich noch so sehr beeilte, bis die Pferde aus dem Stall und vor dem Wagen waren, mußte mindestens eine halbe Stunde vergehen. —

Eleonoren hatte es nicht in dem Zimmer gelitten. Schon unterwegs war ihr immer gewesen, als müsse sie aus dem Wagen springen und in die nächtliche Welt hineinlaufen. Was die Gräfin da gesprochen von Pflichterfüllung und Entsagung, das war ja alles recht schön, und hundertmal hatte sie sich's selbst schon gesagt — im Grunde war es doch Feigheit und Verrat an der Liebe, die nur der begehen konnte, der

nicht wahrhaft liebte mit allen seinen Seelenkräften, allen seinen Sinnen. So hatte die Gräfin nicht geliebt — es war unmöglich. Sie konnte Hjalmar aufgeben, weil ihr Verstand größer war als ihr Herz; und Hjalmar mußte untergehen, weil sein Herz größer war als sein Verstand. Die Gräfin hatte gut sagen: „er wäre auch mit mir verloren gewesen, er war kein Genie." Wann hat des größten Künstlers Genie jemals seine reichste, feinste Nahrung anderswoher genommen als aus seinem Herzen? Zerbrich ihm das Herz, du zerbrichst sein Genie. Und all die hehre Weisheit zu welchem Zweck? Damit seiner Mutter Sohn zu der Frau kam, die er liebte, was denn der Durchschnittsmensch so lieben nennt, und mit ihr ein langweilig-ehrbares Leben führte, bis eines Tages das geknechtete Herz sein Recht verlangte, an dem Herzen schlagen zu dürfen, das ihm der Mittelpunkt der Welt und die ganze Welt war!

So wütete es durch Eleonores verstörte Seele, während sie die Gartengänge durcheilte, jetzt von Dunkel eingehüllt, jetzt umflossen von der blendenden Helle des Mondlichts, das ihren Schatten bald seitwärts von ihr, bald lang vor sie hinwarf. Ein bestimmtes Ziel verfolgte sie nicht. Ihr selbst unbewußt eilte sie auf das Seitenpförtchen zu, wo sie gestern abend, als sie voneinander schieden, als letzten fürchterlichen Gruß, seine Augen in wildem Zorn auf sich gerichtet gesehen hatte. Die geliebten Augen! Ach,

nur noch einmal, ein einzig Mal, Verzeihung flehend, in sie zu blicken! Und wenn sie Verzeihung zurückblickten und die atemlose, seelenmörderische Liebe der Tage von Norderney — sterben zu dürfen in einem letzten Kuß!

Der Parkweg, auf dem sie dahineilte, führte eben, schon ganz nahe dem Pförtchen, um dichtes Gebüsch herum, in welchem eine oben offene Laube mit Ruhebänkchen ausgespart war. Plötzlich hörte sie das leise Wiehern eines Pferdes, und in demselben Moment stand vor ihr auf dem Wege die Gestalt eines Mannes, der eben aus dem Eingang zur Laube herausgetreten sein mußte. Ein Schrecken wahnsinniger Freude durchzuckte sie — es konnte ja nur er sein! Da hatte er auch schon die Arme ausgebreitet und sie sich mit leisem Jubelschrei an seine Brust geworfen, trunkene Küsse mit trunkenen Küssen erwidernd.

Und dann — es hätte keins gewußt, wie sie dahin gekommen — saßen sie in der Laube, eng aneinander geschmiegt, sich wieder und wieder sagend und mit seligen Küssen besiegelnd, daß sie sich liebten und ohne einander nicht leben könnten.

Und dann hatten sie die holden Erinnerungen der Norderneyer Tage wachgerufen: den Sturm, der sie zusammengeführt; die köstlichen Mahlzeiten an dem kleinen Separattisch in dem weiten, niedrigen Speisezimmer bei Otterndorf zwischen all dem Möbelgerümpel und tausendfachen bric-à-brac mit dem brummigen

Wirt, der seine Gäste so naiv brüskierte, daß sie beständig in der Furcht lebte, es werde doch noch zu einer Scene zwischen ihm und Ulrich kommen; und ihr Schweifen durch die Insel, und ihr Ausruhen in einem stillen Dünenthal mit dem Ausblick auf das Meer — er immer ein wenig tiefer gelagert als sie, damit er ihr in die Augen sehen konnte; und am letzten Tage die große Tour nach der Weißen Düne, wo sie die kostbare Zeit mit Malen so heillos vertrödelte, und er auch nichts Besseres zu thun gewußt hatte, als sie anzugaffen! O, das alberne, liebe Angaffen! Was in aller Welt hatte er denn immer an ihr zu sehen gehabt!

Und was der eine und der andre bei dieser und bei jener Gelegenheit gesagt: welch kluges Wort sie, welch ungeheure Dummheit er! und wie sie sich auf Tod und Leben gestritten und gezankt, und er zuletzt immer nachgegeben — nicht weil er überzeugt gewesen wäre! Gott bewahre! niemals! — nur aus purer Höflichkeit und Mitleid mit ihrem weiblichen Mangel an Logik und den horrenden Lakunen ihrer fragmentarischen Bildung!

Keine kleinste Scene, kein unbedeutendstes Wort war vergessen!

Und nun der Streit darüber, wer den andern zuerst geliebt! Nach Ulrichs Behauptung er: denn er habe sie geliebt von dem allerersten Blick in ihre Augen, und das könne sie beim besten Willen nicht überbieten.

Was sie einräumen mußte und zugeben, ihr sei die Liebe erst ein paar Minuten später gekommen: in dem Moment, als der Sturm sie in seine Arme warf, und sie fühlte, daß er sie nicht fester an sich drückte, als nötig war, um sie zu halten. Für welche Ritterlichkeit sie ihn jetzt mit einem nachträglichen Kusse belohnen müsse.

Und das ist der letzte, Geliebter. Ich muß ins Haus. Clementine möchte sonst Verdacht schöpfen. Sie schläft im Zimmer neben mir.

Das gute Mädchen! Weiß sie von unsrer Liebe?

Um Gottes willen!

Aber ich weiß von einer andern. Es braucht dich nicht zu beunruhigen; der Mann hat nicht aus der Schule geschwatzt, ich habe es mir nur so zusammengereimt: Graf Wendelin liebt dich.

Wenigstens hat er es mir gesagt.

Verräterin! Wann?

O, schon vor acht Tagen, oder so — in Berlin.

Und du? Was hast du ihm geantwortet?

Daß ich mein Herz verloren habe — hoffnungslos — Gott sei es geklagt! — Geliebter, du mußt fort; dein Robin schlägt sich die Hufe ab.

Mag er!

Und zu Hause?

Ich habe kein Haus.

Deine Frau!

Ich habe keine Frau. — Geliebte, kannst du es

für möglich halten, daß meine Lippen die einer andern Frau berührt haben, nachdem du sie geküßt hast?

Um Gottes willen! nicht davon! nicht davon! Laß mir diese eine, einzige Stunde ungetrübt!

Aber es kann so nicht bleiben.

Wie soll es anders werden?

Es muß. Du brauchst mich nur nicht fortzuschicken, mir nur zu folgen. Wohin? gleichviel! Nur fort! Auf der Stelle! Der Pächter hier ist mein guter Freund. Er gibt uns einen Wagen. Morgen abend sind wir hundert Meilen von hier. Komm! ich flehe dich an: komm!

Ulrich, hab' Erbarmen! Sieh, ich müßte ja thun, was du willst. Aber du darfst das nicht wollen.

So liebst du mich nicht!

Mehr als du dich selbst. Wenn das geschähe, was du willst, du würdest der elendeste der Menschen.

Elender als ich schon bin?

Tausendmal mehr. Vergiß nicht, Ulrich: ich bin so elend wie du.

Du bist es nicht. Du bist frei, bist niemand Rechenschaft schuldig. Hast nicht den Jammer mit anzusehen — ah!

Mein armer, armer Ulrich! Ja, du bist unglücklicher als ich — viel! viel! Aber du bist ein Mann.

Ich habe ertragen, was ein Mann ertragen kann. Ich kann nicht mehr.

O, mein Gott, mein Gott!

Sie weinten eines in des andern Armen. Dann war es Eleonore, die sich zuerst löste.

Wir müssen scheiden, Geliebter. Du hast noch einen weiten Weg.

Ich reite nicht nach Haus — in die Stadt — irgendwohin — nur nicht nach Haus.

Gleichviel, du mußt fort. Hierher darfst du nicht wiederkommen. Nicht wahr, das ist unmöglich? Uebermorgen ist euer Seefest. Ich denke, wir werden hingehn. Du wirst da sein. Wir sprechen uns da weiter. Wenn nicht, schreibe ich dir. Darf ich nicht?

Doch! In die Stadt — poste restante.

Auch das. Ich begleite dich bis zu deinem Pferde. Komm!

Sie verließen die Laube, eins das andre umschlingend. —

Clementine war auf einem schmalen Seitenpfade bis zu dem dichten Gebüsch gelangt, welches die Laube umgab, als sie in unmittelbarer Nähe Stimmen vernahm. Erschrocken blieb sie stehen. Es würde ein Liebespärchen aus dem Dorfe sein, das sich in dem verschwiegenen, immer offenen herrschaftlichen Park ein Stelldichein gegeben. Fatal! Sie mußte an dem breiten Eingang der Laube vorüber oder einen weiten Weg zurück machen. Das war unmöglich. Sie konnte froh sein, wenn ihre Kraft noch bis zu dem Pachthofe reichte.

In dem Gebüsch war eine Lücke. Der Mond, den zuletzt eine Wolke verschleiert hatte, trat wieder

in glänzender Klarheit hervor. Sein Licht schien hell in die Laube über die Bank, auf der die Sprechenden saßen: Leonore und Ulrich!

War es denkbar? war es möglich?

Aber das Bild blieb, vollkommen deutlich, sie konnte jeden Zug in den Gesichtern unterscheiden.

Und jetzt, bei der atemlosen Stille ringsherum, auch jedes ihrer Worte: süße, leidenschaftliche Worte — Bekenntnisse, Geständnisse, Beteuerungen, sinnlos-holdes Geplauder und Kuß um Kuß.

Sie wollte fliehen; aber das kranke Herz hämmerte so entsetzlich; sie mußte fürchten, bei den ersten Schritten zusammenzubrechen und dann ihre Anwesenheit sicher zu verraten. Sie konnte nichts andres, als, den schlanken Stamm eines Bäumchens mit beiden Händen umklammernd, regungslos so verharren.

Wie lange? Sie hätte es nicht zu sagen gewußt. — Es schienen ihr Stunden; es mochten aber auch nur Minuten gewesen sein, bis jene die Laube verließen.

Auch dann blieb sie regungslos stehen: Eleonore mußte denselben Weg zurückkommen.

Und sie kam zurück, die schlanke Gestalt, eilenden Schritts, so nahe an ihr vorüber — es schien ein Wunder, daß sie unbemerkt blieb.

Dann vernahm sie den elastischen Schritt nicht mehr und durfte sich endlich hinwerfen, wo sie stand, und, die brennenden Augen auf den Boden geheftet, versuchen,

in ihr verstörtes Gehirn hineinzubringen, was sie eben gesehen und gehört.

Das also war die Liebe — nicht die, von der sie tausendmal in Büchern gelesen — die wirkliche Liebe in Fleisch und Blut von zwei gesunden, schönen Menschen, die den süßen Trank in vollen Zügen trinken durften! Die Liebe, von der sie ausgeschlossen war, der häßliche Krüppel mit der schiefen Hüfte und der hohen Schulter! Ah! wie sie diese Eleonore haßte, die Glückselige, die von Ulrich geliebt wurde! Und sie liebte ihn nicht, wie man einen Ulrich lieben mußte, wie sie ihn geliebt haben würde, wie sie ihn liebte! Ihr sollte er gesagt haben: Flieh mit mir! Ja, Ulrich, ja! bis ans Ende der Welt! Dich glücklich zu machen, wenn ich kann! zu sterben, wenn ich es nicht kann! Und nicht nach den Menschen und nicht nach Himmel und Hölle zu fragen, ob ich es darf!

Was nun? In den See? Das einfachste wär's schon; sie würde sich ja wohl bis dahin schleppen können. Oder hier so liegen bleiben auf der feuchten Erde? Dann war sie morgen früh sicher auch tot. —

Endlich löste sich doch der wilde Schmerz in eine Thränenflut und das gequälte Herz fühlte wieder den alten, sanften, liebevollen Schlag. Ah! die geliebten Beiden! Die so grenzenlos unglücklich waren! Wenn sie ihnen helfen könnte! Wie gern wollte sie ihr Leben dafür hingeben!

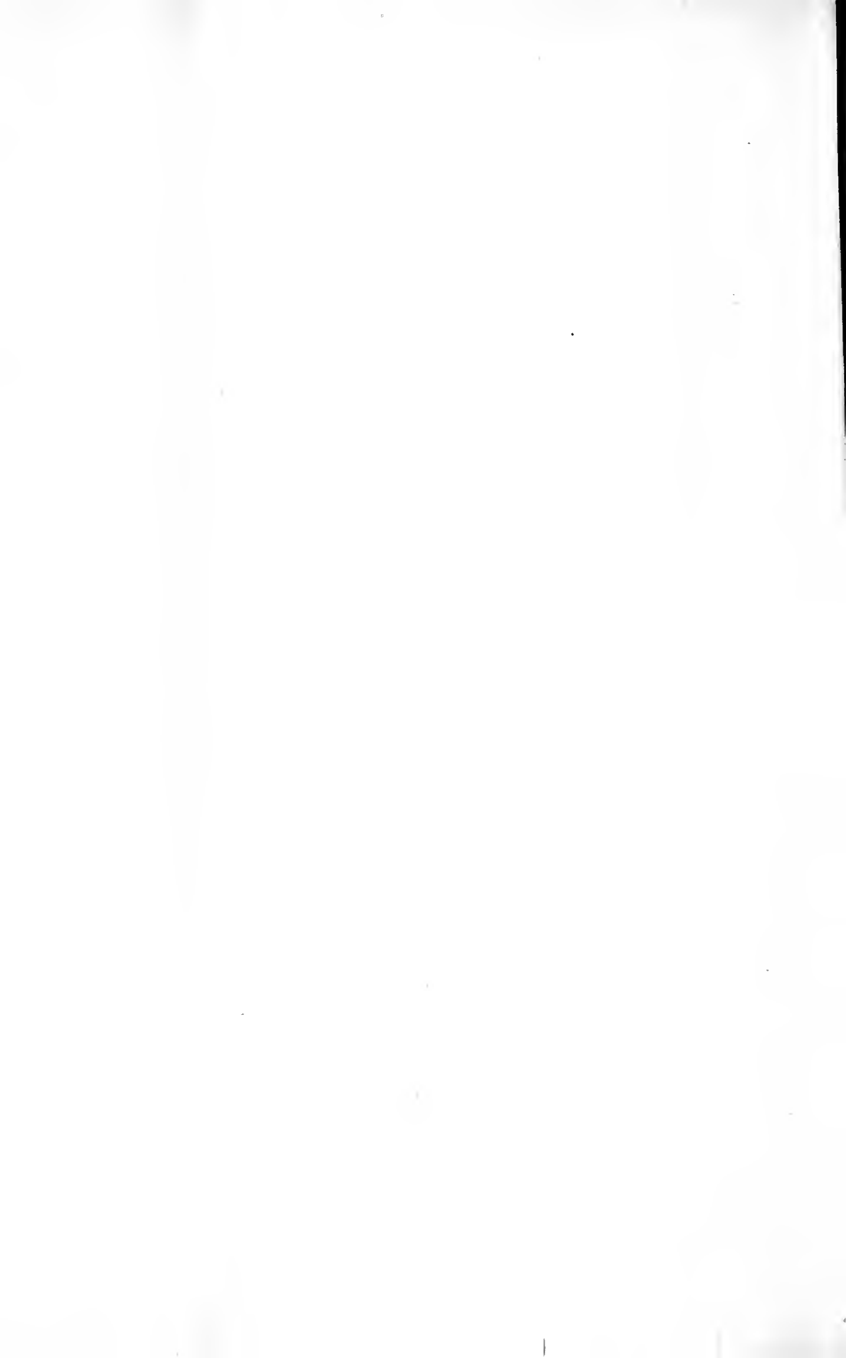
Deshalb durfte es aber auch hier nicht damit zu

Ende sein. Sie mußte ins Haus zurück und in ihr Bett. Sie würde so leise auftreten; Eleonore würde nichts hören.

Und hörte sie's, weshalb sollte sie nicht auch Lust bekommen haben, ein wenig spazieren zu gehen in der schönen Mondennacht?

Das muß einem armen Krüppel doch erlaubt sein, wenn sie auch keinen heimlichen Liebsten hat und sicher ist, allein, mutterseelenallein zu bleiben, allein und verlassen, wie der Stein am Wege — in der schönen Mondennacht!





Viertes Buch.



Erstes Kapitel.

Sie ist krank geworden oder thut doch so, um der andern Platz zu machen, glaube mir! sagte die Generalin am Morgen des Seefestes zu Kittie. Lächerlich! als ob wir sie jemals zu solchen Gelegenheiten mitgenommen hätten!

Weshalb aber hast du denn die Person nicht beim Wort genommen, als sie sich eben erbot, bei Clementine zu bleiben? fragte Kittie. Ich kann sie nicht mehr sehen.

Mein süßes Kind, erwiderte die Generalin, Kitties Arm nehmend, während sie auf der Seeterrasse auf und ab gingen, sei versichert, ich detestiere sie, wie du, und bei der ersten passenden Gelegenheit fliegt sie. Aber die Gräfin hat ja einen Narren an ihr gefressen, und so lange du auf Guido noch irgend reflektierst —

Wie oft soll ich denn wiederholen, daß ich das nicht mehr thue? rief Kittie. Schüchternheit — dummes

Zeug! das redest du mir nicht mehr ein. Er hat mich vorgestern einfach miserabel behandelt.

Dafür hast du auch mit Hans Trottau gründlich kokettiert.

Nachdem ich sah, daß Guido — aber du willst mir nicht glauben.

Es ist Unsinn, liebes Kind!

Es ist keiner. Was ich gesehen habe, habe ich gesehen. Er hat sie den ganzen Tag angeschmachtet — wie närrisch! Ich wette, er hat sich schon auf der Eisenbahn in sie verliebt. Sie wird es auch danach angefangen haben! Der Person ist alles zuzutrauen!

Es wäre entsetzlich, murmelte die Generalin, ganz entsetzlich! Und wir hätten noch Oel ins Feuer gegossen!

Gründlich! sagte Kittie. Sie hat sicher gewußt, daß sie bei uns in seine Nähe kommen würde. Es ist alles zwischen ihnen vorher abgekartet gewesen.

Entsetzlich! wiederholte die Generalin. Wenn du nun doch wenigstens deiner Sache mit Hans Trottau sicher wärest!

So sicher, wie Amen in der Kirche. Du wirst es heute abend sehen.

Die Generalin seufzte, aber wagte nicht zu widersprechen. Kittie hatte wieder einmal gezeigt, daß sie die Klügere war. Es war das in letzterer Zeit mehrmals vorgekommen. Nur eingestehen mochte sie es nicht.

Sie waren an der Balustrade stehen geblieben und blickten, jedes in seine Gedanken versunken, Johann zu, der an dem Landungsbrückchen das größere Boot zu der Fahrt über den See zurechtmachte.

Eleonore war wieder zu Clementine zurückgekehrt, die sie seit gestern morgen nur immer auf kürzeste Zeit allein gelassen hatte, trotzdem die Generalin und Kittie ihre Sorge für sehr überflüssig erklärten: dergleichen Anfälle habe Clementine schon hundertmal gehabt.

Clementine bestätigte das: sie habe sich wahrscheinlich auf der Heimfahrt von Wendelstein ein wenig erkältet, trotzdem aber eine ruhige Nacht gehabt, bis sie gegen Morgen von den altgewohnten Schmerzen in der Herzgegend geweckt wurde. Die Mittel, die ihr Doktor Balthasar für solche Fälle verschrieben, würden sich, wie immer, bewähren.

Aber die Mittel hatten sich nicht bewährt, und es war, auf Eleonores energisches Andringen, zu dem Doktor in die Stadt geschickt worden. Er hatte eine Untersuchung angestellt, eine bedenklichere Komplikation nicht gefunden, ein neues Mittel verschrieben, im übrigen nur die äußerste Schonung und Ruhe anempfohlen.

Das hatte soweit tröstlich genug geklungen, ohne Eleonore zu beruhigen. Der Tag hatte keine entschiedene Besserung gebracht; der Zustand war auch heute vormittag, wie Doktor Balthasar, der eben wieder dagewesen war, zugeben mußte, unverändert. Ja,

wenn eine Verschlimmerung eingetreten wäre! Aber so — Fräulein Ritter könne ganz unbesorgt das Seefest heute abend mitmachen. Es sei sehr interessant, ja einzig in seiner Art; das Fräulein würde bedauern, nicht dabei gewesen zu sein. Er habe aller Welt zugeredet, hinzugehen, gestern noch der Baronin Randow, der in dem ewigen Einerlei der Wirtschafts- und häuslichen Sorgen eine kleine Zerstreuung dringend not thue. Grillen fangen sei schon das mißlichste Geschäft, auf das sich der Mensch einlassen könne.

Nichtsdestoweniger hatte Eleonore eben die Generalin gebeten, zu Hause bleiben zu dürfen.

Nun, was sagt Mama? fragte Clementine, als die Freundin wieder an ihrem Bett saß.

Sie wünscht dringend, daß ich mitkomme. Ich weiß nicht, warum, erwiderte Eleonore.

Ich glaube, ich kann es dir erzählen, sagte Clementine, mit bleichen Lippen lächelnd. Weil sie nicht merken lassen will, wie furchtbar es sie ärgert, daß die Gräfin dich so ausgezeichnet hat, und Guido dir in seiner bescheidenen Weise den Hof macht.

Du, närrisches Ding, hast nichts als Liebesgedanken im Kopf!

Ja, eine Vestalin, wie du, bin ich freilich nicht. Im Ernst, Schatz: wenn Guido eines Tages kommt und dir seine Grafenkrone zu Füßen legt, wirst du sie und ihn liegen lassen?

Er wird schon nicht kommen.

Aber wenn er kommt?

So habe ich immer noch Zeit, mir die Sache zu überlegen. Vorläufig sollst du schlafen, hat der Doktor gesagt.

Wer schlafen könnte! murmelte Clementine, vor sich hin auf die Bettdecke starrend.

Eleonore betrachtete sie eine Zeitlang schweigend mit ernstem, prüfendem Blick. Dann sagte sie: Clementine, gestehe es, dich quält etwas außer deinem Leiden, das vielleicht nur die Folge davon ist. Kannst du es mir nicht sagen?

Ich sorge mich so um dich! erwiderte Clementine, immer vor sich hinstarrend.

Um mich? Wie das? Weshalb?

Ich habe die bestimmte Empfindung, daß du es hier bei uns nicht mehr lange aushältst. Ich kann es dir auch gar nicht verdenken: sie sind bei allem ihrem freundlichen Gethue so neidisch auf dich, und das mit dem Englischlernenwollen ist nur leeres Gerede. Kittie ist viel zu faul dazu, sie hat nie was lernen wollen. Wenn du aber fortgehst, und ich soll wieder allein sein mit den beiden — das ist ein so fürchterlicher Gedanke. Und siehst du, da wäre es doch so schön, wenn du Guido heiratetest und würdest Frau Gräfin und brauchtest eine Gesellschafterin für deine müßigen Stunden und dächtest da an die arme Clementine und nähmst sie zu dir — aus bloßer Barmherzigkeit, weißt du! Dann hättest du auch deine

Dame Brita, wie die Frau Schwiegermama, und —
und —

Sie hatte das Gesicht in die Hände gedrückt und war in Thränen ausgebrochen.

Kind, Kind! rief Eleonore erschrocken; du sollst dich stillhalten und regst dich auf um nichts und wieder nichts! Ich will ja deinen Grafen heiraten, wenn er mir zum zweitenmale die Krone zu Füßen legt. Einmal hat er es schon gethan im Eisenbahnwagen — die Krone auf seinem kleinen Reisekoffer. Ich habe sogar die Füße darauf setzen müssen. Aber du begreifst, das genügte mir nicht. Es muß schon die wirkliche Grafenkrone sein, die von purem, achtzehnkarätigem Gold, mit der er abends zu Bett geht. Siehst du, nun mußt du selber über den Unsinn lachen. Sei mein gutes Kind und versuche zu schlafen! Ich habe ein paar Briefe zu schreiben; ich möchte sie noch gern dem Postboten heute nachmittag mitgeben. Ich lasse die Thür auf. Wenn du irgend etwas willst, rufst du mich.

Eleonore hatte bereits längere Zeit nebenan vor ihrer geöffneten Schreibmappe gesessen, bevor sie ein erstes Wort zu Papier bringen konnte. In ihrem Herzen, in ihrem Kopfe sah es traurig aus. Auf die wonnige Stunde gestern nacht, deren holdes Erinnern noch durch ihre wirren Träume geglitten war, ein schmerzlichstes Erwachen. Sie hatte gethan, was sie nicht durfte und nicht gewollt: Ulrichs Leidenschaft,

die sie nach der Scene am Abend vorher in Zorn und Haß verwandelt glaubte, durch die eigene Leidenschaft zu neuer, fürchterlicher Glut entfacht. Sofort hatte sie ihm geschrieben: sie danke ihm aus der Tiefe ihrer Seele für seine Liebe, die sie, wie er jetzt wohl überzeugt sei, mit derselben Innigkeit erwidere; aber auf den Knieen flehe sie ihn an, er solle nicht weiter verlangen, daß sie sein Weib werde. Es sei völlig unmöglich. Niemals werde sie darüber wegkommen, daß sie, um glücklich zu sein, die Gattin des Gatten, die Kinder des Vaters habe berauben müssen. Wie schrecklich auch die Wahl, sie wolle doch lieber in seinen Augen feig und erbärmlich erscheinen und das Schmerzlichste über sich ergehen lassen, daß er an ihrer Liebe zweifle, als vor ihrem eigenen Gewissen gerichtet sein.

Es war die bange Klage des Briefes von jener letzten Nacht in Norderney, zusammengedrängt zu einem kurzen, verzweifelten Schrei.

Sie hatte den Brief gestern dem Postboten mitgegeben, der jeden Nachmittag zur bestimmten Stunde in Seehausen vorsprach. Daß sie dem Manne den Brief heimlich in die Hände spielen mußte, indem sie hinter ihm hereilte und etwas von Vergessenhaben stammelte, und der Mann, ohne eine Bemerkung zu machen, aber, wie ihr schien, doch mit einem verwunderten Blick auf die poste restante-Adresse den Brief in seine Tasche gleiten ließ — sie hätte vor Scham in die Erde sinken mögen. Nein, nein! Das ging

so länger nicht, das ertrug ihr Stolz nicht. Mochte darüber sein und ihr Herz brechen — es ging nicht. Sie mußte fort.

Die Tante würde große Augen machen, wenn sie nach den paar Tagen wieder zurückkam. Da lag der Brief der Guten seit vorgestern unbeantwortet. Es war ein trauriger Brief. Don Fernando hatte also wirklich gekündigt, bereits am fünfzehnten wollte er die Pension verlassen. Er sagt, schrieb die Tante, daß Chile jetzt aller seiner Söhne bedürfe; aber ich weiß, daß er nicht nach Hause geht, sondern sich in der Krausenstraße möblierte Zimmer gemietet hat. Ich würde den Verlust verschmerzen — er war mir von allen meinen jungen Herren der am wenigsten sympathische — wenn mein Projekt, nun wieder Knaben, wie ehemals, in meine Obhut zu nehmen, sich realisieren wollte. Aber trotz meiner Annoncen in drei verschiedenen Blättern, selbst — ich schäme mich, es zu sagen — in einem oppositionellen, ist keine einzige Anmeldung bis jetzt erfolgt. Das teure Geld, wie ich nun fürchten muß, rein hinausgeworfen! Dazu bedarf mein armes, armes Tilchen in ihrer Schwäche so viel Wartung, daß ich Auguste — Emilie ist schon fort — nicht auch entlassen kann, trotzdem in meiner Lage eine Aushilfefrau schon ein Luxus ist. Und am ersten Oktober der Umzug in irgend eine mesquine Wohnung, nachdem ich die Hälfte von den Möbeln, die so fest an mein altmodisches Herz gewachsen sind,

verkauft habe! Wenn der liebe Gott nicht weiterhilft, ich weiß nicht, was aus deinen armen Verwandten werden soll.

Die gute alte Frau! Wie würde ihr altmodisches Herz vor Freude hüpfen, wenn ich ihr schreiben könnte: Liebes Tantchen, erlaube der Verlobten des Grafen Guido Wendelin . . . und ich denke, es kann deinen Stolz nicht beleidigen, wenn in Zukunft die Frau Gräfin Nichte . . . ah!

Eleonore fuhr sich mit der Hand über die Augen, als stünde da ein Bild, das sie wegwischen müsse, und schrieb mit fliegender Feder ein paar Zeilen, in denen sie der Tante Mut einzusprechen versuchte, hinzufügend, daß voraussichtlich nur noch wenige Tage vergehen würden, bis sie, ihrer jetzigen Situation bereits mehr als müde, wieder in Berlin sei, wo man dann gemeinschaftlich beratschlagen wolle, wie man der Not des Augenblicks und der Zukunft steuern könne.

Es war leeres Gerede, sie wußte es wohl; aber wenn man nichts zu sagen hat, was kann man andres thun als Worte machen?

Sie hatte sich an die offene Thür geschlichen: Clementine lag still und schien eingeschlafen zu sein.

Da war wieder eine, die der Hilfe bedurfte, die hilfeheischend zu ihr aufblickte, und der sie nicht helfen konnte. Ah, dies schreckliche, dies zermalmende Bewußtsein der Ohnmacht, wenn die Phantasie nach allem Höchsten und Schönsten greift, und man fühlt,

daß es kein leerer Traum wäre, wenn die elende Wirklichkeit die Kraft, die sich da in Kopf und Herz regt, nicht zur Thatenlosigkeit verdammte!

Sie war wieder zum Schreibtisch zurückgeschlichen und hatte aus der Mappe Borykines Brief genommen, den sie am letzten Tage in Berlin erhalten und, weil er so toll war, nicht hatte beantworten wollen. Heute hatte sie Sympathie für diese Tollheit, die mit dem Leben, das keine vernünftige Chance bietet, va banque spielt.

Und ein übermütig-toller Brief wurde es, ein Preis des Nihilismus, nicht des russischen, der sich noch mit der Aspiration quält, in dieses Chaos Ordnung bringen zu wollen, sondern des Weltnihilismus, der begriffen hat: es ist nichts, schlechterdings nichts mit Liebe und Haß, Freude und Schmerz, Lust und Unlust, und kein Heil als in Nirwana, das jeden Trieb der Seele und des Herzens stillt, indem es alle auslöscht.

Ein langer Brief, den sie nicht wieder durchlesen mochte, als er fertig war. Sie hatte es satt, dies zu sagen, um es im nächsten Augenblicke zu widerrufen, jenes zu thun, um alsbald zu bereuen, daß man es gethan.

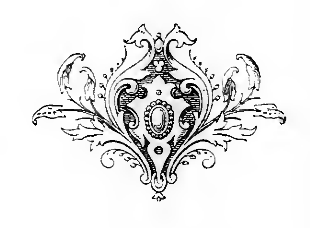
Ein paar Stunden später stand sie, zum Fest angezogen, vor Clementines Bett.

Wie schön du bist! sagte Clementine; kein Wunder, daß die Weiber dich hassen und die Männer lieben.

Suche dir heute einen aus, der gut und bescheiden ist, weißt du; und von dem du sicher bist, daß er dich nicht mit Eifersucht quälen wird und überhaupt nichts wollen, als dich lieben und glücklich machen.

Ich fürchte, das Ganze möchte ein wenig langweilig werden, sagte Eleonore; aber ich will sehen. Unter der Bedingung, daß du unterdessen ganz artig bist und mich, wenn ich am Abend zurückkomme, mit deinen lieben Augen freundlich anlächelst.

Ich will mir gewiß die größte Mühe geben. Und nun noch einen Kuß! du Liebste, du Beste, du mein alles!



Zweites Kapitel.

Das Fest war schon seit Stunden in vollem Gange. Programmmäßig eine Stunde vor Sonnenuntergang hatten drei Böllerschläge von dem Landungsplatze des Gasthauses „Zu den drei Hechten" für die am See wohnenden Herrschaften das Signal gegeben, ihre Boote zu besteigen. Früher war diese Seefahrt obligatorisch gewesen, das Wetter mochte nun gut oder schlecht sein; und je schlechter es war, für um so lustiger hatte man den Spaß erachtet, um so heiterer war es bei dem Feste selbst zugegangen. Aber seit Jahren schon pflegte man sich nur der Boote zu bedienen, wenn das Wetter, wie diesmal, einwandsfrei schön war. Hatte doch auch die Seefahrt ihre symbolische Bedeutung verloren, seitdem die Festgesellschaft sich längst nicht mehr aus den Familien der die Ufer des Sees umwohnenden sieben adligen Geschlechter zusammensetzte! man sich genötigt gesehen, auch die bürgerlichen Pächter der einst von Voigtschen und von Waldowschen, jetzt städtischen Güter

mit Einladungen zu beehren! die Honorationen der Stadt und die Offiziere der dort garnisonierenden zwei Schwadronen hinzuzuziehen! endlich auch Gutsbesitzern, die, fernerab hausend, mit dem See gar nichts zu schaffen hatten, wie Herrn von Trottau und andern, den Zutritt zu gewähren! Also, daß selbst der Name „Seefest“ nur noch cum grano salis zu verstehen war. Wie denn auch sonst der Umstand, daß für diesen Abend das Gasthaus und seine Pertinentien nebst dem vom königlichen Oberförster zur Verfügung der Gesellschaft gestellten angrenzenden Wald ausschließlich den Festgenossen gehörte und der Wirt sich verpflichtet hatte, unter keinerlei Vorwand einen andern Gast aufzunehmen, noch das Einzige sei, was an die früher beobachtete strenge Exklusivität wenigstens erinnerte.

Diese Mitteilungen verdankte Eleonore Herrn Joachim von Brandt auf Pustow und Semlo, der, als einer der Festarrangeure, sich beeifert hatte, dem Fräulein, das zum erstenmale in dem Kreise war, die Honneurs zu machen, nachdem ihn Guido gebeten, die junge Dame, die eine ganz specielle Protegée seiner Mama sei, „ein wenig zu lancieren“. Es wäre Guido eine unaussprechliche Freude gewesen, das selbst in Person thun zu dürfen; aber er fühlte, daß er eine so liebe Aufgabe andern überlassen müsse, und harrte geduldig dem Beginn des Balles entgegen, der ihn ja in die geliebte Nähe bringen mußte. Auch sah sich Eleonore, dank den Bemühungen des Herrn von Brandt,

bald auf Tritt und Schritt von einem Schwarm auf-merksamer Herren umgeben, unter denen sich besonders einige Offiziere durch ihre Beflissenheit hervorthaten. Das würde ihr unter andern Umständen lästig genug gewesen sein; heute ertrug sie das kleinere Uebel gern, um dem größeren auszuweichen: einem beständigen Beisammensein mit der Generalin und Kittie, die nicht von der Seite der Mama wich, ebensowenig wie von ihrer der Lieutenant von Trottau, der heute in Uniform erschienen war.

Da stand wieder einmal der unermüdliche Herr von Brandt, ein paar Offiziere, die zugleich auf sie einsprachen, sanft beiseite schiebend, vor ihr.

Verzeihung, meine Herren, wenn ich Sie bitte, mir das gnädige Fräulein auf ein paar Minuten anzuvertrauen! Mein gnädiges Fräulein, meine Frau brennt darauf, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. Ich suche Sie schon seit einer Viertelstunde vergebens. Darf ich um Ihren Arm bitten?

Eleonore hatte sich mit ihren Herren auf der Wasserseite befunden, wohin bereits viele drängten, sich einen guten Platz für das demnächst zu erwartende Feuerwerk zu sichern. Aber bis dahin habe es noch eine halbe Stunde Zeit; er werde dafür sorgen, daß das gnädige Fräulein hernach nicht zu kurz komme, versicherte Herr von Brandt Eleonoren, während er sie durch das Haus führte, vorüber an der offenen Thür zum Speisesaal, in welchem an einer Menge

kleiner Tische für das Souper gedeckt war, nach dem Vorplatz auf der andern Seite, wo unter den mit bunten Lampions geschmückten Bäumen noch ein zahlreicher Teil der Gesellschaft bei den Klängen der Militärkapelle herumspazierte oder auf Bänken und Stühlen in Gruppen plaudernd saß.

Dort ist meine Frau! rief Herr von Brandt, auf eine dieser Gruppen deutend, die von drei oder vier Damen gebildet wurde. Eleonore durchzuckte es: neben der von Herrn von Brandt als seine Gattin bezeichneten Dame saß Hertha. Da es bereits so spät geworden, ohne daß er, um dessenwillen sie gekommen, in dem bunten Schwarm erschienen wäre, hatte sie gefürchtet und gehofft, es werde heute für sie beide ein traurig-süßes Wiedersehen nicht geben. Nun sollte es doch sein.

Hier, liebe Hedwig, bringe ich dir die junge Dame; Frau Baronin, darf ich Sie mit Fräulein Ritter — ah, die Damen kennen einander schon! Na, da darf ich mich eklipsieren — ich habe noch eine Welt —

Herr von Brandt war davongeeilt. Frau von Brandt hatte Eleonore auf einen leeren Stuhl neben sich genötigt, und sie in eine Unterhaltung gezogen, in der es sich um Kindererziehung zu handeln schien. Genau zu hören war unmöglich bei der Nähe der Kapelle, die eben einen Straußschen Walzer schmetterte. Die Dame schien das nicht zu stören; sie sprach mit großer Zungenfertigkeit weiter, augenscheinlich in der Ansicht, daß sie

damit der Gesellschafterin auf Seehausen eine große Ehre erwies und einen seltenen Genuß bereitete. Eleonore ließ der redseligen Dame gern das Wort; sie behielt so wenigstens Zeit, ihre durch das plötzliche Erscheinen Herthas erschreckten Nerven einigermaßen zu beruhigen und sich auf den Moment vorzubereiten, wo Ulrich ihr gegenübertreten würde. Inzwischen streifte ihr forschender Blick immer wieder Herthas Gesicht, die einem Gespräch, das die beiden andern Damen führten, nur geringe Aufmerksamkeit zu widmen schien. Grillenfangen ist ein mißliches Geschäft, hatte Doktor Balthasar heute morgen gesagt. Herthas Aussehen ließ vermuten, daß in der Zwischenzeit etwas noch weit Mißlicheres sie beschäftigt hatte. Sie war sehr blaß, mit breiten, dunklen Rändern unter den matten, teilnahmlos vor sich hinblickenden Augen. Die welken, schlaffen Züge verrieten nichts von der mannhaften Energie, durch welche sich die Baronin auszeichnen sollte. Sie sah um zehn Jahre älter aus, als sie nach Eleonores Berechnung sein konnte; auch erschien sie ihr in den wenigen, seit ihrer ersten Begegnung verflossenen Tagen abgemagert und festlich an ihr nichts als die sehr elegante, geschmackvolle Toilette — alles in allem der Eindruck einer Frau, die von einem zu tiefen Seelenkummer heimgesucht ist, als daß sie Zeit und Lust zum Grillenfangen haben könnte.

Der Anblick schnitt Eleonoren durchs Herz. Sie

wußte, woher dieser Kummer stammte, und schauderte bei dem Gedanken, der Aermsten könnten plötzlich die Augen darüber aufgehen, daß hier, ihr gegenüber, die saß, die ihr diesen Kummer geschaffen hatte, und bei der es stand, ob der Kummer zur völligen Verzweiflung werden sollte. — Das ist nicht zu ertragen, sagte es immerfort in ihr.

Frau von Brandt hatte sich mit einer flüchtigen Entschuldigung erhoben, eine Freundin, die sie jetzt erst im Gedränge sah, zu begrüßen. Der Stuhl zwischen Eleonore und Hertha war leer geworden.

Wollen Sie sich nicht zu mir setzen? sagte Hertha.

Die Musik war mit dem Walzer fertig, die beiden andern Damen fuhren in ihrer eifrigen Unterhaltung fort; wenn Eleonore und Hertha ein intimeres Gespräch wünschten, konnte die Gelegenheit nicht günstiger sein.

Eleonore hätte die Gelegenheit nicht gesucht; nun, da sie sich bot, war es ihr recht. Sie hatte mit Ulrichs Gattin neulich nur immer in Gegenwart andrer verkehrt und das Bild der Frau ihr nicht deutlich werden wollen. Sie wollte ein deutliches Bild haben; wollte wissen, wer die war, die sich in einer zehnjährigen Ehe Ulrichs Liebe nicht zu erwerben oder diese Liebe nicht zu erhalten verstanden hatte. Und sie hatte erfahren, daß, wenn es die Erforschung eines Charakters galt, manchmal ein in der Unterhaltung flüchtig hin-

geworfenes Wort wertvoller war als eine lange Reihe von Beobachtungen.

Bereits neulich hatte Eleonore es der Baronin zum Verdienst anrechnen müssen, daß sie den Abstand der gesellschaftlichen Stellung in keiner Weise hervorgehoben; heute war ihr Benehmen trotz des Druckes, der so augenscheinlich auf ihrer Seele lastete, noch um vieles freundlicher, ja, ein herzliches zu nennen. Clementines Unwohlsein, von dem Eleonore berichtete, erregte ihr lebhaftes Mitgefühl.

Das arme Mädchen! sagte sie; sie hat mir, als ich drüben war, anvertraut, welch eine Wohlthat Ihre Anwesenheit für sie ist. Ich gönne es ihr von Herzen. Sie führt ein elendes Leben bei Mama; ich hätte sie schon längst zu mir nehmen sollen. Es ist reiner Egoismus, daß ich es immer noch nicht gethan habe. In der ersten Zeit der Ehe ist es einem ein schrecklicher Gedanke, so einen dritten Menschen neben sich zu haben, und wäre es eine Schwester. Mein Mann hat mir oft gesagt: Warum hast du keine Freundinnen? und war immer unzufrieden, wenn ich antwortete: Ich brauche keine. Sie werden mir das vielleicht nicht nachfühlen können; Sie sind nicht verheiratet.

Doch, gnädige Frau, ich kann es Ihnen nachfühlen.

Man denkt nach der Ehe über so viele Dinge anders als vor der Ehe, und wenn man erst länger verheiratet ist, wieder anders als im Anfang. Leider

sind die Fehler, die man im Anfang in seiner Unerfahrenheit und Dummheit begangen hat, nicht wieder gutzumachen.

Auch nicht, wenn von beiden Seiten der gute Wille da ist?

Von beiden Seiten! Ja, dann vielleicht. Aber wahrscheinlich ist er nur auf der einen Seite, und dann hilft es nichts. Anfangs sieht die junge Frau nicht, daß ihr Mann höhere geistige Bedürfnisse hat als sie, und sie lebt in den Tag hinein, als ob alles in bester Ordnung wäre. Vielleicht macht er ein paar Versuche, sie zu sich hinauf zu ziehen; aber die können nicht gelingen, denn sie weiß nicht, um was es sich handelt; ist wohl gar widerspenstig. Nach ein paar mißlungenen Ansätzen verliert er die Geduld und erklärt sie für bildungsunfähig. Dann kommt sie zur Besinnung, aber es ist zu spät. Er könnte jetzt wohl noch etwas aus ihr machen, wenn ihm etwas daran gelegen wäre, wenn er sie noch liebte. Es ist ihm nichts mehr daran gelegen; er liebt sie nicht mehr; nun ist alles vorbei.

Ihre immer nicht besonders weiche Stimme war bei den letzten Worten häßlich rauh geworden, Thränen traten ihr in die Augen.

Ich bin seit einiger Zeit so nervös! fuhr sie, wie zur Entschuldigung, fort. Früher wußte ich nicht, was Nerven waren. Ich wäre auch heute abend nicht gekommen, wenn mir Doktor Balthasar nicht so zu-

geredet hätte. Sie haben meinen Mann kennen gelernt?

Ja, gnädige Frau!

Vorgestern abend, er sagte es mir. Haben Sie ihn heute schon gesehen?

Eleonore hatte Ulrich, der mit ein paar Herren in einiger Entfernung stand, bereits seit einer Minute gesehen, und ihr stilles Gebet war, sie möchte sich von Hertha losmachen können, bevor er herantrat; oder er sie beide hier bemerken und, ohne heranzutreten, sich in der Gesellschaft verlieren. Aber Hertha hatte in dem Moment, als sie die letzte Frage that, ihre Augen nach derselben Richtung gewandt; zufällig hatte auch Ulrich herübergeblickt und Eleonore neben seiner Frau entdeckt. Ein Ausweichen war nicht mehr möglich, um so weniger, als Hertha ihn laut beim Namen rief. Er löste sich aus der Gruppe, in der er sich befand, und trat heran, Eleonore begrüßend.

Willst du dich nicht zu uns setzen? sagte Hertha. Fräulein Ritter erzählt mir eben, daß Clementine krank ist.

Ich hörte es schon von der Mama, erwiderte Ulrich; sie meint, es habe nichts zu bedeuten. Das hat freilich für sie niemals etwas, wenn es Clementine betrifft. Wenn Fräulein Ritter es bestätigt, glaube ich es natürlich.

Ich bin in Sorge um sie gewesen, erwiderte Eleo-

nore; heute nachmittag ging es ihr entschieden besser. Ich wäre sonst bei ihr geblieben.

Das gnädige Fräulein und Clementine sind nämlich geschworene Freundinnen, sagte Ulrich, zu Hertha sich wendend, in einem spöttischen Ton, der Eleonore häßlich berührte.

Darf ich fragen, woher der Herr Baron das weiß? entgegnete sie ruhig.

Mein Gott, rief er, man hält eben leicht für wirklich, was man wünscht, und ich wünsche Clementine eine geschworene Freundin; geschworene Feindinnen hat sie genug. Uebrigens gebe ich zu: es ist in den meisten Fällen mehr als thöricht, für wirklich zu halten, was man wünscht.

Jetzt war auch Hertha der sonderbare Ton aufgefallen, in welchem ihr Gatte sprach. Sie fand es unschicklich, daß er seine üble Laune auch an der fremden Dame ausließ.

Sie müssen wissen, es ist ein großes Kompliment, das Ihnen mein Mann da macht, sagte sie freundlich zu Eleonore. Er schwärmt für Clementine.

Natürlich! sagte Ulrich. In den Augen seiner Frau schwärmt der Mann immer, wenn er die Unvorsichtigkeit hat, zu bemerken, daß es außer ihr noch andre Damen in der Welt gibt.

Du darfst dich deines Scharfblicks schon gar nicht rühmen, erwiderte Hertha, entschlossen, Ulrichs Erbitterung, die ja nur auf ihre Rechnung kam, Eleo-

nore nicht entgelten zu lassen; sonst würdest du nicht zwei Wochen mit Fräulein Ritter auf Norderney gewesen sein, ohne sie zu bemerken. Ist denn die Insel so groß?

Die Insel nicht sowohl als die Gesellschaft, erwiderte Ulrich kurz.

Eleonore hatte sich herabgebeugt und strich an einer Falte ihres Kleides, die Glut der Scham, die ihr in das Gesicht geschossen war, zu verbergen. Sie hätte alles darum gegeben, dieser fürchterlichen Situation zu entrinnen; aber sie fand in ihrem verstörten Geiste keinen passenden Entschuldigungsgrund und mußte so den Graus weiter über sich ergehen lassen.

Es ist wirklich schade, fuhr Hertha fort, daß du Fräulein Ritter nicht kanntest. Es wäre doch jemand dagewesen, mit dem du gerne eine Stunde verplaudert hättest.

Wobei die Frage offen bleibt, ob dem gnädigen Fräulein damit gedient gewesen wäre, sagte Ulrich.

Ich darf das doch annehmen, liebes Fräulein? sagte Hertha. Wenn ich mich recht erinnere, äußerten Sie neulich, daß Sie keine einzige bekannte Seele da gehabt hätten. Ich denke mir das trostlos. Und dazu nichts als Sand und Meer. Wissen Sie, liebes Fräulein, die Skizze von Ihnen, die ich neulich in Seehausen sah, sie war gewiß sehr schön und sehr echt — das Bildchen, Ulrich, das du jetzt auf deinem

Schreibtisch stehen hast — das ist doch auch Norderney? nicht?

Ich habe es wenigstens dafür gekauft, sagte Ulrich.

In Norderney?

Ja; ich fand es in einer Art von Bazar, wo man sonst nur die bange Wahl hatte zwischen ausgestopften Möwen, polierten Muscheln, versteinerten Schaltieren, Seehundfellpantoffeln und ähnlichen Herrlichkeiten. Aber ich glaube, es ist die höchste Zeit, daß wir zum Feuerwerk gehen. Alle Welt setzt sich in Bewegung.

In diesem Augenblicke kam Herr von Brandt vorübergerannt.

Meine Herrschaften, es ist kein Augenblick zu verlieren, wenn Sie noch einen leidlichen Platz haben wollen. Lieber Randow, bitte, führen Sie Ihre Damen hin!

Er war in das Haus geeilt, nach dessen Thür jetzt alles von dem Vorgarten aus drängte. Ulrich hatte sich erhoben.

Darf ich bitten?

Ich möchte hier bleiben, sagte Hertha. Mein Kopf ist nicht zum besten.

Wollen Sie mir verstatten, gnädige Frau, Ihnen Gesellschaft zu leisten? fragte Eleonore, die ebenfalls aufgestanden war.

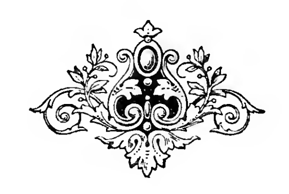
Nein, nein, liebes Fräulein! sagte Hertha eifrig, Sie sollen durch mich nicht um den Spaß kommen. Offen gestanden, ich habe das Bedürfnis, für ein paar

Minuten allein zu sein. Mein Mann macht sich ein Vergnügen daraus, Sie hin zu führen.

Eleonore hatte keine Wahl: Hertha schickte sie fort; und weshalb war sie denn hier, als um sich mit Ulrich auszusprechen?

Wollen Sie mir die Ehre erweisen? sagte Ulrich.

Eleonore nahm den dargebotenen Arm.



Drittes Kapitel.

Hertha war sitzen geblieben, jetzt fast allein in dem Vorgarten; nur ein paar ältere Herren und Damen, die sie nicht genauer kannte, plauderten an einem entfernteren Tische, unbekümmert um das Feuerwerk, das jetzt von der Seeseite her zu prasseln und zu zischen begann.

Die Einsamkeit und die Stille um sie her waren ihr willkommen, brachten sie ihr auch nichts als das Gedenken ihres Leides. Aber das begleitete sie ja nun seit Wochen bei Tage und bei Nacht. Wie schmerzlich war sie eben erst wieder daran gemahnt worden! Er, der ihr immer das Ideal ritterlicher Höflichkeit gewesen war, welch traurige Veränderung war mit ihm vorgegangen! Daß er für sie kein herzliches Wort mehr hatte, daß er gegen die Kinder bei der geringsten Veranlassung heftig werden konnte — es war ihr nichts Neues mehr. Aber daß er sich jetzt auch in Gegenwart andrer nicht mehr zu beherrschen vermochte! Was mußte das Fräulein von ihm denken? Er war

beinahe ungezogen gewesen. Und wie sie ihn kannte, mußte ihm das Mädchen eigentlich gefallen mit den schönen Augen, dem anmutigen Gesicht und mit dem, was sie alles kannte und wußte. Hatte sie doch schon daran gedacht, sie zu sich zu nehmen, wenn es ihr in Seehausen nicht länger gefiel, was über kurz oder lang sicher der Fall war. Ulrich, der sich zu Hause so langweilte, hätte dann eine Unterhaltung, wie er sie sich wünschte; und sie würde sich an dem Mädchen eine Freundin gewinnen, wenn es nun doch ohne Freundin nicht mehr ging. Und dann wollte sie in aller Stille von ihr Französisch und Englisch lernen, daß Ulrich erstaunen sollte und sie nicht mehr heimlich verachten konnte wegen ihrer Unwissenheit, wie er es jetzt that. Ja, das mußte gehen! Gleich jetzt, wenn sie vom Feuerwerk zurückkamen, wollte sie ein paar andeutende Worte fallen lassen. Sie würde dann sehen, wie sie aufgenommen würden. Gewiß gut. Ein so kluges Mädchen mußte herausfühlen, daß sie hier nicht mit schönen Redensarten abgespeist werden würde, wie in Seehausen von Mama. Und arm und alleinstehend in der Welt, mußte ihr doch daran gelegen sein, in ein Haus zu kommen, wo sie keine Untergebene sein sollte, sondern eine Freundin.

In so tiefen Gedanken, gnädige Frau?

Hertha blickte auf: Herr von Odebrecht stand neben ihr.

Und so allein? Darf ich Ihnen ein wenig Ge-

sellschaft leisten — ein Glück, das mir lange nicht zu teil geworden ist.

Er hatte, ohne Herthas Erlaubnis abzuwarten, auf einem der leeren Stühle an ihrer Seite Platz genommen. Die Begegnung war ihr sehr peinlich. Sie hegte gegen ihren ehemaligen Liebhaber und eifrigen Bewerber keine unfreundliche Gesinnung; aber Ulrich war der alte Universitätsfreund gründlich zuwider, und er hatte mit ihm, wenn nicht offiziell gebrochen, so doch jeden Verkehr, ja, jede Berührung vermieden. Indessen hier, an diesem neutralen Orte, war die Sache am Ende so ernst nicht zu nehmen, und das mußte auch Odebrechts Ansicht sein; er würde sich ihr sonst wohl nicht genähert haben.

Sie sind kein Freund von Feuerwerken? sagte sie, nach einem möglichst unverfänglichen Gesprächsstoff greifend.

Könnte es nicht behaupten, erwiderte Herr von Odebrecht; der Spektakel macht mich nervös. Ueberdies, dergleichen hat man in Baden-Baden und sonst besser gesehen. So en gros läßt man es sich noch ungefähr gefallen; aber diese kindlichen Imitationen sind ein wenig ridikül. Sie kennen Fräulein Ritter?

Ja; warum? erwiderte Hertha, über die letzte, so völlig unvermittelte Frage ein wenig erstaunt.

O, ich frage nur so, weil ich die Dame vorhin hier mit Ihnen und Ulrich — Pardon! Ihrem Herrn

Gemahl in, wie es schien, eifrigem Gespräch beobachtet habe.

Sie kennen Sie?

Ich? O nein! Ich hatte nicht den Vorzug Ihres Herrn Gemahls.

Welchen Vorzug?

Den, die Bekanntschaft von Fräulein Ritter in Norderney zu machen, die gewiß sehr beneidenswerte Bekanntschaft, wenn ich aus der Beflissenheit, mit der Ihr Herr Gemahl sie kultivierte, einen eifersüchtigen Schluß ziehen darf.

Wäre die Rakete, die eben über dem Hausdach in den nächtlichen Himmel stieg, als Blitz vor ihr in die Erde geschlagen, Hertha hätte nicht mehr erschrecken können. Sie wußte zufällig, daß Odebrecht mit Ulrich zu gleicher Zeit in Norderney gewesen war. Nicht einen Augenblick dachte sie daran, daß der Mann sich geirrt haben könnte oder geflissentlich log. Es war, wie er sagte, und er hatte sie aufgesucht, um es ihr zu sagen. Es ihr zu sagen, weil er wußte, daß sie es nicht wisse; und so den Triumph zu genießen, der erste gewesen zu sein, der sie von Ulrichs Treulosigkeit unterrichtete.

Er sollte sich verrechnet haben.

Gewiß, sagte sie, Ulrich hat mir alles Mögliche von ihr vorgeschwärmt. Aber ich habe es ihm von Herzen gegönnt, er wäre sonst vor Langerweile dort gestorben.

Das hatte Herr von Odebrecht nicht erwartet. Das Resultat seiner geheimen, sorgfältigen Norderneyer Beobachtungen war gewesen, daß sich dort zwischen Ulrich und dem Mädchen ein regelrechter Liebesroman abgespielt hatte. Darauf würde er geschworen haben. Natürlich, wenn der Mensch die Frechheit so weit trieb, seine Geliebte bei seiner Schwiegermutter als Gesellschafterin zu installieren, auf deutsch: sie sich nachkommen zu lassen, so hatte er natürlich mit einem Teil der Wahrheit herausrücken und die Norderneyer Bekanntschaft beichten müssen. Die Bekanntschaft! jawohl!

Nun, sagte er, vor Langerweile, das war freilich nicht mehr möglich, die Todesart hätte schon eine andre sein müssen. Die beiden Herrschaften waren ja unzertrennlich, selbstverständlich innerhalb der allerdings etwas weit gezogenen Grenzen einer Badebekanntschaft. Sie sehen, gnädige Frau, der pure Neid spricht aus mir. Aber, wie soll so ein armer, verlassener Junggeselle, wie ich, nicht neidisch werden, wenn er sieht, daß einer, der eine anbetungswürdige Frau und seine süßen Kinder zu Haus hat, sich in der Fremde noch des Verkehrs mit einem schönen, geistvollen Mädchen erfreuen darf, während er — der Junggeselle — die gewohnte Trübsal weiter blasen mag. Bei Gott, es gibt keine Gerechtigkeit mehr auf Erden! Mein einziger Trost ist: unsereiner, der nichts mehr hofft und nichts mehr wünscht, kehrt wie ein geduldiger Gaul

nach der kurzen Ausspannung in die alte Tretmühle zurück, während der Herr Gemahl die behaglichen petits soupers in der lauschigen Ecke des Restaurant Otterndorf und die schönen Spaziergänge en deux durch die Dünen beim Abendschein doch einigermaßen vermissen wird. Ich bin bitter, gnädige Frau, nicht wahr? Ja, ich bin es, ich mache kein Hehl daraus. Aber es ist auch furchtbar bitter, hungrig um die Tafel zu schweifen, an der es sich andre Leute so gut schmecken lassen. Und zu denken, daß man auch einmal Aspirationen hatte, auch einmal von Glück geträumt hat! Und diesem Glück so nahe gewesen ist, daß man nur noch die Hand glaubte ausstrecken zu dürfen, um eine gewisse geliebte Hand zu ergreifen — wo wollen Sie hin, gnädige Frau?

Mir einen andern Platz suchen, erwiderte Hertha, die bei seinen letzten Worten sich erhoben hatte, jetzt von ihm fort zu jener Gruppe alter Herrschaften ging, die noch ruhig weiterplauderten, und sich zu ihnen setzte.

Herr von Odebrecht, der, als sie sich so plötzlich erhob, ebenfalls aufgesprungen war, stand da, an der Unterlippe nagend, vor Wut zitternd.

Das stolze Weib! Lieber sterben, als zugeben, daß ihr Schuft von Mann sie betrügt! Aber gesessen hat's doch — sie war bleich wie der Tod. Nun fehlte bloß, daß sie mir zum Dank dafür, daß ich ihr den Star stechen wollte, den Schuft auf den Hals hetzt.

Meinetwegen! So habe ich wenigstens eine legitime Veranlassung, ihn einmal ordentlich zu zeichnen. Hm! wer das hätte denken können!

Und Herr von Odebrecht ging langsam in das Haus, wo er dem Vortrab derer begegnete, die von dem Feuerwerke zurückkamen.



Viertes Kapitel.

Ulrich und Eleonore hatten die ersten Schritte schweigend gemacht; Eleonore hätte auch nicht sprechen können, kaum daß sie ihre Füße trugen. So mochte einem Menschen sein, der von der Folter kommt. Ihr Atem ging schnell und schwer. Sie mußte ihre ganze Kraft zusammennehmen, nicht in lautes Weinen auszubrechen. Ulrich bemerkte es wohl.

Mein armes Mädchen! flüsterte er. Ich hätte es dir gern erspart. Es war eine traurige Komödie.

Das Wort empörte Eleonore. Wie durfte er so sprechen, wenn ihr vor Gram und Scham fast das Herz brach! Er fühlte sofort, daß er einen schlimmen Ausdruck gebraucht hatte.

Verzeihe! sagte er; aber euch beide zusammen zu sehen, es war mehr, als ich ertragen konnte.

Du wirst nicht wieder in die Verlegenheit kommen, murmelte Eleonore.

Nicht wieder? Was meinst du?

Eleonore war für den Moment der Antwort überhoben. Sie hatten das Haus betreten zugleich mit dem Rest der Nachzügler aus dem Vorplatz. Alles eilte und drängte nach der Thür, die von dem Flur nach dem Seegarten führte. Es hätte der Ueberhast nicht bedurft. Im Garten und auf der breiten Landungsbrücke war noch reichlich Platz für alle, da ein nicht kleiner Teil der Gesellschaft vorgezogen hatte, die Boote zu besteigen, um sich das Feuerwerk vom Wasser aus anzusehen. Eine ganze Flotille, in der jedes Fahrzeug eine oder mehrere Laternen führte, umkreiste in respektvoller Entfernung das Feuerwerktheater, einen Bretterbau, den man an einer sehr seichten, bei niedrigem Wasserstand trocken liegenden Stelle des Sees, etwa hundert Schritt vom Ufer entfernt, dem Garten gegenüber auf eingerammten Pfählen geschickt errichtet hatte. So durfte man sich in aller Bequemlichkeit und Sicherheit vom Lande und von den Booten aus des Schauspiels erfreuen, das denn auch nun mit drei weithin über den See hallenden Böllerschüssen eingeleitet wurde und mit dem plötzlichen Aufleuchten lapidarer Feuerbuchstaben, aus denen man, wenn man wollte, „Seefest“ herauslesen konnte, seinen Anfang nahm. Dem zunächst folgte ein großes, zuletzt mit gewaltigem Lärm nach allen Seiten verpuffendes Feuerrad.

Soweit hatten die beiden, von dem Gedränge festgehalten, die Herrlichkeit mit ansehen müssen. Dann

erspähte Ulrich eine Lücke, durch die sie, scheinbar nach einem bequemeren Platze suchend, entweichen konnten, bis sie, nachdem sie ein Dutzend Schritte seitwärts gemacht, sicher sein durften, von niemandem gehört zu werden. Es hätte der Vorsicht kaum bedurft: niemand in der vergnüglich schwatzenden oder jede nur einigermaßen hervorragende Leistung mit einem lauten unisonen Ah! begleitenden Menge hatte ein andres Interesse als das Feuerwerk.

Ich liebe dich, Eleonore! war Ulrichs erstes halblautes Wort, sobald sie sich allein befanden.

Ich weiß es, gab Eleonore in demselben Tone zurück; und ich dich. Dennoch, Ulrich, es ist das letzte Mal, daß wir es uns sagen werden.

Sie hatte ihren Arm aus seinem Arm gezogen und stand nun da, mit großen Augen, die in dem Widerschein des Lichtes irgend eines Feuerwerkkörpers seltsam leuchteten, starr vor sich hinblickend. Und als Ulrich, von dem furchtbaren Ernst, mit dem sie gesprochen, tief betroffen, schwieg:

Hast du meinen Brief von gestern gelesen?

Ja, erwiderte Ulrich. Du hast mir dasselbe damals in Norderney am letzten Tage geschrieben: wir dürften uns nicht wiedersehen. Hat es verhindert, daß wir uns wiedersahen? Was hat sich denn seitdem — seit gestern in unsrer Lage verändert?

In unsrer Lage? stieß Eleonore leidenschaftlich hervor. Das kannst du fragen nach dem, was wir

eben durchgemacht? Unsrer Lage? Ja, mein Gott, fühlst du denn nicht, daß sie einfach unwürdig, unerträglich ist? Soll ich noch einmal deiner Frau gegenübertreten und ihr ins Gesicht lügen? und dich — ah, Ulrich, wie gräßlich habe ich mich unsrer geschämt!

Ja, mein Gott, rief Ulrich dumpf, was willst du? was verlangst du? Soll ich vielleicht zu meiner Frau sagen: dies ist das Mädchen, das ich liebe?

Ja, ja! Es wäre tausendmal besser, als was du, was wir gethan haben.

So komm! ich bin bereit.

Du bist es nicht. Du kannst ebensogut sagen: ich bin bereit, meiner Frau ein Messer ins Herz zu stoßen, oder ruhig zuzusehen, wie sie da vor unsern Augen in den See rennt und sich ertränkt. Ulrich, ich habe sie vorhin zum erstenmale wirklich beobachten können. Ich schwöre dir, sie steht schon jetzt auf dem Punkte, sich das Leben zu nehmen. Noch einen Schritt weiter, und sie thut es.

Nun gut! So kann ja ich das Experiment mit mir vornehmen.

Was würdest du sagen, wenn ich dir damit drohte?

Aber ich kann ohne dich nicht leben.

Du kannst es, wenn du begreifst, daß du mußt. Ich kenne jetzt deine Frau, ich habe die tiefste Achtung vor ihr; sie ist in vieler, vieler Hinsicht hundertmal mehr wert als ich. Und du mußt sie doch einst geliebt haben.

Nie!

Dann war es ein Frevel, daß du sie heiratetest. Aber das scheint dir auch jetzt nur so. Denke daran, wie es einmal zwischen euch war, und du wirst sie wieder lieben.

Aber, Eleonore, das alles ist ja Wahnsinn, ist ja Hohn auf unsre Liebe! Sag doch einfach: ich liebe dich nicht mehr.

Oder: wir lieben uns nicht mehr. Eine Liebe, die von Verrat und Lüge und Grausamkeit lebt, ist keine — keine, die unsrer würdig wäre.

Du quittierst also über unsre Liebe und schickst mich wieder zu meiner Frau?

Nun denn — ja!

Und du hast die — du hast den Mut, mir das zu sagen?

Einen Mut, den ich mir durch Stunden erkauft habe, denen du, wie es scheint, nicht den Mut gehabt hast, ins Gesicht zu sehen.

Ah!

Er war einen Schritt zurückgeprallt, den Arm erhebend, wie einen Schlag abzuwehren, der ihn nun doch getroffen hatte, während eine Rakete zischend in die Höhe stieg, ihre anmutige Linie auf den dunklen Nachthimmel zog, um oben in feurige Sterne zu zerfließen, die sanft erloschen. Eleonores düsterer Blick war aufwärts gerichtet gewesen; das Bild der Sterne, in denen der Feuerblitz so schön und still dahinstarb,

verlöschte auch ihren Zorn und füllte ihren Busen mit tiefer Wehmut. Sie trat an Ulrich heran und sagte, seine Hand erfassend, leise:

Laß uns so nicht scheiden! Ich schicke dich nicht zu deiner Frau zurück. Ich flehe dich nur an, zu gedenken, was du deiner Frau schuldig bist für die Treue, mit der sie dich so viele Jahre hindurch geliebt, für die holden Kinder, die sie dir geschenkt, für den herzzermalmenden Gram, den du ihr jetzt bereitet hast, und den sie doch in alle Zukunft nur wieder mit treuer Liebe vergelten wird. Sorge nicht um mich! Ich werde mein Los ertragen können, wenn ich sehe, daß du, wie ein Mann, das deine erträgst.

Er lachte bitter auf und knirschte, seine Hand aus der ihren ziehend:

Das sind ja nur Worte, Worte, die an der Thatsache nichts ändern, daß ich für all meine namenlose, wahnsinnige Liebe Liebe einzutauschen hoffte und sehe, daß ich ein Narr gewesen und zum Narren gehalten bin.

Ulrich!

Laß uns enden! Es führt zu nichts.

Ulrich, das kann dein letztes Wort nicht gewesen sein!

Er gab eine heftige Antwort, die sie nicht verstand vor dem betäubenden Lärm, mit dem ein letzter Feuerkörper verprasselte. Bereits vorher hatten sich die Zuschauer im Garten und auf der Landungsbrücke un-

ruhig durcheinander bewegt, denen aus den Booten Platz zu machen, die noch vor Beendigung des Schauspiels an das Ufer eilten, sich einen Platz im Speisesaal zu sichern. Jetzt sahen sich die beiden in einen lachenden, schwatzenden Schwarm verwickelt, aus dem plötzlich der alte Herr von Trottau heraus und auf sie zutrat, beide Hände nach Eleonore ausstreckend.

Mein liebes, gnädiges Fräulein! Endlich! endlich! Ich suche Sie bereits seit einer Viertelstunde. Bin nämlich noch nicht länger hier. Hatte unterwegs Havarie mit meinem Geschirr. Bon soir, cher baron! Frau Gemahlin bereits meine Huldigung zu Füßen gelegt — im Vorübergehen drüben — ebenfalls im Vorübergehen einen Tisch dingfest gemacht — Graf Guido als Sauvegarde daneben gestellt — unsereiner kennt den Rummel — gnädiges Fräulein, bitte um die Ehre — mit Frau Generalin alles abgemacht — stieg eben mit Fräulein Tochter und Hans — natürlich! — und ein paar andern Offizieren aus dem Boote — da stehen sie noch — hat gnädiges Fräulein meiner väterlichen Obhut anvertraut, wofür ich Hans ihrer mütterlichen überlasse. Lieber Baron, eilen Sie zu Ihrer Frau Gemahlin, die Sie erwartet, uud schließen Sie sich uns an! Ich habe noch zwei Plätze an meinem Tisch. Aber eilen Sie! eilen Sie! Mein gnädiges Fräulein, darf ich um Ihren Arm bitten? Da sind ja die andern. Busse, Busse! hier-

her! Lieber Brandt! hierher! So, die übrigen werden sich auch schon finden. Also, vorwärts! vorwärts!

Eleonore sah sich von den genannten Herren, zu denen sich alsbald noch zwei Offiziere gesellten, umringt. Die Offiziere, die sie bereits kannte, stellten ihre Partnerinnen vor: eine junge, hübsche Frau von Ozanski — Witwe, wie Excellenz von Trottau Eleonore ins Ohr flüsterte — und ihre Nichte, Fräulein von Paalzow, weniger hübsch, aber — nach der Versicherung derselben Quelle — schwer reich.

Als Eleonore sich, nach Ulrich suchend, umwandte, war er verschwunden.



Fünftes Kapitel.

In dem Speisesaal hatte Excellenz von Trottau den Tisch für sich und seine Gesellschaft frei gefunden, dank der Energie, mit welcher Guido ihn gegen den Ansturm der von dem Feuerwerk Hereindrängenden verteidigt. Nicht alle waren so glücklich gewesen; manche fanden die erhofften Plätze bereits besetzt; die Eindringlinge wollten nicht weichen: am Seefeste herrsche abonnement suspendu. Da gab es großen Lärm und viel Verwirrung, auch hier und da einen Streit, der vielleicht ernsthaft geworden wäre, wenn der gewandte Herr von Brandt ihn nicht noch immer gütlich geschlichtet hätte.

Endlich kam er atemlos und schlug die Hände in komischer Verzweiflung zusammen, als er an Eleonores linker Seite die Excellenz, zu ihrer Rechten Guido sah.

Nein, rief er, das ist zu arg! Für all meine Mühen hätte ich doch wohl verdient, einen Platz neben dem gnädigen Fräulein zu haben. Von Excellenz ist nicht die Rede — Ehre, dem Ehre gebührt — aber

Sie, Graf, mit Ihnen werde ich ein Hühnchen pflücken.

Guido blickte sehr bestürzt aus den sich vordrängenden Augen.

Excellenz ist mein Zeuge — stammelte er.

Ja, ja, ich bin sein Zeuge! rief der alte Herr. Der Graf hat für seine heldenhafte Verteidigung des Tisches keinen Lohn beansprucht, sogar behauptet, nicht zu wissen, ob er hier überhaupt willkommen sei. Für welche Bescheidenheit ich ihn dann mit dem Platze, den Sie ambitionieren, belehnt habe. Setzen Sie sich da dem gnädigen Fräulein gegenüber! Sie haben dann sogar noch die Ehre eines dos-à-dos mit Ihrer Frau Gemahlin.

Na, da bist du ja auch! sagte Frau von Brandt vom Nachbartische her, den Kopf über die Schulter wendend. Sitzst du gut?

Daß ich nicht besser sitzen könnte, rief Herr von Brandt zurück mit einem komischen Pathos, das sogar Eleonore ein Lächeln abnötigte, während die übrigen laut lachten.

Es wurde auch sonst noch im Laufe des Soupers viel an dem Tische gelacht. Excellenz von Trottau war unerschöpflich in drolligen Hofgeschichten; Herr von Brandt blieb hinter seinem Ruf, der glänzendste Gesellschafter weit und breit zu sein, nicht zurück; die beiden Offiziere, von denen der ältere, ein Rittmeister, der schönen Witwe eifrig den Hof machte, während

der jüngere dem reichen Fräulein Nichte in diskreter, aber entschiedener Weise huldigte, erwiesen sich als harmlose, freundliche Gesellen, die jeden Scherz goutierten und manchen guten selbst zum besten gaben; Herr von Busse, im übrigen stumm, lächelte nur jezuweilen unter dem dicken, roten Bart wohlgefällig, — man konnte nicht wissen, ob über einen besonders gelungenen Witz der andern, oder weil er wieder einmal das beste Stück von der Schüssel erwischt hatte; Guido war still, wie neulich an der Tafel seiner Mama, aber sobald ihm Eleonore dazu Gelegenheit gab, immer mit einem bescheidenen Worte bereit.

Eleonore war im Anfang des Soupers von dem Furchtbaren, das sie soeben durchlitten, wie betäubt gewesen, unfähig zu denken, unfähig selbst, einen Schmerz zu empfinden. Dabei hörte sie jemand, der nur sie selbst sein konnte, sprechen und lachen, während sie das schauerliche Gefühl hatte, als sei sie ohne Hirn und Herz und Eingeweide, und in ihrer Brust hange regungslos ein schwerer, drückender Stein.

Nun kam sie soweit wieder zu sich, daß sie die Rolle, die sie bisher völlig mechanisch gespielt hatte, mit Bewußtsein weiterspielen konnte; dann fand sie an der Rolle Geschmack; endlich redete sie sich ein: das sei ja keine Rolle, die sie nur so spiele, das sei ihr ganz eigentliches Selbst, wie es jetzt geworden und in Zukunft immer sein werde. Und das sie heute vormittag vorausgeahnt, als sie an Borykine schrieb: ein

vernünftiger Mensch müsse sich nicht zum russischen Nihilismus, der nur eine untergeordnete Stufe sei, sondern zum Weltnihilismus bekennen. Die alte Excellenz — nun ja, er war ein wenig stark Geck; weshalb ihn das merken lassen? weshalb nicht ihn zu bewundern scheinen, wie er sich selbst bewunderte, und über seine Geschichten, die sie sämtlich schon auf Wendelstein gehört, lachen, als ob sie ihr völlig neu wären? Guido — nun, er war kein Genie, nur ein guter, lieber Junge, der famos zu Pferde saß, über dessen Gebiet man anderthalb Stunden in schlankem Trab fahren konnte, und der — selbstverständlich! — für sie durch Feuer und Wasser gehen würde; — weshalb ihn also nicht heiraten? Die übrige Gesellschaft hier am Tisch — durch den ganzen Saal: blaublütige Stockjunker mit ihren ebenbürtigen Frauen und Töchtern — weshalb sich darüber echauffieren, daß sie antediluvianische Ideen hatten? weshalb nicht mit ihnen ohne langes Kopfzerbrechen lustig sein und Champagner trinken?

Die Tischrunde konnte sich nicht genugthun in Bewunderung einer so schönen, so liebenswürdigen, so geistreichen Dame, die an allerliebsten Einfällen, witzigen Worten, amüsanten Reiseanekdoten unerschöpflich war und, während sie in keinem Augenblick nach Beifall zu haschen schien, mit jedem Augenblicke mehr Beifall fand. Selbst bei der hübschen, jungen Witwe und ihrer Nichte, die sich ihr willig unterordneten und ihren

Nachbarn erklärten, es sei „ein Phänomen". Excellenz von Trottau machte kein Hehl daraus, daß er sterblich in sie verliebt sei und zum erstenmale im Leben seine Jahre bedaure, die ihm nicht erlaubten, gegen die Verehrer der Dame, unter welchen er die ganze junge Männerwelt verstehe, in die Schranken zu reiten. Der alte Herr brachte das so drollig vor, in so viel verschnörkelte, antiquierte, galante Redewendungen gehüllt, — es konnte niemand ein Arg darin finden, nicht einmal Guido, der in seiner stillen Weise eifersüchtig darüber wachte, daß seine Heilige mit keinem Wort, keinem Blick verletzt wurde.

Denn völlig als eine Heilige erschien sie ihm, die sich in dem Ueberschwang ihrer Gnade zu dem Volk herablasse, in das er sich selbst voll Demut einreihte. Während sein diskreter Blick ihre lieblichen Züge streifte, die anmutigen Linien, die ihre Gestalt umschrieben, nachzeichnete, er andachtsvoll ihrer Rede lauschte, fragte er sich verwundert, woher er jemals die Kühnheit geschöpft, um ihre Hand anzuhalten; und wenn dann von Zeit zu Zeit ihre großen, leuchtenden Augen sich mit freundlichem Ausdruck zu ihm wandten, erschra er jedesmal in tiefster Seele. Vergebens, daß ihm die Mama Mut einzusprechen gesucht, ihn getröstet hatte, es könne noch alles gut werden — er glaubte nicht mehr daran.

Wieder einmal hatte sich Eleonore zu ihm gekehrt.

Ich habe Ihnen noch gar nicht ordentlich sagen

können, wie ausnehmend es mir auf Wendelstein gefallen und vor allem, welch tiefe Bewunderung und Verehrung mir die Frau Gräfin eingeflößt hat. Wie glücklich muß es Sie machen, eine solche Mutter zu besitzen!

Ja, gewiß, erwiderte Guido, es macht mich sehr glücklich — sehr — selbstverständlich!

Und Sie sind gewiß ein guter Sohn!

Ich bestrebe mich, es zu sein; aber damit ist es nicht gethan.

Wie meinen Sie das?

Ich meine, ich bin bei allem guten Willen nicht der Sohn, den ich Mama wünschte.

Sie sind zu bescheiden!

Ach nein, ich bin es nicht; ich mache mir nur über mich selbst keine Illusionen. Ich bin mir ganz klar darüber: von allem, was ich besitze, habe ich nichts, rein gar nichts durch eigenes Verdienst erworben; es ist mir alles vom Glück geschenkt worden. Ich kann Ihnen sagen, das stimmt mich oft recht traurig.

Tausend andre in Ihrer Lage würden anders denken. Womit ich nicht gesagt haben will, daß Sie wie jene andern denken sollen; das heißt: sich einbilden, zu sein, was sie nicht sind. Jeder Mensch hat nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, zu sein, was er ist. Mit dem ‚wie andre sein wollen‘ erreicht man nichts, außer daß man die Zahl der traurigen Kopien vermehrt, von denen so schon die Welt wimmelt.

Sie haben gut reden, mein gnädiges Fräulein! Sie brauchen freilich nur Sie selbst zu sein, um überall Bewunderung zu erregen.

Wissen Sie, Herr Graf, daß Sie im Begriff sind, meinem Nachbar zur Linken Konkurrenz zu machen?

Nein, aber das geht doch nicht, daß der Graf das gnädige Fräulein für sich allein in Anspruch nimmt! rief Herr von Brandt über den Tisch herüber.

Guido warf ihm den böseſten Blick zu, über den seine freundlichen Augen geboten. Seit den unvergeßlichen Stunden in dem Eisenbahnwagen hatte er keine so eingehende Unterhaltung mit seiner Heiligen gehabt, und sie hatte so lieb und gut zu ihm gesprochen! Sollte Mama doch diesmal, wie immer, recht haben? Sollte es möglich sein?

Guido blieb nicht viel Zeit, über die wichtigste Frage, die je in seinem Leben an ihn herangetreten, nachzudenken. Schon wiederholt waren jüngere Herren hinter Herrn von Brandts Stuhl getreten und hatten ihm ins Ohr geraunt: ob er denn nicht endlich die Tafel aufheben wolle? Er hatte gezögert und gezögert, mußte sich nun aber doch dazu entschließen.

Er that es, indem er die Herren aufforderte, sich zu erheben, um auf das Wohl der Damen ihr Glas zu leeren, und sich nicht wieder hinzusetzen, abermals zum Wohl der Damen, denen die Tanzmusik schon längst in den zarten Gliedern hüpfe.

Die Gläser klangen aneinander; jeder in der klei-

nen Tafelrunde wollte noch einmal mit Eleonore anstoßen; darauf allgemeines geräuschvolles Stühlerücken und Gesegnetemahlzeitwünschen. Während Excellenz Trottau ihr die Hand küßte mit einer verblümten Anspielung auf die höhere Gunst, die sie als Kind im weißen Kleidchen mit blauer Schärpe ihm gewährt, hörte sie hinter sich jemand fragen: Wo stecken denn eigentlich Randows? und Herr von Brandts Stimme antworten: Sind schon vor dem Essen fortgefahren; die Baronin befand sich nicht ganz wohl.

Eleonore atmete schmerzlich auf. Sie hatte gemeint, daß Ulrich und seine Frau in einem der Nebenzimmer Platz gefunden; nun war ihr die Begegnung erspart mit dem Geliebten — den sie zu seiner Frau geschickt! Ah!

Darf ich Ihnen meinen Arm bieten? sagte Guido; und als sie ein wenig aus dem Gedränge heraus waren: Ich weiß nicht, gnädiges Fräulein, ob Sie sich an eine Zusage erinnern, die Sie mir auf Wendelstein zu machen die Güte hatten?

Gewiß! Den ersten Walzer! Mit großem Vergnügen! Haben Sie Kittie zu einem Tanz engagiert?

O Gott! Nein!

Bitte, thun Sie es — mir zu Gefallen! Sie steht dort mit der Generalin. Ich muß mich den Damen so wie so einmal wieder vorstellen. Wollen Sie?

Sie haben nur zu befehlen, gnädiges Fräulein!

Sechstes Kapitel.

Der Schauplatz des Festes war wieder der freie Raum vor dem Hause, der jetzt mit Guirlanden farbiger Lampions, welche man von Baum zu Baum gezogen, förmlich übersponnen war, und das mächtige, reich geschmückte, auf einem angrenzenden Wiesenplan errichtete, nach dem Raum unter den Bäumen offene Zelt, in welchem getanzt wurde. Nach der zuletzt recht lästigen Hitze im Speisesaal empfand man den Aufenthalt in freier Luft als eine besondere Wohlthat, und die laue, windstille, noch völlig sommerliche Nacht ließ auch in einem ängstlichen Gemüt die Furcht vor der Erkältungsgefahr nicht aufkommen. Die älteren Herrschaften saßen um die Tische in lebhaft plaudernden Gruppen, die Herren ihre längst herbeigesehnten Cigarren dampfend und den Durst, den sie sich im Speisesaale getrunken, mit frischen Flaschen Sekt kühlend. Aus dem Zelte heraus erklangen, nur durch kurze Pausen unterbrochen, die munteren Tanzweisen, jetzt von dem städtischen Or-

chester, welches zur Genugthuung zarterer Ohren die Militärkapelle mit ihrer Blechmusik abgelöst hatte.

Guido hatte mit Eleonore den Ball eröffnet. Da er in diesem Kreise unbestritten als der Vornehmste galt, gebührte ihm der Vortritt; nur die Wahl seiner Partnerin erregte starkes Befremden. Wenn es sich hier auch um ein ländliches Fest handelte, bei dem man von einer strengen Beobachtung der Etikette absehen mochte, — ganz durfte man die schuldige Rücksicht nicht aus den Augen setzen; und es schien doch mindestens nicht eben taktvoll von Graf Guido, eine Dame so auszuzeichnen, von der es noch fraglich war, ob man sie als Dame im eigentlichen Sinne bezeichnen könne.

Allerdings konnte man dergleichen Reden — und hier auch von den Herren — nur in dem Kreise hören, dessen vielumschwärmter Mittelpunkt Kittie war — die einzige ernsthaft zu nehmende Rivalin, die Eleonore hatte. In dem Kreise, der Eleonore umgab, leugnete man diese Rivalität — zwischen einem Stern entschieden erster und einem nicht minder entschieden zweiter Größe könne davon keine Rede sein. Frau von Ozanski, welche erklärte, in das Mädchen völlig verliebt zu sein, hatte das Wort lanciert: „Primadonna und Soubrette“, ein Vergleich, den von Brandt durch die Uebersetzung in „Vollblut und Halbblut“ dem Verständnis der Herren anbequemte.

Mochten die Herren und Damen das untereinan-

der ausmachen, Eleonore berührte es nicht; sie hatte nur die starke Empfindung, von einer hohen Woge des Beifalls getragen zu werden und einen öffentlichen Triumph zu feiern. Den ersten in ihrem Leben deshalb, weil die beschränkten Verhältnisse, in denen sie ihre frühere Jugend zugebracht, und später die Abhängigkeit ihrer gesellschaftlichen Lage keine Gelegenheit dazu gegeben. So sagte sie sich, während die Herren sie um einen Tanz, eine Extratour bestürmten; sie jetzt an dem Arm dieses, jetzt jenes durch den Saal schwebte und sich in den Pausen mit Galanterien und Aufmerksamkeiten überschüttet sah. Und daß es ganz in ihrer Macht stehe, sie nur ein Wort koste, und die kommenden Jahre bildeten eine Kette solcher und noch viel glänzenderer Triumphe. Und daß sie eine Närrin sei, wenn sie dies Wort nicht spreche, um des Vorurteils willen, man dürfe es nicht sprechen, wenn es nicht von leidenschaftlicher Liebe diktiert würde — jener Liebe, die ihr außer ein paar holden Stunden nichts als Gram und Herzeleid und heute eine Beschämung gebracht, von der ihr, dachte sie daran, noch die Wangen brannten. Aber sie wollte nicht daran denken; sie wollte den Augenblick genießen, wollte schwelgen in dem stolzen Bewußtsein, durch ein Wort, einen Blick, ein Lächeln Menschen glücklich machen zu können.

Guido war es — überglücklich! Daß er seinen Arm um den schlanken, biegsamen Leib legen, den zarten, klopfenden Busen so nahe an seinem Herzen spüren,

den Hauch ihres reinen Atems auf seiner Wange fühlen durfte, — es machte ihm seine Heilige nicht weniger heilig, nur anbetungswürdiger. Und während ihm der Wunsch und die Hoffnung, die er doch einst gehegt, denen er doch einst Ausdruck zu geben gewagt: das wundersame Mädchen sein zu nennen, immer wahnsinniger erschien, hatte er nur das eine Verlangen: der Himmel möchte ihm irgend eine Gelegenheit geben, beweisen zu dürfen, wie unsinnig er sie liebe. Selbst der Gedanke, daß sein Tod — denn um Geringeres handelte es sich nicht — die Mama tief betrüben werde, hatte für ihn keinen Schrecken. Ein Höheres als diese seine Liebe konnte ihm das Leben nicht gewähren. Für dies Höchste zu sterben, es hätte alles wieder gutgemacht, was er im Leben unter dem Gefühl, trotz seiner Grafschaft ein unbedeutender Mensch zu sein, peinlich gelitten.

Welche erdenkliche Mühe er sich auch gab, mit keiner Miene, keinem Worte dem angebeteten Mädchen seine Gefühle zu verraten, und wie gut ihm das auch, dank der angewöhnten vornehm-ruhigen Haltung, gelang, — Eleonore hätte ihm alles sagen können, was in seiner Seele vorging. Und nachdem sie eben erst das Höllenleid erfahren, das Liebe bringen kann, war es wie eine Erlösung: der Blick in dies sanfte, geduldig liebende Herz. Während sie jetzt in einer Pause mit ihm plauderte und seinen gewiß nicht geistvollen, aber treuherzigen, schlichten Worten zuhörte und seinen

Blick in so stiller entsagungsvoller Verehrung auf sich gerichtet sah, mußte sie eines Frühmorgens gedenken auf Schloß Glenmore. Es hatte in der Nacht ein rasender Sturm gewütet, und sie hatte im Licht der Blitze die hohen Parkbäume vor ihrem Fenster wie im Wahnsinn ihre Wipfel hin und her schleudern und ihre Aeste durcheinander peitschen sehen. Dann war sie am Morgen in den Park gegangen: die Bäume hatten in tiefem Frieden den warmen Sonnenschein getrunken und ihre blauen Schatten über die Wiesen gemalt, auf deren Grashalmen die Tropfen vom wilden Regen der Nacht wie Diamanten funkelten. Und in den friedvollen Bäumen hatten die Vögel jubiliert, und sie hatte von dem Leben geträumt an der Seite eines Mannes, den sie lieben konnte.

In diesem Moment fühlte sie ihre Schulter von einem Finger berührt. Als sie sich erschrocken wandte, sah sie die Generalin vor sich stehen, ein böses Lächeln auf dem harten Gesicht.

Ich habe Sie zu sprechen — lieber Graf, Sie verzeihen wohl!

Was ist es, gnädige Frau? fragte Eleonore. Clementine?

Natürlich! Sie thut es nicht anders. Aber wir sprechen darüber besser draußen. Noch einmal: Entschuldigung, lieber Graf!

Sie ging schnell voran, Eleonore folgte ihr. Die liebe Clementine! Wäre sie doch nur bei ihr geblieben!

Auf den Stufen, die zu dem Podium des Tanzzeltes hinaufführten, stand die Generalin einen Moment still, so daß Eleonore an ihre Seite kommen konnte.

Warum sind Sie nicht bei Clementine geblieben? sagte sie, weiterschreitend, in einem heftigen, fast groben Tone.

Die gnädige Frau vergessen, erwiderte Eleonore, daß Sie ausdrücklich meine Begleitung gewünscht haben. Ich bitte, sagen Sie mir, was es mit Fräulein Cletine ist!

Deshalb habe ich mir die Erlaubnis genommen, Sie in Ihrem Vergnügen zu stören, sagte die Generalin höhnisch. Man hätte es vorauswissen können. Clementine soll kränker geworden sein. Die Gänse von Mädchen verlieren immer gleich den Kopf. Da schicken sie sofort zu Doktor Balthasar in die Stadt, und der in seiner gewohnten Aengstlichkeit hat natürlich nichts eiliger, als einen reitenden Boten hier heraus zu jagen, damit wir die angenehme Nachricht doch ja recht warm bekommen. Bevor er selbst noch weiß, um was es sich handelt. Lächerlich!

Ich fürchte, gnädige Frau, sagte Eleonore, der Herr Doktor weiß nur zu gut, was er thut. Er weiß sicher, daß, wenn gegen die Erwartung, die er heute vormittag hegte, eine Verschlimmerung des Zustandes eintritt, diese Verschlimmerung eine Gefahr bedeutet.

Schade nur, daß Sie mich nicht schon heute morgen

mit Ihrer tiefen Einsicht beglückt haben, bemerkte die Generalin.

Eleonore, in ihrer Sorge um die Freundin, empfand die Brutalität der Dame kaum.

Was haben Sie beschlossen, gnädige Frau? sagte sie.

Da ist nicht viel zu beschließen: der Wagen aus der Stadt, der uns abholen soll, kann erst in einer Stunde hier sein. Bis dahin werden wir uns wohl gedulden müssen.

Aber wir haben heute, über den See zu kommen, kaum eine halbe Stunde gebraucht.

Ueber den See! nachdem wir unser Boot zurückgeschickt haben!

So wird doch leicht ein andres aufzutreiben sein. Bedenken Sie, gnädige Frau, wir gewinnen so mindestens zwei Stunden!

Die Generalin war unsicher geworden. Eleonore hätte drei Stunden sagen können. Wenn auch der aus der Stadt erwartete Wagen pünktlich eintraf, schneller als in zwei Stunden konnte man den Weg um den halben See, man mochte ihn von dieser oder jener Seite nehmen, nicht zurücklegen. Sie hatte selbst schon an die vorgeschlagene Auskunft im schlimmsten Fall gedacht. Aber der verhaßten Person recht zu geben, war unmöglich. Und wo lag hier ein schlimmster Fall vor?

Wo denken Sie hin! rief sie, über den See — in der Dunkelheit! Nein, meine Liebe, ich habe nicht

Luft, meine Kittie, nachdem sie sich hier heiß getanzt hat, in der feuchten Nachtluft auf dem See sich den Tod holen zu lassen. Das können Sie mir nicht verdenken.

So erlauben mir die gnädige Frau, hinüber zu fahren.

Daran hatte die Generalin wieder nicht gedacht. Diese ewigen Einwendungen, denen sie nichts entgegenzusetzen wußte, brachten sie außer sich.

Meinetwegen! sagte sie, jetzt mit unverhüllter Grobheit; thun Sie, was Sie nicht lassen können. Ich übernehme keine Verantwortung. Und um das Boot, das Sie hinüberbringen soll, werden Sie sich wohl selber bemühen müssen.

Ich bitte das gnädige Fräulein, mir das überlassen zu wollen! sagte Guido hinter ihnen.

Er war in dem dunklen Gefühl, daß die Miene der Generalin gleichbedeutend mit einer Unannehmlichkeit für Eleonore, vielleicht mit etwas noch Schlimmerem sei, den Damen in diskreter Entfernung gefolgt und erst in der letzten Minute, als die Generalin ihre niemals leise Stimme immer lauter und heftiger erhob, herangetreten.

Ah, der Herr Graf! rief die Generalin; Pardon! ich wußte nicht, daß ich meine Gesellschafterin ohne Ihre Gesellschaft nicht sprechen dürfe.

Guido bebte vor Zorn; aber er bezwang sich und erwiderte mit seiner gewohnten vornehmen Höflichkeit:

Verzeihung, gnädige Frau, davon kann nicht wohl die Rede sein. Ich bin nicht indiskreter gewesen als die Herrschaften dort am Tisch, denen augenscheinlich keines Ihrer Worte entgangen ist, so wenig wie mir.

Und dann, sich zu Eleonore wendend:

Wollen das gnädige Fräulein mich hier erwarten? Ich hoffe, in wenigen Minuten zurück zu sein.

Ich werde mit Ihnen gehen! erwiderte Eleonore. Haben die gnädige Frau sonst noch Befehle?

Nein! ich danke Ihnen.

Unerhört! murmelte Guido, während er und Eleonore rasch dem Hause zuschritten. Gnädiges Fräulein, verzeihen Sie meine Dreistigkeit: Sie dürfen in diesem Hause nicht bleiben.

Glauben Sie, daß ich es nach dieser Scene freiwillig eine Stunde länger als nötig thun werde? Seien Sie versichert, ich setzte keinen Fuß wieder in das Haus; aber ich kann Clementine in diesem Zustande nicht verlassen.

Ja, ja, das begreife ich, sagte Guido, selbstverständlich! Aber dann? Was dann?

Ich weiß es nicht; ich bin gewohnt, von einem Tag zum andern zu leben.

Sie waren in das Haus getreten; Eleonore mußte in die Garderobe, sich Mantel und Schleiertuch zu holen; Guido wollte unterdessen das Boot besorgen.

Es war das bald geschehen: von den Hausknechten, die zugleich Bootknechte waren, erbot sich sofort einer,

die Dame nach Seehausen hinüber zu rudern. Es solle keine halbe Stunde dauern.

Das Boot war bereit; Eleonore kam nicht; jedenfalls ging in der Garderobe alles drunter und drüber. An Guido, der vor der Landungsbrücke ungeduldig auf und nieder schritt, trat der alte Herr von Trottau heran, der in dem jetzt verödeten, fast dunklen Garten behaglich seine Cigarre rauchte.

Sieh da, lieber Graf! ich glaubte doch, Ihre Stimme zu erkennen. Was treiben Sie hier?

Guido sagte ihm in fliegenden Worten, um was es sich handelte. In seiner Erregung konnte er sich nicht enthalten, dem Unwillen gegen die Generalin einen für seine freundliche Gemütsart sehr entschiedenen Ausdruck zu geben.

Ja, ja, sagte der alte Herr, sie ist schon ein Drache, trotz ihrer Katzenallüren. Das arme Mädchen! Aber ich glaube zu wissen, was sie eben jetzt so aus dem Harnisch gebracht hat. Nur muß ich für das, was ich Ihnen mitteilen werde, um vorläufige strengste Diskretion bitten. Also: mein Windhund von Hans ist seit vier Wochen mit seiner Cousine Elise verlobt. In dem Augenblicke, wo die Verlobung publiziert werden sollte — die Karten waren schon gedruckt —, wird Frau von Bärwald krank, daß das Schlimmste zu befürchten war. Nun, Sie wissen, sie lebt heute noch, aber kann jeden Tag sterben. So hat sich die Publikation hingetrödelt. Und die Zwischenzeit benutzt

mein Sausewind, um sich noch einmal gründlich zu amüsieren. Kann's ihm nicht verdenken, hat nur alles seine Grenzen. Mit seiner Courschneiderei bei der kleinen Arnfeld, das geht zu weit. Ich habe ihm vorhin gründlich die Leviten gelesen. Na, und ich hielt es für meine Pflicht, auch der Generalin reinen Wein einzuschenken. Ich konnte voraussehen, daß er ihr sehr schlecht schmecken würde; es ging nicht anders. Daß Hans von seinem Engagement zurücktreten könnte, daran ist aus tausend Gründen nicht zu denken. Ueberdies hat er mir eben erklärt, daß es ihm nicht im Traum einfalle, das Techtelmechtel mit der kleinen Arnfeld ernst zu nehmen. Ja, ja, so seid ihr jungen Leute von heute! Und da wir einmal bei dem Kapitel sind — wollen Sie dem alten Freunde Ihrer lieben Mama, und der Sie hat aufwachsen sehen, eine freie Frage verstatten? Sie haben doch in Beziehung auf — na, Sie wissen schon, wen ich meine — da haben Sie doch ernste Absichten?

Gott ist mein Zeuge! sagte Guido innig.

Der alte Herr ergriff seine Hand mit kräftigem Druck.

Ich wußte es. Ich wußte es — es wäre auch gräßlich, wenn es anders wäre. Sie glauben nicht, welchen Anteil ich an dem Mädchen nehme. Es wird ungeheures Aufsehen machen. Ich selbst — na! ich schwärme gerade nicht für dergleichen Verbindungen; aber es gibt Ausnahmen — großartige Ausnahmen. Und wenn Sie mit der Mama d'accord sind —

Selbstverständlich! beteuerte Guido.

So ist alles in schönster Ordnung. Na, ich gratuliere — gratuliere von ganzem Herzen!

Aber, Excellenz, es ist noch nichts entschieden!

Nichts entschieden? Sie sollte — na, wissen Sie was, lieber Guido: ich bin überzeugt, sie hält große Stücke auf mich; ich werde gleich mal mit ihr sprechen.

Es dürfte kein sehr günstiger Augenblick sein, sagte Guido ängstlich; jetzt, wo sie um Fräulein Clementine —

Gott, ja, das habe ich ganz vergessen, rief der alte Herr. Das arme Mädchen! Freilich! Und sie will sich hinüberrudern lassen — ganz allein —

Ich würde ihr so gern meine Begleitung anbieten, aber —

Nein, das geht nicht! Auf keinen Fall! Das gäbe einen unerhörten Skandal und Oberwasser auf die Mühle der Generalin. Wer soll sie denn fahren?

Ich, Excellenz, sagte der Knecht, der mit ihnen auf der Landungsbrücke stand und die Kette vom Boot bereits in der Hand hielt.

Ah, du, Christian! rief der alte Herr, den Mann erkennend. Na, lieber Guido, dem können wir sie getrost anvertrauen. Den alten Christian kenne ich. Der ist treu wie Gold. Apropos — hier, Christian!

Ne, Excellenz, sagte der Mann abwehrend, der Herr Graf hat mich ja schon —

Ei, so nimm doch, dummer Kerl! Doppelt reißt nicht. Da kommt ja auch unser Fräulein!

Mit jugendlicher Lebhaftigkeit war der alte Herr Eleonoren entgegengeeilt, die schnellen Schrittes vom Hause herkam. Die Sachen in der Garderobe waren nicht zu finden gewesen; dann hatte ihr die gutmütige Wirtin, als sie hörte, um was es sich handelte, noch ein großes Tuch aufgedrängt; darüber waren wieder Minuten vergangen. Sie dankte den Herren für ihre Güte, reichte ihnen die Hand, die der alte Herr küßte, während Guido sie nur stumm drückte, und sprang in das Boot.

Gott geleite Sie! rief der alte Herr.

Guido sagte nichts. Das Herz war ihm zu voll.

Mit gleichmäßigen, kraftvollen Schlägen trieb Christian das leichte Boot in den See, dessen Wasser ein laulichter Wind, der von Zeit zu Zeit darüber hinstrich, nicht aus dem Schlaf zu wecken vermochte. Am schwarzblauen Himmel stand der beinahe noch volle Mond, mit seinem Glanz das Licht der Sterne auslöschend. Bald klarer, bald dunkler, je nach der Entfernung, traten die Ufer aus der Dämmerung hervor — alle in Schweigen gehüllt. Nur von dem Festplatze her kamen noch einzelne verschwommene Töne der Musik. Dann verklangen auch sie, und Eleonore vernahm nichts mehr als das gleichförmige Eintauchen der Riemen und ihr dumpfes Knirschen

an den Pricken. Christian hatte sie gleich im Anfang der Fahrt gefragt, „ob sie steuern könne“; sie hatte, da sie es in England gut gelernt, mit „Ja“ antworten dürfen und saß nun am Ruder, in das Umschlagetuch der Wirtin gehüllt, manchmal nur zum Himmel empor oder über den See blickend, sonst die Augen fest gerichtet auf die dunkle Masse der Bäume des Parkes von Seehausen, die sich scharf vom westlichen Himmel abhob, auf welchem, trotzdem Mitternacht längst vorüber, noch ein schwacher Rest des Abendrots zu zögern schien.

In dieser feierlichen Stille unter dem erhabenen Himmel bemächtigte sich Eleonores die seltsamste Empfindung. Anfangs war noch die Erinnerung der Scenen, die sie heute abend erlebt, durch ihre Seele geglitten: Ulrich hatte sie angeblickt mit den schönen, vor Liebe und Zorn glühenden Augen; Guido war an sie herangetreten und hatte schüchtern nach ihrer Hand gefaßt; Kittie war im Arm Hans von Trottaus an ihr vorübergeschwebt und hatte ihr über die nackte Schulter einen spöttischen Gruß zugenickt — dann aber schwand dies und alles vor einem einzigen großen Bilde: dem Nachen, welchen Charon über den stillen Acheron rudert, während die abgeschiedene Seele selbst, in ihr Leichentuch gehüllt, das Steuer führt, — die abgeschiedene Seele, die den Göttern dankt, daß der Graus des Lebens hinter ihr liegt und vor ihr das Land der Schatten winkt, in welchem sie nicht mehr

zu lieben und zu hassen braucht, sondern es in ihr still sein darf, ganz still in alle Ewigkeit.

Da glitt das Boot in den Schatten der Parkbäume und legte an der Landungsbrücke an. Christian half ihr hinaus. Sie wollte ihm Geld geben, das er entschieden ablehnte: Excellenz und der Herr Graf hätten ihm mehr bezahlt, als er in einem Monat verdienen könne. Eleonore empfahl ihm noch die Sorge für das Tuch der Wirtin, das sie im Boot zurückließ, und eilte dem Hause zu, auf dessen Fenstern das gelbe Mondlicht flimmerte.



Siebentes Kapitel.

Als Ulrich, das Herz zerfleischt von der qualvollen Aussprache mit der Geliebten, in den Vorgarten kam, fand er seine Gattin noch in der Gesellschaft jener älteren Herrschaften, die nun auch in den Bankettsaal wollten und Hertha zum Mitgehen zu bereden suchten. Ein Blick in ihr bleiches, verstörtes Gesicht sagte Ulrich, daß ihre Entschuldigung, sich dazu zu unwohl zu fühlen, keine leere Ausrede war. Ihr Zustand enthob ihn der Mühe, für seinen Teil einen Grund vorzubringen, weshalb er selbst sofort aufzubrechen wünschte. Er habe sich für das Souper nicht engagiert, und selbst, wenn das der Fall wäre, würde er sie in dieser Verfassung nicht allein fahren lassen. Es war ein fast herzlicher Ton, in welchem er das sagte, und den er nicht zu heucheln brauchte. Auch fremde Not hätte hier seine Hilfsbereitschaft herausgefordert, und Hertha einen Dienst erweisen zu dürfen, minderte in etwas das Bewußtsein der Schuld ihr gegenüber und rührte an eine Saite in seinem Herzen, die lange nicht erklungen war.

So kostete es ihn auch keine Ueberwindung, auf dem Wege nach Hause von freundlicher Aufmerksamkeit gegen sie zu sein, ihr wiederholt in dem offenen Wagen, der gegen die Nachtluft keinen Schutz gewährte, den Mantel fester um die Schultern zu ziehen; sie zu fragen, ob es ihr eine Erleichterung verschaffen würde, wenn sie den schmerzenden Kopf an seine Schulter lehne? Sie antwortete mit einem kurzen: Nein! ich danke. Sonst saß sie stumm in ihre Ecke gedrückt. Für sie war all seine Freundlichkeit pure Heuchelei. Er dachte ja dabei nur an die andre, die das Heucheln und Lügen nicht weniger gut verstand als er. Wahrscheinlich hatte sie ihn jetzt nach Hause geschickt, weil sie fürchtete, er werde in seiner verliebten Tollheit eine verräterische Unvorsichtigkeit begehen, die die Wahrheit an den Tag brächte. Sie würde ihn schon für die Entbehrung heute abend ein andermal zu entschädigen wissen. Er war ja nur der Verführte, wenn es auch schändlich blieb, daß er sich hatte verführen lassen. Die Hauptschuld fiel auf den Teil der Verräterin mit der scheinheiligen Miene eines stolzen, keuschen Mädchens. Die stolz und keusch! Und daß die Männer sich durch solche plumpe Gaukelei verblenden lassen! Aber man braucht nur ihrer Eitelkeit zu schmeicheln, dann hat man sie sicher. Und er war nicht besser als sie alle — er, den sie so grenzenlos geliebt hatte!

Sie hätte in Thränen vergehen, hätte laut schreien mögen in ihrem maßlosen Jammer. Die Genug-

thuung sollte die schamlose Person nicht haben. Unglücklich hatte sie sie machen können; demütigen, erniedrigen vor sich selbst — das sollte ihr nicht gelingen. Mußte sie von ihrem Platze an Ulrichs Seite, an seinem Herzen weichen, so wollte sie freiwillig gehen. In den Tod. Wohin sonst?

Hätten sie laut gesprochen, sie würden sich in demselben Gedanken begegnet sein. Ulrich, während er dumpf brütend in seiner Ecke lehnte, sah keinen andern Ausweg aus dem Irrsal. Wollte Eleonore nicht die Seine werden; hatte sie recht, wenn sie behauptete, er dürfe und werde es niemals übers Herz bringen, Hertha zu verstoßen — ohne Eleonore leben konnte er nicht; die Liebe zu ihr im Herzen, mit Hertha das gewohnte Leben weiterführen, war eine Qual, in der sie beide zu Grunde gehen mußten — was blieb ihm da als der Tod? Wenn Hertha darüber wegkam — und bei ihrer Charakterstärke und Willenskraft schien es nicht unmöglich —, so wurde doch wenigstens sie für den Augenblick gerettet. In der Sorge für, in der Liebe zu den Kindern mochte dann im Laufe der Zeit die Wunde vollends ausheilen. Sie war neunundzwanzig Jahre; für sie brauchte das Leben nicht zu Ende zu sein auch nach einem so schweren Schlage.

Wüstenei war, da der Kutscher auf seines Herrn Befehl die Pferde unausgesetzt in starkem Trabe erhalten hatte, in verhältnismäßig kurzer Zeit erreicht. Der Wagen hielt auf der Rampe vor der Thür. Ulrich

half Hertha heraus; er bemerkte, daß sie am ganzen Leibe zitterte. Dennoch wollte sie, als sie in das Wohnzimmer gelangt waren, von keiner Hilfe wissen; selbst ihre Kammerjungfer, welche die Herrschaften so zeitig nicht erwartet hatte und mit verschlafenem Gesicht herbeigeeilt war, als Ulrich ungeduldig an der Klingel riß, schickte sie wieder fort. Auf die freundlichen Vorwürfe, die Ulrich ihr deshalb machte, erwiderte sie nichts, ordnete ihrer Gewohnheit gemäß noch ein paar Kleinigkeiten im Zimmer und ging auf ihr Schlafgemach zu, das, nach dem Garten hinaus gelegen, an das Wohnzimmer stieß. Ulrich blickte ihr verstört nach. Er empfand es als eine Grausamkeit, sie so allein zu lassen, aber jenes Gemach dort hatte er seit seiner Rückkunft nicht mehr betreten. An der Thür angelangt, blieb sie stehen und sagte, ohne sich zu wenden: Was soll nun aus den Kindern werden?

Ulrich zuckte zusammen: also so weit war es gekommen! so weit hatte er sie gebracht!

Wie meinst du? fragte er verwirrt.

Sie wandte sich langsam.

Ich meine, sagte sie in einem heiseren und doch seltsam deutlichen Ton, daß es so nicht länger geht.

Wie nicht länger?

Ein Lächeln schmerzlichen Hohns zuckte über ihr bleiches Gesicht. Sie war wieder ein paar Schritte zurückgekommen und fuhr in demselben Tone fort: Ich würde mich an deiner Stelle schämen, so zu fragen.

Du mußt mich für ein Tier oder einen Stein halten. Das bin ich denn doch nicht, obgleich ich sehr dumm sein mag. Zum Anbrennen dumm. Sonst würde ich es längst herausgefunden haben. Daß du mich nicht mehr liebst, war ja mit Händen zu greifen. So etwas hat ja bei euch immer denselben Grund: ihr liebt eine andre. Da muß denn die Frau so lange mißhandelt werden, bis sie es satt hat und der betreffenden Dame Platz macht. Wenn man so etwas Dame nennen kann!

Als Hertha zu sprechen begann, hatte Ulrich gemeint, er werde sich nur gegen ihre Anklage, sie in der letzten Zeit so vernachlässigt zu haben, verantworten müssen; dann sah er wohl, daß sie mehr, vielleicht alles wisse; ihre letzten, mit verächtlichem Lachen gesprochenen Worte, wie allgemein sie gehalten schienen, hoben bei ihm jeden Zweifel und erfüllten ihn zugleich mit Wut. Er sagte mit schneidender Kälte: Für euch fängt die Dame natürlich erst bei der Frau Baronin an.

Ich wüßte nicht, was die Baronin bei der Sache zu thun hat, erwiderte sie. Mir deucht, es kommt auf dasselbe hinaus, ob eine Baronin oder eine Bürgerliche deine Maitresse ist.

Das Uebermaß der Beschuldigung brachte ihn wieder zu sich.

Die betreffende Dame würde sich schämen, auch nur das Wort in den Mund zu nehmen, sagte er.

Würde sie? Dann muß ich sagen: sie ist in ihren Reden schamvoller als in ihren Handlungen.

Was weißt denn du von ihren Handlungen? Ueberhaupt, von wem hast du — ah!

Er brach plötzlich ab. Es kam ihm in Erinnerung, daß er für einen Augenblick Odebrecht hatte durch die Gesellschaft streichen sehen. So hatten sich seine Befürchtungen von Norderney her doch bestätigt: niemand anders als Odebrecht konnte der Verräter gewesen sein. Mit dem würde er später abzurechnen haben. Aber hier zu leugnen, wäre thöricht gewesen. Und zur Sprache mußte es ja doch einmal kommen.

Hertha hatte sich an den Tisch gesetzt, den Kopf in die Hand gestützt. Er war ein paarmal auf und ab gegangen; jetzt blieb er stehen und sagte: Nun gut! Ich habe Fräulein Ritter in Norderney kennen gelernt und viel mit ihr verkehrt. Wenn sie und ich darüber geschwiegen haben, so ist es, weil wir sicher sein konnten, daß, wie die liebenswürdige Welt nun einmal ist, unsre Beziehungen doch nicht würden verstanden werden.

Hertha hob den Kopf, auf ihrem bleichen Gesicht stand wieder das steinerne, verächtliche Lächeln.

Ich dächte, diese Beziehungen wären klar genug: du liebst sie und willst sie heiraten, sobald du mich los bist.

Und wenn ich dir schwöre, daß sie nicht daran denkt, daß sie mir es noch vorhin erst gesagt hat!

Sie besinnt sich morgen vielleicht eines anderen. So ein bißchen kokettes Spiel macht die Sache nur interessanter. Angebissen hat der Fisch; warum sollte man ihn nicht noch etwas zappeln lassen?

Ich beneide dich um die Wahl deiner Bilder ebensowenig wie um die Reinheit deiner Phantasie. Es ist eben unmöglich, dir gewisse Dinge klar zu machen.

Vielleicht verstehe ich doch, wenn du mir sagst, was du beschlossen hast. So geht es länger nicht; ich ertrage es nicht.

Ich muß es auch ertragen.

Was?

Du hast vorhin gesagt: ich liebe sie. Nehmen wir es als richtig an. Und jetzt sage ich dir: daß sie nicht daran denkt, daß sie den Gedanken mit Abscheu von sich weist, über dich hinweg, auf deine Kosten glücklich zu werden. Das Unglück, das zu ertragen ist, scheint mir also auf beiden Seiten ziemlich gleich.

Wer hat denn das Unglück angerichtet?

Darüber ließe sich viel reden. Ich will mich nicht besser machen, als ich bin. Ich klage auch dich nicht an. Es ist eben ein Unglück, das über uns gekommen ist.

Das ist freilich sehr bequem. Also ändern kannst du es nicht. Und wir sollen nun so nebeneinander weiter leben wie zwei einander wildfremde Menschen, daß die Leute mit Fingern auf uns weisen, die Dienstboten die Köpfe zusammenstecken und sich über uns lustig machen. Und die armen Kinder —

Sie konnte nicht weiter sprechen. Das Gesicht auf die beiden Hände drückend, brach sie in krampfhaftes Weinen aus, das ihren ganzen Körper erschütterte. Er ging verzweifelt, ratlos auf und ab. Mit Phrasen, das fühlte er, war hier nichts auszurichten; und was er auch zu ihrer Beruhigung hätte vorbringen mögen, es wären ja Phrasen gewesen. Das eine, was sie zu hören verlangen mußte: daß er Eleonore nicht mehr liebe, daß er sie aufgeben wolle, konnte er nicht sagen. Und dabei war er vom tiefsten, herzbeklemmenden Mitleid mit der Aermsten erfüllt. Er würde alles darum gegeben haben, hätte er ihr zu helfen vermocht.

Er trat zu ihr und legte ihr leicht die Hand auf die Schulter: Hertha! —

Sie fuhr bei seiner Berührung in die Höhe und stierte ihn mit irren Augen an. Was willst du von mir? Geh zu der andern! Ich habe nichts mehr mit dir zu schaffen.

Hertha, laß uns wie zwei vernünftige Menschen miteinander reden —

Ich bin kein vernünftiger Mensch mehr — ich will es nicht mehr sein — ich bin es nur zu lange gewesen. Was hat es mir geholfen? Alle diese Jahre habe ich dich geliebt, habe ich in dir mein Ideal gesehen, habe geglaubt, daß auf Erden keiner so gut und edel sei wie du. Ich habe gethan, was in meinen Kräften stand, dir meine Liebe, meine Dankbarkeit zu beweisen. Was nennst du vernünftig sprechen? Zu-

geben, daß alles das Unsinn gewesen ist? Gut, ich gebe es zu, es war lächerlicher Unsinn — rein zum Lachen!

Sie lachte laut auf und fuhr sich mit beiden Händen an die Stirn. Ich werde verrückt — verrückt! Nein, das darf ich nicht — der Kinder wegen. So!

Sie strich sich über die Stirn.

So! sagte sie noch einmal. Wir haben uns ja nun wohl ausgesprochen. Du wirst müde sein, und mir ist der Kopf auch etwas wüst. Morgen wirst du vielleicht die Güte haben, mir zu sagen, wie es nun mit uns beiden und den Kindern werden soll. Gute Nacht.

Sie hatte eines der beiden auf dem Tisch brennenden Lichter ergriffen und war in das Schlafgemach gegangen. Ulrich hörte, wie sie hinter sich abriegelte.

Er war mitten im Zimmer stehen geblieben, auf die verriegelte Thür starrend, betäubt, ratlos. Welche Qualen er auch in diesen Wochen durchdulbet — und die Qual, Hertha so leiden zu sehen, war nicht die geringste gewesen — er hatte doch immer fest an das Recht seiner Liebe geglaubt. Jetzt war dieser Glaube erschüttert. Hier stand seiner Liebe eine andere entgegen, nicht minder machtvoll als seine, nicht minder das ganze Gemüt erfüllend, in jeder Faser des Leibes bebend, und die also dasselbe Recht beanspruchen durfte. „Der Weg zu unsrem Glück geht über die Leiche deiner

Frau" — mit dem Scharfblick und dem Feingefühl des Weibes hatte Eleonore es begriffen, als sie Hertha nur erst aus seinen Schilderungen kannte! Und wie mangelhaft waren diese Schilderungen gewesen! wie getrübt durch die neue Leidenschaft! Es war nicht wahr, was er sich eingeredet, daß Hertha eine gewöhnliche Natur sei. Gewöhnliche Naturen sind solcher Energie der Liebe und des Hasses nicht fähig.

Aber was half das alles? Mitleid, Achtung — selbst die aufrichtigste, tiefste — sind nicht Liebe. Und Hertha wollte Liebe — nicht die, mit der sie sich bis dahin begnügt — die, von der sie jetzt erst in seiner Liebe zu einer andern das wahre Gesicht gesehen —

Mit einem tiefen Atemzuge wachte Ulrich aus seinem dumpfen Brüten auf. Vielleicht, daß der Morgen es besser machte, ihm irgend einen Ausweg wies.

Er nahm das zweite Licht und begab sich in sein Arbeitszimmer. Es hatte, wie Herthas Schlafzimmer, Fenster und Fensterthür nach der Veranda, die an der Hinterseite des Hauses vor dem Mittelbau angebracht war, und von der ein paar Stufen in den Garten hinabführten. Als er das Licht auf den Tisch setzte, traf sein Schein hell Eleonores Farbenskizze von dem Sturmabend auf Norderney. Wie gedankenlos unvorsichtig war er gewesen, als er sein Kleinod hier so offen zur Schau gestellt! Aber hatte er es denn mit seiner Liebe anders gemacht? sie in seinem düstern, verstörten Wesen nicht auch zur Schau getragen?

Hertha und alle Welt in sein Geheimnis sehen lassen? Fluchenswert elende Schwäche, lange bevor man zur That schreitet, schon die Maske der That zu tragen und — die That selbst dadurch unmöglich zu machen! Die Welt will getäuscht sein; so täusche man sie doch! Und bringe das dumme Gewissen, das sich dagegen auflehnt, zum Schweigen! Dann hat man Ruhe vor der Welt. Reservatio mentalis! Die Jesuiten sind die klugen Leute.

Er trat in die offene Fensterthür. Aus Herthas Gemach fiel der Lichtschein über die Veranda. Zehn Jahre lang war es ihnen gemeinschaftlich gewesen. Der Lichtschein war so hell: die Thür dort mußte offen sein wie diese hier. Zwanzig Schritte nur bis dahin! Die Strohläufer auf dem Estrich der Veranda würden den Schritt unhörbar machen. Und wenn es dessen gar nicht bedurfte? Wenn die Thür offen stand nicht, um nur die Nachtluft einzulassen? „Du schickst mich wieder zu meiner Frau?" — „Nun denn — ja!"

Nun denn — nein! Du kannst es nicht gewollt haben; oder du hättest mich nie geliebt. Und selbst wenn das wäre — ich habe dich geliebt und liebe dich noch; und wärst du zur Verräterin an mir geworden — ich will nicht zum Verräter an mir selbst werden.

Er lehnte an dem Thürpfosten, in den Garten starrend. Auf dem Rasenrundell vor der Veranda lag heller Mondenschein, Dunkel brütete unter den hohen

Ulmen, die den Platz umgaben. In dem Zimmer herrschte noch die Schwüle des Tages, vom Park herauf atmete es erquicklich kühl. Er stieg die Stufen hinab, umschritt das Rundell und bog in eine Allee, die von dem Hause gerade aus bis zur Landstraße führte. Hätte er den Schlüssel zu dem Gitterthor gehabt, er wäre in die Felder gerannt, so weit ihn seine Füße trugen. Unmutig bog er in einen Baumgang, welcher die Hauptallee rechtwinklig durchschnitt und auf das Flüßchen mündete, das an jener Seite den Park begrenzte. Der Gang war weniger lang als die Allee, und er hatte kaum ein paar Schritte in dem Halbdunkel gemacht, als er am Ende des Ganges, da, wo das kleine Boot, mit welchem man über das Flüßchen zu setzen pflegte, am Ufer befestigt war, im vollen Licht des Mondes einen hellen Gegenstand bemerkte, für den er keine Erklärung hatte.

Bis er, in schnellen Schritten, deren Geräusch der elastische Waldboden dämpfte, näher kommend, sah, daß es eine kauernde weibliche Gestalt war. Mit einem Sprunge war er an ihrer Seite und hatte ihr die Hand auf die Schulter gelegt.

Hertha!

Sie hob den Kopf, ohne sich sonst zu regen, und blickte mit irren Augen, in denen das Mondlicht unheimlich glitzerte, zu ihm auf.

Ich bin so feig! murmelte sie kaum lauter als das

leise Plätschern des Flüßchens, das blinkend zwischen seinen Schilfufern rasch dahinglitt.

Komm! sagte Ulrich, sie um den Leib fassend und sanft in die Höhe ziehend.

Sie murmelte noch einmal: Ich bin so feig! ließ sich aber ohne Widerstand von der unheimlichen Stelle führen. Ihr leichtes Nachtgewand war feucht von Tau und Thränen. Sie schauderte wiederholt zusammen; er zog seinen Rock aus und umhüllte damit ihre nackten Schultern. Sie schien es nicht zu merken: Seelen- und Körperkraft waren offenbar gebrochen; ein paarmal strauchelte sie, wie fest er sie auch stützte. An der Verandatreppe angekommen, nahm er sie in seine Arme und trug sie die Stufen herauf in das Schlafgemach, wo er sie auf dem noch unberührten Lager bettete.

Sie ließ alles teilnahmlos geschehen; Ulrich mußte annehmen, daß sie, ohne völlig ohnmächtig zu sein, doch bewußtlos war. Er beobachtete sie, wie sie mit geschlossenen Augen, bleich, regungslos dalag. Ein paar Minuten später, und sie hätte so auf dem Grunde des Baches gelegen!

Leise schloß er die Fensterthür. Neben dem ihren stand noch sein Bett zugedeckt. Er ging auf den Fußspitzen nach dem Hintergrund des Zimmers zu einem breiten Divan, von dem er ihr Bett und die Fensterthür im Auge behalten konnte.

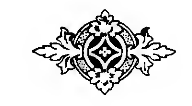
Da hatte er ein paar Minuten gelegen, als er

sie sich bewegen und laut aufseufzen hörte, wie jemand, der aus tiefem Schlaf erwacht. Er stemmte sich auf den Ellbogen, lauschend. Leises Wimmern und Weinen und zwischendurch gemurmelte, unverständliche Worte. Offenbar glaubte sie sich allein.

Und dann in herzzerreißenden, angstvollen, fast schreienden Tönen: Ulrich will mich verlassen! O, mein Gott! mein Gott!

Es war zu viel. Er eilte an ihr Lager und beugte sich über sie: Hertha!

Sie starrte ihn an, ihren Sinnen nicht trauend. Plötzlich glänzte es in ihren Augen auf. Sie fuhr mit einem Freudenschrei in die Höhe, umschlang ihn mit beiden Armen und preßte ihn an ihren Busen in wahnsinniger Leidenschaft. Ulrich! Ulrich!



Achtes Kapitel.

Eleonore brauchte, als sie am Hause anlangte, nicht den großen Klopfer zu rühren. Die Thür stand auf; in dem matt erhellten Flur kam ihr von der Treppe herab Elise entgegen.

Wie steht es? fragte Eleonore angstvoll.

Nicht gut! antwortete das Mädchen. Der Herr Doktor ist noch oben.

Und während sie die Treppe hinaufstiegen:

Ich habe in Ihrer Stube am Fenster gestanden, Fräulein, und Sie kommen sehen. Ich wußte, Sie würden sich übersetzen lassen, sobald Sie es erführen. Wollten denn die Herrschaften nicht mit?

Sie werden den Wagen benutzen.

Das kann noch lange dauern. Na, freilich, es ist ja nur Fräulein Clementine!

Eleonore war in ihr Zimmer getreten, sich umzukleiden. Zu ihrer Verwunderung stand die Thür zu dem Schlafgemach Clementines nebenan offen; in dem Gemach war es dunkel und still.

Der Herr Doktor, berichtete das Mädchen, das ihr behilflich war, fanden es hier zu eng und warm. Er ließ sich das Fremdenzimmer zeigen, das große, wissen Fräulein, nach Norden. Da haben wir sie hinbringen müssen, ich und Male. Der Herr Doktor haben selbst mit angefaßt. Es wäre nicht nötig gewesen. Sie ist ja so leicht, unser liebes, armes Fräulein!

Eleonore hatte das Mädchen zu dem Doktor geschickt, ihm zu sagen, daß sie da sei und ob sie kommen dürfe? Nach einer Minute klopfte er an ihre Thür.

Ich kann Ihnen nicht verhehlen, sagte er nach kurzer Begrüßung, es steht schlecht, sehr schlecht! Sie werden auch nicht übler von mir denken, wenn ich Ihnen gestehe, ich bin heute morgen darauf nicht gefaßt gewesen. Der Puls war ein wenig agitiert, und die Herztöne — was soll ich ins Detail gehen! Es deutete nichts auf eine so schwere Komplikation, wie sie jetzt eingetreten ist. Diese unglückselige Fahrt nach Wendelstein! Aber es muß da auch etwas passiert sein, was sie furchtbar aufgeregt hat. Wissen Sie etwas darüber?

Eleonore schüttelte den Kopf.

Ich habe heute morgen selbst den Eindruck gehabt, sagte sie; aber ich ahne nicht, was es gewesen sein kann.

Es kommt auch schließlich nicht viel darauf an,

fuhr der Doktor fort. Die Hauptsache ist und bleibt die schwere Erkältung, die sie sich geholt hat. Sind Sie bereit?

Sie gingen über den Korridor; der Arzt blieb stehen.

Wissen Sie, sagte er, — einem Arzt begegnet ja viel. Aber eine Mutter, der der Arzt — der alte Hausarzt — sagen läßt, daß ihr Kind krank, todkrank ist, und die — na, man lernt eben nicht aus.

Er schritt weiter; sie standen vor der Thür. Der Doktor hatte die Hand auf dem Griff.

Sie werden sie sehr verändert finden, sagte er leise.

Elise, die inzwischen die Kranke bewacht hatte, erhob sich von dem Stuhl am Bett, auf dem nun der Arzt Platz nahm. Eleonore stand dabei; der obere Teil des Bettes war von einem vorgeschobenen Schirm beschattet; sie sah Clementines Gesicht nur in den Umrissen; es erschien ihr nicht anders als sonst, nur sehr bleich.

Der Arzt verließ das Bett und winkte Eleonore etwas beiseite.

Sie sind ein mutiges Mädchen. Es würde auch nichts nutzen, wollte ich mit der traurigen Wahrheit zurückhalten. Ich kann mich irren, aber ich muß das Schlimmste fürchten. Für die nächste Stunde, vielleicht für die nächsten Stunden, wird keine wesentliche Veränderung eintreten. Ich will die Zeit benutzen und noch einmal nach einem Kinde von Besekow

sehen — der kleinen Grete, die auch sehr schwer krank ist. Ich bin in einer halben, höchstens einer Stunde wieder hier. Also, auf Wiedersehen! Ein wahrer Segen, daß Sie gekommen sind!

Doktor Balthasar hatte das Gemach verlassen, Elise ihn begleitet. Das arme, abgeängstigte Ding konnte sich kaum noch auf den Beinen halten. Sie sollte sich inzwischen in Eleonores Zimmer auf das Sofa legen. Eleonore mußte versprechen, sie zu rufen, sobald sie ihrer bedürfte.

Nun war sie allein mit dem geliebten Wesen, das sterben sollte. Sie zweifelte nicht mehr daran, jetzt, wo sie, am Bette sitzend, die Verwüstung deutlich sah, welche die kurze Krankheit in dem unschönen und doch so holden Gesicht angerichtet. Die feine Nase war unheimlich spitz geworden; die Backenknochen waren scharf hervorgetreten; auf den bleichen Wangen kamen und schwanden dunkle rote Flecke. Die Augen hielt sie halb geschlossen, Eleonore konnte nur das Weiße sehen. Sie hätte glauben mögen: dies sei schon der Tod, nur daß jeweilig ein Zucken durch den zarten Körper ging und durch die zusammengeklemmten Zähne leises Wimmern und Stöhnen kam.

Aber wäre der Anblick auch nicht so erschreckend gewesen, und hätte der Arzt nicht mit solcher Bestimmtheit gesprochen — Clementine hatte mehr als einmal gesagt: Eine schwere Krankheit, dann ist es mit mir aus. Ist auch nur in Ordnung. Was soll ich auf der Welt?

Ja, du hast recht, du armer Schwächling mit deinem großen, liebevollen Herzen! Was solltest du auf der Welt? Die Welt ist nur für die Gesunden und die statt des Herzens einen Stein in der Brust haben. Stirbst du an deiner Liebe? Sind wir Schwestern auch darin?

Wie zur Antwort auf Eleonores fragende Gedanken kamen über die bleichen Lippen der Kranken abgerissene, unverständliche Laute, die wohl Worte sein wollten und dann zu Worten wurden — abgerissen noch immer, aber verständlich für sie, die sich atemlos lauschend über die Phantasierende gebeugt hatte — furchtbar verständlich! Garten und Laube und Mondschein — so heller, heller Mondschein! — und, o mein Gott! wie sie sich lieben! wie sie sich küssen! — nur einen von den vielen Küssen — nur einen! — warum gehst du nicht mit ihm, wenn er dich bittet? — so geh doch! geh doch! — Ich brauche dich nicht — ich kann mich allein totweinen — allein! — ach, so ganz allein!

Dann ein schmerzliches Stöhnen und große Thränen, die aus den halbgeschlossenen Augen über die bleichen Wangen rollten, auf denen die dunkelroten Flecken verschwunden waren. Und abermals schmerzliches Stöhnen. Dann wieder die Todesstille von vorhin.

Das also war es, was sie auf dem Herzen hatte, worüber ihr armes Herz brach! Wonach ihr unschuld-

volles Herz schmachtete — das Glück der Liebe, sie hatte es mit eigenen Augen gesehen! Und die ihr das Schauspiel boten, waren der Geliebte und die Freundin!

Eleonore hatte der Unglücklichen die Thränen von den Wangen gewischt; ihre Augen waren trocken geblieben. So furchtbares Unheil anrichten und es dann beweinen, dünkte ihr erbärmlich. Wie ein eiserner Reif legte es sich um ihre Brust. Und der sollte da liegen bleiben und die Liebe erdrücken, zermalmen — diese fluchenswerte Liebe, die nur elend macht und Elend stiftet. Wäre sie vorgestern schon so weit gewesen, dies arme, unschuldige Opfer hätte nicht zu fallen brauchen. Mußte es fallen, sollte es wenigstens das letzte sein.

So, in starren Schmerz versunken, saß sie regungslos, die brennenden Augen unverwandt auf die Kranke gerichtet, welche jetzt sanft zu schlafen schien, nur daß die weißen Hände auf der Bettdecke manchmal zuckten. Sie wußte nicht, wie lange es gewährt hatte, bis Doktor Balthasar zurückkam — es mochte eine Stunde, es mochten auch anderthalb vergangen sein. Dann hatte der Doktor ihren Platz eingenommen, sie sich in einiger Entfernung vom Bette in eine dunkle Ecke gesetzt. Das dauerte wieder geraume Zeit. Plötzlich stand der Arzt neben ihr.

Mein liebes Fräulein, es ist doch wohl besser, wenn Sie sich niederlegen.

Ich bin nicht müde.

Wenn auch — es ist doch besser.

Jetzt erst verstand sie ihn.

Lassen Sie mich hier, sagte sie; ich will stark sein.

Sie hatte noch nie einen Menschen sterben sehen; sie sah es auch jetzt nicht. Der Arzt, der sich über die Sterbende gebeugt hatte, entzog sie mit seiner breiten Gestalt ihren Blicken. Sie bebte, wie sie so neben ihm stand, am ganzen Leibe; aber empfinden und denken konnte sie nichts. Sie hatte nur das dumpfe Bewußtsein davon, daß in diesem Augenblicke etwas Furchtbares vor sich ging. Dann richtete sich der Arzt auf, nachdem er sanft über das Antlitz der Toten gestrichen hatte.

Have, pia anima! murmelte er.

Darf ich sie sehen? flüsterte Eleonore.

Der Arzt nahm schweigend die Lampe und leuchtete der Toten ins Antlitz.

Ich habe nicht gewußt, daß das arme Kind so schön war! sagte er leise.

Eleonore beugte sich auf das friedliche Gesicht und küßte die bleichen Lippen.

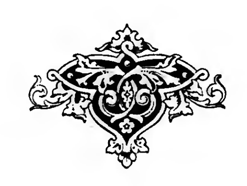
In dem Moment, als sie wieder aufrecht stand, ertönte durch die stille Nacht deutlich das Knirschen der Räder eines Wagens, der dann auch alsbald vor dem Hause hielt. Eleonore schrak zusammen: sie konnte den beiden nicht jetzt, nicht hier begegnen.

Der Arzt mußte ihr die Gedanken vom Gesicht abgelesen haben.

Gehen Sie jetzt! sagte er. Es soll Sie niemand stören. Ich werde alles Nötige veranlassen. Gute Nacht!

Er hatte ihr die Hand gereicht. Eleonore warf noch einen Blick auf die Entschlafene. Dann eilte sie über den Korridor nach ihrem Zimmer, das sie erreichte, als bereits vom untern Hausflur her die harte Stimme der Generalin sich vernehmen ließ:

Geh einstweilen zu Bett, mein süßes Kind! Der Tag war auch ohne das anstrengend genug für dich.



Neuntes Kapitel.

Fünf Uhr nachmittags sollte die Beerdigung vom Trauerhause aus stattfinden. Der Zug hatte sich dann nach dem Friedhofe von Salchow zu begeben, in dessen Kirche, wie die andern benachbarten Güter, so auch Seehausen eingepfarrt war. Es würde voraussichtlich ein sehr großer Zug werden: man hielt in der Seerunde darauf, auch bei solchen Gelegenheiten seine Zusammengehörigkeit zu beweisen. So mußte man darauf rechnen, daß von den dreißig in die Nachbarschaft versandten Todesanzeigen mindestens zwanzig durch das persönliche Erscheinen der unterrichteten Herrschaften beantwortet werden würden, was für den Kondukt eine Reihe von mindestens ebenso vielen Equipagen und eine Trauerversammlung von sechzig bis siebzig Köpfen bedeutete. Deren Mägen nach der Sitte des Landes nach einer Fahrt von manchmal mehr als zwei Stunden auch berücksichtigt sein wollten, wie die Vorbereitungen zu einem Büffettfrühstück bewiesen, welche man in

einigen links vom Hausflur belegenen Zimmern getroffen hatte, gegenüber dem Saale rechter Hand, in welchem der Sarg aufgebahrt stand.

Die Generalin hatte die Hände voll zu thun. Sie versicherte ein über das andre Mal, daß sie nur in unausgesetzter Thätigkeit Balsam fände für die Wunde, welche nach dem unerforschlichen Ratschluß Gottes ihrem mütterlichen Herzen geschlagen sei. Auch wünschte sie zu wissen, wie Menschen, die nicht, gleich ihr, felsenfest im Glauben ständen, einen solchen entsetzlichen Schlag ertrügen. Einen so völlig unerwarteten, wenn ja freilich das liebe Kind Zeit ihres kurzen Lebens viel gekränkelt habe. Aber kränkliche Menschen lebten oft am längsten. Wie würde sie ohne diese allzu blinde Zuversicht eine Minute nur, nachdem sie die Nachricht von der Erkrankung des Kindes erhalten, auf dem Fest geblieben sein, den Wagen aus der Stadt abzuwarten — freilich wieder aus mütterlicher Sorge für Kitties zarte Gesundheit —, anstatt im Boote überzusetzen, wie Fräulein Ritter! Der sie dafür und für die Liebe und Treue, mit der sie bei der Heimgegangenen in der letzten Stunde gestanden, zu ewiger Dankbarkeit verpflichtet sei! — Und nun denken Sie: das prächtige Mädchen, das wir in den wenigen Wochen so schwärmerisch lieb gewonnen haben, will — vielmehr muß uns verlassen! Ihre Tante — eine Frau Geheimrat Bucher in Berlin — fordert sie für sich und ihre kranke Tochter zurück. Es ist

eine Pflicht, der sie sich nicht entziehen kann. Ich begreife das vollständig! aber so kommt zu dem schweren Verlust ein neuer, den ich nun auch verschmerzen muß.

Bei diesen Reden, welche die Generalin den benachbarten, Trauerbesuch machenden Damen mit geläufiger Zunge zum besten gab, wurde sie von Kittie, die von Zeit zu Zeit ein zustimmendes Wort einfließen ließ, pflichtschuldig unterstützt. Mutter und Tochter hatten sich darüber geeinigt, daß, wie die Dinge lagen, es die schickliche Diplomatie sei, sich von Eleonore in scheinbar bestem Einvernehmen zu trennen. Doktor Balthasar hatte die unerhörte Keckheit gehabt, ihnen über ihr Verhalten in der Todesnacht wirklich verletzende Worte ins Gesicht zu sagen. Wer konnte wissen, ob der alte Schwätzer es dabei bewenden ließ und nicht vielmehr den bösen Leumund in der Nachbarschaft herumtrug? Da war es das Gebotene, Eleonore gleichsam als Mitglied der Familie hinzustellen, so daß Clementine mit nichten unter den Händen von Fremden gestorben war. Nicht minder lag auf der Hand, daß, falls man sich von der Person in Zank und Hader trennte, bei dem so schon gespannten Verhältnis zwischen ihnen und der Gräfin und Guido ein völliger Bruch die unvermeidliche Folge sein werde. Wogegen zu hoffen stand, der verblendete junge Mann werde zur Besinnung kommen, wenn man — nach der Entfernung des Gegenstandes seiner Schwärmerei —

sich die Miene gab, auf den Unsinn einzugehen, um ihn desto sicherer von seiner Thorheit zu heilen. Wäre sie doch nur erst aus dem Hause! Die Generalin hielt es gar nicht für unmöglich, daß die Person im letzten Augenblick sich eines andern besann und blieb, während Kittie diese Furcht für lächerlich erklärte. Sie wisse mit voller Bestimmtheit, die Person habe alle Vorbereitungen getroffen, daß sie nach der Beerdigung nicht einmal in das Haus zurückzukehren brauche, sondern von dem Friedhofe direkt nach der Stadt fahren könne in dem Wagen von Pächter Besekow, der ihr von diesem auf ihre Bitte bereitwillig zur Verfügung gestellt sei. Ihre sämtlichen Sachen habe bereits am Morgen ein Besekowscher Leiterwagen in die Stadt befördert.

Möchtest du recht haben, mein süßes Kind! sagte die Generalin.

Ich habe immer recht, Mamachen! sagte Kittie.

Schwarz steht dir doch am allerbesten! sagte die Generalin, ihren Liebling, der sich ihr in der neuen Trauergarderobe vorgestellt hatte, von allen Seiten betrachtend. Du siehst entzückend aus!

Ich finde auch, erwiderte Kittie, vor den Spiegel tretend. Die Gräfin hat abgesagt — natürlich! Aber Guido wird doch kommen? Der wird Augen machen, wenn er hört, daß er seine Flamme hier zum letztenmale anschwärmen kann.

Vielleicht weiß er es schon.

Von wem?

Von Hertha. Sie sagte gestern, sie werde Guido noch im Laufe des Tages sehen. Ist dir übrigens nicht aufgefallen, welche sonderbaren Augen Hertha machte, als sie hörte, daß die Person geht?

Sie hat auch alle Ursache dazu, wenn es wahr ist, was mir Herr von Odebrecht auf dem Feste gesagt hat.

Davon hast du mir ja noch nichts erzählt!

Ich habe ihm mein Ehrenwort geben müssen, es nicht weiter zu sagen.

Das ist doch kein Grund, es mir zu verschweigen.

Vielleicht doch. Du hättest nicht reinen Mund gehalten, und du weißt, wir haben alle Ursache, mit Hertha und Ulrich auf einem guten Fuße zu stehen.

Das weiß Gott! sagte die Generalin seufzend; wir brauchen das Geld furchtbar notwendig. Aber was wußte denn Herr von Odebrecht?

Wenn du es denn durchaus wissen willst —

In diesem Augenblicke fuhr ein Wagen in den Hof.

Hertha! rief die Generalin, die an das Fenster gelaufen war. Eine Stunde vor der Zeit? und ohne Ulrich? Was mag denn das wieder zu bedeuten haben?

Ich wette, es handelt sich um die Person! sagte Kittie für sich. —

Eleonore hatte den Entschluß, welchen sie in der Nacht vor Clementines Tode gefaßt, am folgenden Morgen das Haus zu verlassen, nicht ausgeführt: sie

mochte nicht die teure Tote, bis sie der Erde übergeben, in diesen lieblosen Händen sehen. Zu einer Auseinandersetzung mit der Generalin war es nicht gekommen: man wußte sich auf beiden Seiten die Empfindungen, die man gegeneinander hegte, auch ohne dies zu deuten. Im übrigen hatte Eleonore jede Berührung mit den Damen unter dem Vorwande, daß sie sich zu angegriffen fühle, vermieden, das wenige sogar, dessen sie an Speise und Trank bedurfte, durch Elise auf das Zimmer bringen lassen. Das gute Mädchen war auch ihre Vermittlerin mit Pächter Besekow gewesen und die unaufgeforderte Berichterstatterin der Vorgänge im Hause. Eleonore hatte immer mit halbem Ohr zugehört und nur aufgehorcht, als das Mädchen erzählte, daß gestern Frau Baronin Randow dagewesen sei ohne den Herrn Baron, der heute auch nur auf den Friedhof kommen werde; warum, wisse sie nicht. Eleonore wußte es nur zu gut, und die Vorsicht, die er anwandte, eine Begegnung mit ihr zu vermeiden oder doch möglichst neutral zu machen, hatte ihr ein schmerzliches Lächeln entlockt. Einst hätte man Jahre seines Lebens darum gegeben, einander auch nur für einen Augenblick sehen zu dürfen; heute ging man sich sorgsam aus dem Wege! Da mußte denn der Reifen, den die Nacht, als Clementine starb, um ihr Herz geschmiedet, ein übriges thun.

Für ihren Aufenthalt in der nächsten Zeit hatte sie die Wahl gehabt. Der Brief der Tante, welchen

die Generalin als Erklärung ihrer plötzlichen Abreise gegen alle Welt erwähnte, war keine Erdichtung. Die gute Frau hatte sie aufs dringendste gebeten, eine Stellung, die sie niemals hätte annehmen sollen, schleunigst zu quittieren und zu ihr und Tilchen, die sie mit offenen Armen empfangen würden, zurückzukehren. Gleichzeitig mit diesem Brief war ein andrer, den ein reitender Bote überbrachte, eingetroffen:

„Soeben bringt mir Guido die betrübende Nachricht von dem Ableben unsrer guten Clementine. Ich habe das Gefühl, daß nach diesem für Sie so schmerzlichen Verluste Ihres Bleibens auf Seehausen nicht mehr sei. Darf ich Ihnen, meine holde Eleonore, dafür Schloß Wendelstein mit allem, was drum und dran hängt, anbieten? Fürchten Sie nicht, daß Ihnen durch den Aufenthalt hier — ich nehme ihn vorläufig auf ein halbes Jahrhundert an — Verpflichtungen irgend einer Art erwachsen, außer etwa der, die Gesellschaft einer alten Frau sich nach Wahl und Belieben gefallen zu lassen. Ich denke, Sie trauen mir und Guido den Takt zu, welchen ein so zartes Verhältnis, wie das unsre, erfordert. Sie sollen so frei sein wie die Adler auf meinen heimischen Bergen. Also kommen Sie und machen Sie glücklich Ihre mütterliche Freundin

Friederike Wendelin."

Der Brief erheischte eine Antwort, zu der sich Eleonore bis jetzt — eine Stunde vor der Beerdigung — noch nicht hatte entschließen können. Sie wußte, daß

die Gräfin und Guido halten würden, was der Brief versprach. War sie deshalb wirklich frei? Mußte der Aufenthalt bei der Mutter nicht in dem Busen des Sohnes Hoffnungen nähren, die ihrerseits nicht erfüllt werden konnten, solange Ulrich sie nicht freigegeben hatte? Aber wenn dies das einzige Mittel war, daß er sie freigab? die einzige Möglichkeit, ihn mit seinem Schicksal auszusöhnen? zu einem Menschen zu machen, der, ist er auch nicht glücklich — wer ist denn das? — doch die Last des Lebens tragen, die Pflichten, die es ihm auferlegt hat, erfüllen kann? Würde sie auch dann nicht den Mut haben, das Opfer zu bringen?

Sie hatte den Mut nicht gefunden. Und jetzt saß sie vor der kleinen Schreibmappe, die sie überallhin begleitete, und schrieb mit fliegender Feder ein paar diplomatische Zeilen, in welchen sie der Gräfin für ihre Güte dankte, die sie zur Zeit nicht annehmen könne, da sie bestimmte Rücksichten nach Berlin riefen. Wenn sie sich im Laufe des Winters freimachen könne und die Frau Gräfin — woran sie nicht zweifle — sie dann noch haben wolle, werde sie mit Vergnügen ihrer gütigen Einladung Folge leisten.

Sie wußte es: es war ein kläglicher Brief, wie sie ihn Zeit ihres Lebens noch niemals geschrieben, und es war hart, daß es gerade die Gräfin sein mußte, an die sie ihn schrieb. Aber ihn umzuschreiben hätte nichts geholfen; der zweite wäre nicht minder kläglich

geworden. So schloß sie denn seufzend das Couvert und schrieb die Adresse.

Sie hatte eben den letzten Strich gethan, als an ihre Thür gepocht wurde. In der Meinung, es sei Elise, rief sie unbefangen: Herein!

Verzeihung, liebes Fräulein! sagte hinter ihr eine andre Stimme.

Erschrocken wandte sie sich um.

Es war wirklich Hertha.



Zehntes Kapitel.

Verzeihung, sagte Hertha noch einmal, auf sie, die sich von dem Schreibtisch erhoben hatte, mit ausgestreckter Hand zukommend. Ich hätte gestern schon um die Erlaubnis gebeten; aber man sagte mir unten, daß Sie unwohl seien. Ich würde Sie hernach wohl gesehen haben, aber ich hätte vielleicht nicht die Zeit gefunden, Ihnen zu danken, — von ganzem Herzen zu danken.

Wofür, gnädige Frau? sagte Eleonore.

Sie hatte Hertha den bequemeren Sessel, von dem sie aufgestanden war, geboten und sich einen Stuhl herangerückt. Hertha hatte sich bei ihrer in kühlem Ton vorgebrachten Frage entfärbt. Eleonore schlug das Gewissen. Welchen Sinn hatte es, diese Frau, die immer freundlich zu ihr gewesen, die jetzt wieder in offenbar guter Absicht zu ihr gekommen war, entgelten zu lassen, daß sie zwischen ihr stand und ihrem Glück? dem Glück, auf das sie verzichtet hatte!

Ich bitte, verzeihen Sie mir! sagte sie, bevor

Hertha noch antworten konnte; mein Gemüt ist durch das, was ich in diesen Tagen erlebt — und erlitten habe, sehr verdüstert. Es wird mir schwer, Freund und Feind zu unterscheiden. Ich sollte wissen, daß Sie das letztere nicht sind.

Nein, erwiderte Hertha, wirklich, das bin ich nicht. Sie haben an meiner verstorbenen Schwester so gut gehandelt! Das hat mir den Mut dazu gegeben.

Wozu, gnädige Frau?

Hertha errötete leicht und strich über eine Falte ihres Trauerkleides.

Ich bin gekommen, Sie um einen großen Dienst zu bitten.

Der worin bestände, gnädige Frau?

Hertha strich weiter an der Falte und fuhr, immer mit niedergeschlagenen Augen, fort:

Ich weiß nicht, ob Sie bemerkt haben, daß mein Mann nicht so — nicht so frisch ist, wie — wie zu wünschen wäre. Er hat sich deshalb auch versagen müssen, zur Beerdigung hierher zu kommen — vielleicht noch auf den Friedhof. Doktor Balthasar und ich, wir dringen schon lange in ihn, Wirtschaft Wirtschaft sein zu lassen, sich eine Zerstreuung zu gönnen, eine Reise zu machen oder so was. Er hat immer nicht gewollt; jetzt sieht er ein, daß wir recht haben. Wir wissen noch nicht, wohin wir gehen werden — ich habe einen der italienischen Seen oder die Riviera vorgeschlagen, weil es doch schon so spät im Jahre ist. Mir ist

ganz gleich, wohin — ich kenne das eine so wenig wie das andre — wenn ich nur meinen Mann herausbringe. Die Schwierigkeit ist nur, was unterdessen aus den Kindern werden soll. Von Mitnehmen kann keine Rede sein — dazu sind sie noch zu jung, und es würde auch so keine Erholung für meinen Mann. Kinder sind zu Hause immer am besten aufgehoben, vorausgesetzt, daß sie unter guter Aufsicht bleiben. Mademoiselle Didier hat manche gute Eigenschaft, aber die rechte Person dafür ist sie doch nicht. Ich hatte an Clementine gedacht — sie würde es ja gern gethan haben. Es hat nicht sein sollen. Nun sagte mir Mama gestern, daß Sie fort wollten — zu Ihrer Tante in Berlin. Ich — Sie verzeihen mir, wenn ich ganz aufrichtig bin — habe das nur für einen Vorwand gehalten — ich meine das mit der Tante —, um überhaupt nur fortzukommen. Ich verstehe das ganz gut; ich habe meiner Zeit auch keinen andern Gedanken gehabt. Wenn Sie nun zu mir kämen?

Erst bei diesen letzten Worten hatte Hertha die Augen aufgeschlagen, einen prüfenden Blick auf Eleonore zu werfen. Der Ausdruck, dem sie begegnete, schüchterte sie ein. Eine Antwort, die sie erwartete, kam nicht. So blieb ihr nichts übrig, als fortzufahren.

Ihnen würde ich so gern die Kinder anvertrauen. Sie sind — ich darf es wohl sagen — gutartig und würden Ihnen nicht allzu viele Mühe machen. Helene, gegen die ich ein Wort habe fallen lassen, ist außer

sich vor Freude, daß Sie kommen. Ich bin überzeugt, sie wünscht nichts sehnlicher, als daß ich nur erst fort bin. Nicht wahr, ich brauche Sie nicht zu versichern: ich betrachte es nur als eine große Gefälligkeit, wenn Sie kommen und mir die Sorge abnehmen wollten. Es brauchte ja auch nicht bloß während der Zeit, daß wir fort sind, zu sein. Im Gegenteil! Je früher Sie kämen, je besser wäre es, damit Sie sich schon eingewohnt haben, wenn wir gehen. Am liebsten nähme ich Sie gleich heute mit mir. Aber wenn es Ihnen paßt. Und so lange es Ihnen paßt — das versteht sich. Und je länger, je lieber. Bitte, bitte, sagen Sie ja!

Sie hatte die Hand ausgestreckt, die Eleonore aber nur flüchtig berührte. Der Ausdruck in ihrem Gesicht, der Hertha vorhin schon nicht gefallen hatte, war noch düsterer geworden, und die sonst so weiche und doch klare Stimme klang eigentümlich verschleiert und rauh, als sie jetzt fragte:

Ich darf annehmen, daß Sie im Einverständnis — im vollen Einverständnis mit ihrem Herrn Gemahl zu mir gekommen sind?

Aber das ist doch selbstverständlich, liebes Fräulein! erwiderte Hertha verwirrt.

In der That! sagte Eleonore.

Eine Pause entstand. Eleonores Pulse klopften. Gleichviel! Mochte die andre zusehen, wie sie es fertig brachte, zu erklären, was nur eine Erklärung hatte:

diese Frau wußte alles! Von wem sollte sie es wissen, als von ihm! Und die dann erfolgte Aussöhnung war eine vollständige gewesen: diese projektierte Reise, die sich zu einer Hochzeitsreise gestalten würde! Diese Röte, die auf die kürzlich noch so bleichen Wangen zurückgekehrt war! Diese triumphierende Freude an einem Tage der Trauer in den Augen, die noch vor ein paar Tagen so hohl und verzweifelt geblickt hatten — es waren der Beweise genug und zu viel. Und hätten sie es doch unter sich abgemacht! Es war ihr Recht. Aber zu ihr zu kommen und es ihr ins Gesicht zu sagen und sie einzuladen, Zeuge der neuen entente cordiale zu sein — sie fand es schamlos.

Ich will ganz offen sein, begann Hertha von neuem mit unsicherer Stimme. Nein, mein Mann war mit meinem Vorschlage nicht einverstanden. Er meinte, Sie würden nicht kommen. Aber wenn Sie nun doch kämen, so bin ich überzeugt —

Weshalb meint Ihr Herr Gemahl, daß ich nicht kommen würde? unterbrach sie Eleonore.

Mein Gott, rief Hertha, die zu ihrem Schrecken sah, daß hier kein Ausweichen mehr war, Sie dürfen es mir — uns beiden auch nicht zu schwer machen. Zuerst, ich schwöre es Ihnen: ich weiß es nicht von meinem Mann. Ein Herr von Odebrecht — Sie kennen ihn nicht — er ist ein Jugendbekannter von Ulrich, aber sie stehen sich sehr schlecht. Er hat Sie zusammen auf Norderney gesehen und es mir auf dem

Seefeste gesagt. Mein Mann stellt es nicht in Abrede, leugnet gar nicht, daß er sich sehr für Sie interessiert hat — ich finde es ja so begreiflich. Ueberhaupt — mein Gott! — so etwas kann doch am Ende vorkommen; aber es läßt sich wieder ins Gleiche bringen, wenn man nur den guten Willen dazu hat. Ich habe ihn — weiß es Gott! und mein Mann hat ihn, und ich kann mir nicht denken, daß Sie ihn nicht auch haben sollten. Ich begreife ja jetzt — anfänglich verstand ich es nicht und war empört —, daß mein Mann mir alles verschwiegen hatte, und gewiß, es wäre besser gewesen und hätte uns viel Kummer erspart, wenn er zu mir gekommen wäre und hätte gesagt: sieh, Hertha, so und so! Nachdem er einmal ein Geheimnis für mich daraus gemacht, was konnten Sie thun, als ebenfalls schweigen, wenn auf Norderney die Rede kam? Nun ist es aber herum oder kommt doch herum, denn ich habe Herrn von Odebrecht für seine häßlichen Reden nicht gerade freundlich behandelt — das können Sie sich denken. Und eben unten — im Vorübergehen — hörte ich von Kittie eine Aeußerung, die ich mir nicht anders deuten kann, als daß auch sie schon mehr weiß, als sie wissen dürfte. Wenn Sie nun zu uns kämen, so sähe doch alle Welt, daß an dem ganzen häßlichen Gerede nichts ist. Daran muß Ihnen doch auch gelegen sein — ich sollte meinen: so viel wie uns. Ich werde es meinem Mann schon begreiflich machen. Und was mich betrifft, ich sagte

Ihnen schon und wiederhole es: ich hege keinen Groll gegen Sie. Sie haben mir viel Herzeleid bereitet, viele, viele Thränen gekostet; ich bin völlig verzweifelt gewesen; ich kann ohne Ulrich nicht leben; ich liebe ihn heute noch, wie ich ihn je geliebt habe, ja, hundertmal mehr. Aber wir sind ja nun wieder vollkommen ausgesöhnt, ich habe ihn ja wieder; und da wäre es gewiß schlecht von mir, wollte ich Ihnen nicht von ganzem Herzen verzeihen.

Wirklich? sagte Eleonore.

Hertha blickte, von neuem erschrocken, auf. Es hatte so schneidend herb geklungen, und derselbe Ausdruck lag auf Eleonores Gesicht. Es war bleich bis in die zusammengeklemmten Lippen; die feinen Nasenflügel zuckten; die Brauen berührten sich fast; unter den Brauen starrten die großen Augen, die völlig schwarz erschienen, trotzdem sie unheimlich funkelten.

Wirklich? wiederholte sie. Freilich, ich hätte Ihnen ums Haar den Gatten geraubt! Das wäre ein Kapitalverbrechen gewesen. Welche schnöden Künste muß ein Mädchen angewandt haben, bevor sie einem Manne, der zu Hause Frau und Kinder hatte, anziehend erschien, ihm wohl gar eine Leidenschaft einflößte? Denn daß es Künste waren, die sie spielen ließ aus lästerlicher Eitelkeit oder schändlichem Eigennutz — das liegt doch auf der Hand. Kann sie sich nicht begnügen, als einsames, armes Mädchen sich unter fremden Leuten durch die Welt zu drücken? Wie kommt sie zu der

Frechheit, auch einmal geliebt sein zu wollen, einen Gatten haben zu wollen, der sie schützt, ein Haus, ihr Haupt ruhig niederzulegen, Kinder, sie an ihr Herz zu drücken, wie — die andre?

Sie war von ihrem Stuhle aufgesprungen und ging jetzt in dem Zimmer mit schnellen, ungleichmäßigen Schritten hin und her, die Arme unter dem wogenden Busen verschränkt, sich in den schlanken Hüften wiegend, daß die Schleppe ihres schwarzen Gewandes bald nach rechts, bald nach links raschelte. Hertha, die voller Bestürzung sitzen geblieben war, hatte den Eindruck, daß jene ihre Gegenwart so gut wie vergessen hatte und ihre leidenschaftlichen Worte weniger zu ihr als für sich selbst sprach.

Aber die andre! Sie ist im Besitz — der ist doch heilig! Zehn Jahre lang hat sie ihren Gatten lieben, drei Kinder hat sie ihm schenken dürfen — das will doch respektiert sein! Daß es der pure, blöde Zufall war, der sie in den Besitz brachte; daß, hätte der Mann vor zehn Jahren die Nebenbuhlerin gesehen und gekannt, diese heute an der Stelle stehen würde, wo die andre steht — in fiebernder Angst um den köstlichen Besitz, der ihrer ohnmächtigen Hand zu entgleiten droht — solche frevlen Gedanken muß man sich natürlich aus dem Sinn schlagen. Nun denn, ich habe es gethan; ich habe den Besitz heilig gehalten; ich habe das plumpe Recht der Jahre respektiert; ich habe nicht gesagt: ich kann ohne dich nicht mehr leben,

obgleich es bei Gott keine Lüge gewesen wäre; habe nicht gedroht, daß ich Gift nehmen oder ins Wasser gehen würde, wenn er mich verließe; ich habe den Mann, den ich liebte und liebe mit erster, reiner, heiliger, allgewaltiger Leidenschaft, von meinem Herzen gerissen, an das er sich wie ein Verzweifelter klammerte; mein Ohr gegen sein Bitten und Flehen, gegen sein Drohen und Wüten geschlossen und ihn wieder zu seiner Gattin zurückgeschickt.

Sie war vor Hertha in der Entfernung von ein paar Schritten stehen geblieben, mit furchtbarem Hohn auf sie herabblickend.

Ja, gnädige Frau, zurückgeschickt! Es ist mir nicht leicht geworden. So etwas wird einem nicht leicht, wenn man weiß, daß es einen nur ein Wort kostet, den geliebten Mann zurückzuhalten. Und abermals nur ein Wort, ihn wieder zu seinen Füßen zu sehen. Sie glauben das nicht? Wollen Sie es darauf ankommen lassen? Soll ich das Wort sprechen? soll ich?

Mit jedem der wilden Worte, die Eleonore hervorschleuderte, hatte sich Herthas immer mehr die zermalmende Gewißheit bemächtigt, daß sie hilflos in der Gewalt dieses Mädchens sei, es von seiner Gnade abhange, ob sie leben oder sterben solle. Mit einem Schrei der Verzweiflung war sie von ihrem Sessel aufgesprungen und hatte sich ihr zu Füßen geworfen, ihre Kniee umklammernd.

Barmherzigkeit! wimmerte sie. Seien Sie barmherzig!

Der Orkan, der durch Eleonores Seele gewütet hatte, war vertobt. Wie aus schwerem Traum erwachend, strich sie sich mit beiden Händen über Stirn und Augen, hob Hertha auf, zu sich empor; und sie mit den Armen umschlingend, ließ sie die Aermste sich an ihrem Busen ausweinen, Worte leise sagend, welche wie Balsam in das wunde Herz fielen:

Es kam so über mich — verzeihen Sie mir! — Nun ist es wieder gut — es wird noch alles gut werden — ich will alles wieder gut machen. Jetzt zu Ihnen kommen kann ich nicht — Sie werden das begreifen — später vielleicht, wenn wir alle wieder ruhiger sind. Ich will Ihre Freundin sein — und denken auch Sie von mir nicht schlecht!

O nein! nein! rief Hertha schluchzend. Wie könnte ich das! O, mein Gott, mein Gott! es ist mir jetzt so vieles klar geworden! Sie haben so schrecklich gelitten, leiden noch so schrecklich, und ich bin so schlecht, so grausam gegen Sie gewesen! Sie wollen wirklich, wirklich meine Freundin sein?

Ja, ja!

Sie hatten sich geküßt und losgelassen, als in diesem Augenblicke an die Thür geklopft wurde.

Es war Elise. Die Frau Baronin und das Fräulein möchten doch schnell herunterkommen. Der Herr

Pastor sei schon seit zehn Minuten da. Man warte nur auf die Damen.

Das Mädchen war wieder davongeeilt; Eleonore bat Hertha, hinab zu gehen; sie habe, da sie unmittelbar vom Friedhofe aus in die Stadt fahre, einiges vorher zu ordnen.

Ich habe noch eine große Bitte! sagte Hertha, sie an beiden Händen fassend. Wollen Sie mich fortan ‚Hertha‘ und ‚du‘ nennen? und mir erlauben, daß ich ‚Eleonore‘ und ‚du‘ sagen darf?

Eleonore nickte mit einem melancholischen Lächeln; Hertha hatte sie ein letztes Mal umarmt und geküßt, bevor sie das Zimmer verließ.

Eleonore war auf derselben Stelle stehen geblieben.

Nun habe ich ihn wirklich aufgegeben, murmelte sie.

Die Augen waren ihr so heiß, die Kehle wie zusammengeschnürt. Sie stampfte trotzig mit dem Fuß.

Was soll das? Hinunter mit den Thränen! — sie nutzen nichts. Seien wir praktisch! Arrangieren wir uns! Es ist die Losung des Tages.

Sie trat an den Tisch, nahm aus der kleinen Schreibmappe den Brief, den sie vorhin an die Gräfin geschrieben, riß ihn in zwei Stücke, die sie wieder in die Mappe legte, schob mit einem Ruck den Sessel heran und schrieb:

„Gnädige Gräfin! Ich kann für den Augenblick Ihre gütige Einladung nicht annehmen, ich muß nach Berlin. Wenn ich später einmal kommen darf, ich

weiß, daß ich mich auf Ihr und Ihres Herrn Sohnes Zartgefühl verlassen kann, auch wenn Sie es für gut fänden, ihm das Folgende mitzuteilen, woran ich zweifle. Ich bin genau in der Lage des Mädchens, von dem Sie mir neulich erzählten. Ich habe geliebt, wahnsinnig, grenzenlos, und dieser Liebe entsagen müssen. Ich halte es für unmöglich, daß ich so jemals wieder lieben und einem andern Mann mehr bieten kann, als was nach einer solchen Liebe in einem nicht unedlen Herzen an freundschaftlichen Empfindungen übrig bleibt. Ob diese Empfindungen und die Versicherung, die jenes Mädchen, von dem Sie erzählten, sich selbst gab und dem Manne, der dann ihr Gatte wurde, in unserm Falle es rechtfertigen, das Wort auszusprechen — jenes eine, das Sie von mir zu hören verlangten, und das mich für immer zu Ihnen zurückführen würde — ich überlasse es Ihrer Entscheidung. Sagen Sie, daß ich es darf, so will ich es hiermit ausgesprochen haben. Sagen Sie nein, so werde ich darum nicht weniger fortfahren, Sie wie eine Mutter zu ehren und zu lieben. — Eleonore."

Sie faltete den kleinen Brief, steckte ihn in ihren Busen, trat vor den Spiegel, strich sich mechanisch über das Haar, zog ebenso die schwarzen Handschuhe an und ging hinab zu dem Flur, auf dem sie bereits durch die offene Thür, um welche sich die Dienstboten gedrängt hatten, aus dem Saale heraus die Stimme des Predigers vernahm. Dann stand sie im Saale

in der Nähe der Thür mitten zwischen Herren in schwarzem Frack und schwarzen Binden. Der Prediger, von dem sie nur den grauen, in der Mitte geteilten Scheitel sah, sprach sehr lange und sehr salbungsvoll und laut; aber sie hörte nur den Schall der Worte, ohne einen Sinn damit verbinden zu können. Auch an die Tote im Sarge konnte sie nicht denken. Auf ihrem Hirn lag es wie Blei; die Menschen um sie her erschienen ihr schattenhaft, trotzdem sie sie deutlich sah.

Dann war sie in einer geschlossenen Kutsche an der Seite von Frau Besekow. Neben Herrn Besekow, ihr gegenüber, auf dem leeren Sitz lag ihre kleine Reisetasche, die ihr Elise in den Wagen gereicht hatte. Das Mädchen hatte geweint; auch Frau Besekow weinte, während Herr Besekow ein sehr betrübtes Gesicht machte. Sie konnte nicht weinen; sie war auch nicht betrübt; die seltsame Starrheit wollte nicht von ihrer Seele weichen.

Dann war sie auf dem Friedhof in einem großen Kreise schwarzgekleideter Damen und Herren, die das offene Grab umgaben, während der Prediger von dem niedrigen Erdhügel neben dem Grab abermals redete. Sie verstand wieder nichts. Und sah auch jetzt nichts mehr vor den bunten Flecken, die ihr vor den Augen tanzten, mit denen sie, ihr unbewußt, in die untergehende Sonne gestarrt hatte. Davon kann man blind werden, hörte sie ihren Vater sagen. Sie hielt ihn

an der Hand, ein kleines Mädchen, oben auf dem Berge, auf dessen halber Höhe das Jagdschloß lag. Und sie blickten zusammen in die weite Landschaft, an deren Horizonte der rote Sonnenball schwebte, die Hänge der Hügel hier mit Purpur malend, dort der Herrschaft blauer Schatten überlassend, während aus der ferneren Ebene die Windungen des Flüßchens zwischen Weiden und Buschwerk zum Abschied rosig herüber und herauf grüßten.

Als sie, aus dem Traum erwachend, die geschlossenen Augen wieder öffnete, wünschte sie, sie hätte weiter träumen dürfen oder wäre im Traum erblindet. Aber sie träumte nicht mehr und sah ihn sehr deutlich — ihn an Herthas Seite, ihr gerade gegenüber, zwischen sich und ihm nur die Gruft, in die man zur ewigen Ruhe Clementine gebettet hatte, deren Herz gebrochen war über dem Schauspiel, das er und sie ihr geboten in der Laube beim Mondenschein.

Und während ihre Blicke, die sich begegnet waren, wie durch Magie gebannt, aufeinander geheftet blieben, vernahm sie die Worte des Predigers — jetzt zum erstenmale, als habe er bis dahin nur geflüstert und spräche plötzlich überlaut: Vergib uns unsre Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern. Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel.

Wieder verdunkelten sich ihre Augen, diesmal von Thränen. Jemand führte sie vom Grabe weg: Guido. Sie hatte ihn vorher nicht gesehen; er hatte plötzlich

neben ihr gestanden und ihren Arm genommen. Zwischen den andern Herrschaften gingen sie, ohne ein Wort miteinander zu wechseln, den geraden breiten Weg, der auf die Ausgangspforte des Friedhofes mündete. Vor der Pforte auf der Landstraße fuhren die Wagen der Herrschaften einer nach dem andern vor. Gerade, als sie aus der Pforte traten, war Ulrichs und Herthas Wagen an der Reihe. Ulrich half eben Hertha hinein. Zufällig noch einmal über die Schulter blickend, hatte Hertha sie gesehen, sprang von dem Tritt herab, auf sie zu, ihre Arme um sie schlingend, sie küssend, weinend ein paar Worte flüsternd, von denen sie nur: Hilf mir weiter! verstand. Hertha saß im Wagen, das Taschentuch in die Augen drückend, Ulrich an ihrer Seite, sich vor ihr und Guido, der ihr bereits wieder den Arm gereicht hatte, stumm verbeugend. Die Pferde zogen an; ein andrer Wagen war vorgefahren, dem die folgenden nachrückten — vorüber an ihnen, die auf dem schmalen Fußpfade, an der Friedhofsmauer hin, dem Ende der Reihe zuschritten, wo der Wagen des Herrn Besekow hielt, der sie in die Stadt bringen sollte. Herr und Frau Besekow, die den kurzen Weg durch die Felder nach Hause zu Fuß machen wollten, hatten sich schon an der Friedhofspforte von ihr verabschiedet.

Da war der Wagen, von dessen Bock herab der alte Jochen, der heute ausnahmsweise eine Art von Livree trug, den verschabten Hut mit der handgroßen,

schwarzen Kokarde ehrfurchtsvoll vor dem Fräulein lüftete, das der Herr Graf am Arm führte.

Noch immer hatten sie kein Wort gesprochen. Guido hatte den Schlag für sie geöffnet, vor dem Blick der großen melancholischen Augen, die er auf sich gerichtet sah, verlegen die seinen senkend.

Graf Guido! sagte sie plötzlich.

Mein gnädiges Fräulein?

Ich muß Ihnen immer danken — heute wieder. Verzeihen Sie, daß ich erst jetzt ein Wort dafür finde. Es ist in diesen Tagen ein wenig viel auf mich eingestürmt; ich fühle mich sehr angegriffen und müde und verwirrt im Kopf. Ich weiß nicht einmal, ob es schicklich ist, Sie mit diesem Brief zu behelligen: an die Frau Gräfin — eine Antwort auf ihre Aufforderung, sie in Wendelstein zu besuchen. Sagen Sie ihr — aber das steht ja alles drin. Also, bitte, geben Sie ihr nur den Brief!

Guido hatte den Brief, den sie aus dem Busen gezogen, entgegengenommen und in die Seitentasche des Fracks gesteckt.

Haben Sie sonst keine Befehle für mich? fragte er mit zuckenden Lippen.

Nein, ich danke Ihnen!

Er hatte ihr die Hand gereicht, ihr in den Wagen zu helfen. Sie zögerte, der Aufforderung zu folgen, aber ohne seine Hand loszulassen.

So standen sie ein Weilchen.

Graf Guido —

Mein gnädiges Fräulein?

Es ist möglich oder wahrscheinlich, daß die Frau Gräfin meinen Brief beantworten wird, und nicht unmöglich, daß Sie sich veranlaßt finden, mir diese Antwort persönlich nach Berlin zu bringen. Lassen Sie sich in diesem Falle schon jetzt gesagt sein, daß Sie mir herzlich willkommen sein werden.

Guido errötete bis in die Stirn und wurde ebenso plötzlich wieder bleich.

O, mein Gott! murmelte er. Wäre es möglich — mein gnädiges Fräulein — Fräulein Eleonore —

Nein, nein, lieber Freund, unterbrach sie ihn hastig, nicht jetzt! nicht hier! Später vielleicht — in Berlin! Leben Sie wohl!

Sie war in den Wagen gestiegen, aus dem heraus sie ihm noch einmal mit schwermütigem, freundlichem Lächeln die Hand reichte, die er stürmisch wiederholt an seine Lippen drückte.

Dann stand er allein auf der Landstraße, dem Wagen nachblickend, der bereits in dem aufgewühlten Staub verschwinden wollte.

Eine Viertelstunde später konnte man Graf Guido auf seinem Rappen den Weg nach Wendelstein reiten sehen in einer Eile, als gelte es ein Königreich zu erjagen.

Aber alle Reiche der Erde würde er freudig dahingegeben haben für das, was jetzt endlich, endlich sein liebendes Herz zu hoffen wagte.

Elftes Kapitel.

Ulrich und Hertha hatten den Weg schweigend zurückgelegt. Nur einmal, als sie, von der Seite wieder einmal verstohlen nach ihm blickend, sah, daß eine Thräne sich von seinen Wimpern löste und ihm die Wange hinabrollte, hatte sie: Ulrich! gemurmelt und schüchtern seine Hand ergriffen. Er hatte sie ihr gelassen und so waren sie den Rest des Weges Hand in Hand geblieben. — Es wird noch alles gut werden, hatte sie bei sich gesagt.

Aber das sah sie nicht, daß, zu Hause angelangt, allein in seinem Zimmer, er sich auf das Sofa warf, den Kopf in den Kissen begrabend, sein wildes Weinen zu ersticken. Und hörte nicht sein verzweiflungsvolles Schluchzen: es ist jetzt alles zu Ende!

Als er vorgestern Clementines Tod erfuhr, hatte er nur schmerzlich gelächelt und bei sich gesagt: sie ist klug, wie immer. Sie salviert sich aus dieser verruchten Welt. — An sich selbst und was er an ihr verloren, daran hatte er nicht gedacht.

Heute, als er an ihrem offenen Grabe stand, war er sich des ungeheuren Verlustes bewußt geworden. Die strahlende Sonne, die ihm die Tage von Norderney so zauberisch verklärt, sie war ihm untergegangen für immer. Nun sollte ihm auch nie wieder der holde Mond leuchten, der ihm vormals das Dunkel seines Lebens so oft lieblich erhellte. Nie wieder sollte er das zarte, durchgeistigte Antlitz sehen mit den dunklen, seelenvollen Augen! nie wieder die sanfte Stimme hören: Ulrich, nimm dir ein Beispiel an mir! Was habe ich, armer Krüppel, vom Leben? Und trag' es doch. Und trägt nicht jeder seine Kreuzeslast nach einem näheren oder ferneren Golgatha? Ich wollte nur, ich wäre ein Mann, wie du; und hätte so starke Schultern. Ich meine, dann könnte ich die ganze Welt und all ihr Leid tragen!

Ach, die sanfte, liebe Stimme!

Und wie herzlich, wie innig hatte sie ihn geliebt! Sie hätte, liebend, nun und nimmer gefragt: bin ich glücklich? Nur immer: ist es der Geliebte? Und hätte seinem Glück ihr alles zum Opfer gebracht. Wenn es hätte sein müssen: ihre Liebe selbst.

Das war die wahre Liebe. Nicht die, bei der es heißt: für meine Liebe deine Liebe! Oder ich träufle dir das Gift der Eifersucht in den Kelch deines Lebens. Oder nehme mir das Leben, auf daß ein dunkler Schatten allüberall auf deinen Pfad fällt, und dir, wo du dich blicken läßt, die Leute scheusam ausweichen:

das ist er, der sein Weib in ein frühzeitiges Grab getrieben! Das Weib, dem er an Gottes Altar geschworen: er wolle Freud und Leid mit ihr teilen, bis der Tod sie scheide!

Aber wenn er in Unwissenheit, in Verblendung gethan war, dieser Schwur? Wenn, ihn zu halten — uns nicht das Leben kostet — was wäre denn das! — aber unser Leben vergiftet bis in seine tiefsten Quellen? uns zum Heuchler und Lügner stempelt täglich, stündlich — zum greulichsten Heuchler und Lügner in Augenblicken selbst, die, wenn sie uns nicht zu einem Gott machen, uns unter das Tier erniedrigen — kann sie hochherzig sein, die das geschehen, es darauf ankommen läßt, ob es geschehe, oder nicht? immer gewärtig sein muß, daß es geschehe? Nicht tausendmal lieber aus unserm Schwur uns freiwillig löst? Ist es ein Verbrechen, wenn wir da, liebt sie sich nur selbst und macht die Selbstliebe sie stumpf und blind gegen unsre Qual, uns selber lösen aus dieser schmachvollen Sklaverei der Lüge? Und wäre es ein Verbrechen — auch das schwerste hat seine Zeit, in der es verjährt, und die Rachegeister ihr Opfer freigeben. Nur dieses: der Bruch eines Schwurs, der ein Irrtum war — sollte unsühnbar sein? Nun denn —

Er war von dem Sofa in die Höhe gefahren und nach seinem Gewehrschrank gestürzt, die verschiedenen Waffen auf ihre todbringende Kraft musternd.

Eine ist so gut wie die andre, murmelte er. Aber das bleibt ja noch immer. —

Als er eine Stunde später an dem Theetisch erschien, war er zwar noch sehr blaß — erklärlich genug nach einem solchen Tage! — doch seine Miene war ruhig, seine Stimme zitterte nicht. Ich soll nichts merken, sagte bei sich Mademoiselle Didier, die ihn und Hertha unausgesetzt verstohlen beobachtete. Sie spielen beide vor mir Komödie. Habe ich den Rücken gewandt, geht der Tanz los.

Aber Ulrich wurde kein andrer, als Mademoiselle ihr „la bonne nuit“ gewünscht hatte. Er sprach in demselben freundlichen Tone weiter, jetzt über die geplante Reise, als deren Ziel er Rom vorschlug, das immer seine große Sehnsucht gewesen sei, obgleich er fürchten müsse, einer grausamen Enttäuschung entgegenzugehen, wenn die Veränderungen, welche die ewige Stadt in jüngster Zeit erfahren, denn wirklich so bedeutend seien, wie die Leute versicherten. Was denn Fräulein Ritter zu Herthas Vorschlage, sich während der Zeit der Kinder annehmen zu wollen, gesagt habe?

Hier gab Hertha über ihre Zusammenkunft mit Eleonore einen Bericht, dessen Verworrenheit und Widersprüche Ulrich nicht zu bemerken schien. Er fand Eleonores Beschluß, vorerst einmal zu ihrer Tante zurückkehren zu wollen, sehr begreiflich. Uebrigens sei ja die Hoffnung, sie später vielleicht doch noch zu gewinnen, nicht ausgeschlossen, nachdem die Damen,

wie er aus dem warmen Abschied an der Kirchhofthür schließen müsse, sich in so erfreulicher Weise nahe getreten wären.

Während Ulrich so sprach, hatte Herthas scharfer Blick unwillkürlich seine Augen gestreift. Spiegelte sich doch in ihnen sonst jede Regung seiner Seele! Der Ausdruck hatte sich nicht verändert: derselbe freundlich-ernste, den sie gehabt, als er von Rom gesprochen! Hertha mußte durchaus seine Hand küssen, die noch auf dem Tische in ihrer Nähe den Plan von Rom hielt; und als er die Hand zurückzog — nicht heftig, aber sie wußte, daß dergleichen von einer Frau zu einem Manne ihm widerstrebte — seinen Mund — ahnungslos, daß ein Dolchstoß ins Herz ihm in diesem Moment willkommener gewesen wäre. Es war der glücklichste Abend, den Hertha seit Wochen, seit Monaten verlebt hatte. Sie meinte, einen glücklicheren nie erlebt zu haben.

Sie hatte in den folgenden Tagen keine Ursache, sich zu beklagen. Ulrichs Benehmen blieb dasselbe freundlich-gelassene, gütige gegen sie, gegen die Kinder. Ohne überwallende Zärtlichkeit freilich. Aber die erwartete, verlangte sie auch nicht. Nach den Stürmen, die vorausgegangen, thaten diese Ruhe, dieser Frieden so wohl, so wohl! Mademoiselle Didier traute ihren Ohren nicht, als sie eines Morgens Madame, die, eine Hand voll Herbstblumen, aus dem Garten über die Veranda kam, wo sie mit Helene den Télémaque

traktierte, eine Melodie halblaut singen hörte — mit einer etwas dünnen, unsichern Stimme, wie ein junger Vogel, der sein erstes Lied versucht — aber effectivement singen hörte. Das Kind selbst blickte erstaunt, fast erschrocken auf: hätte die steinerne Flora auf dem Rasenplatz vor der Veranda plötzlich zu singen angefangen, es würde nicht verwunderter gewesen sein. Das mußte sie dem Papa erzählen, wenn er von dem Felde zurückkam. Er hatte sicher auch noch niemals die Mama singen hören.

Ulrich war vom frühesten Morgen bis zum Abend auf dem Felde; kaum daß er sich zu Mittag eine Stunde Rast gönnte. Es gab freilich ungewöhnlich viel zu thun. Die ländlichen Herbstarbeiten waren in vollem Gange; das schöne trockene Wetter mußte benutzt werden, eine wichtige, umfangreiche Drainage-Anlage vor dem Hereinbrechen der Regenzeit fertig zu stellen; auf dem Vorwerk, das nur so genannt wurde, in Wirklichkeit ein bedeutendes Gut war, fast so umfangreich wie Wüstenei, galt es ein neues großes Viehhaus in möglichster Eile unter Dach zu bringen; in dem Norderholz, das an dem Flüßchen hin sich beinahe an Wendelin'sches Gebiet hinaufzog, waren die Hauptgräben um mehrere Fuß zu vertiefen; in dem Süderholz am See von der Sägemühle aus eine mächtige Partie fertig gestellter Bretter nach dem Städtchen zu verladen. Zu dem allen fehlte Pasedag, der, als Reserveoffizier, zu einer mehrwöchentlichen Uebung ein-

gezogen war; auf die Unterinspektoren war kein rechter Verlaß. Da mußte denn selbstredend der Herr seine Kraft und Aufmerksamkeit verdoppeln.

Und hätte er sie verdreifachen und hätte er unter der Last zusammenbrechen müssen, Ulrich wäre es willkommen gewesen. Nur sich vergessen, alles vergessen können! Vergebens! Von einer Grenze seines Gebietes nach der andern jagend, ritt er tagsüber drei Pferde müde — ihm wollte keine Müdigkeit kommen. In ihm wühlte, bohrte, nagte, hämmerte es so fort und drückte auf sein Herz, wie in den Tagen von Norderney, bevor sie erschien, die ihm das Paradies erschloß, auf daß nach ein paar himmelschönen Stunden die Pforte donnernd hinter ihm wieder zufiel — für immer.

Und daß dies alles: die öde Vielgeschäftigkeit, die endlose Arbeit, an der das Herz nicht den mindesten Anteil nahm, die monotone Wiederkehr immer derselben Gespräche über immer dieselben Dinge, das Schmachten nach einer Wendung, nach einem Wort, auf die nur der matteste Lichtschein aus einer höheren Region fiel — daß dies alles, wie er doch noch während seiner Reise und den ersten Tagen nach der Heimkehr gewähnt, nicht ein böser Traum sei, der entweichen müsse, sobald er sie wiedergefunden, zu der ihn immerdar die unaussprechliche Sehnsucht zog, — nein: Wirklichkeit, unerbittliche, eherne, unter deren Joch er nun so weiter zu leben verdammt war bis an sein Ende!

Er sollte erfahren, daß diese Wirklichkeit noch furchtbarere Schrecken berge.

Es war am Morgen des vierten Tages nach Clementines Begräbnis. Hertha hatte, was sie jetzt stets that, ihn zu dem Pferde begleitet, das vor der Rampe gesattelt stand. Der Postbote kam auf den Hof mit Briefen, die Ulrich Hertha in sein Zimmer zu legen bat: er habe es zu eilig.

Hier ist etwas an uns beide, sagte Hertha.

Was ist es?

Er schnallte eben an dem Gurt von Robin, als er einen leisen Ruf, halb der Freude, halb des Schreckens, aus ihrem Munde hörte, der ihn sich schnell umwenden machte.

Was ist es? fragte er noch einmal.

Hertha stand da, das Gesicht von Glut übergossen, der eine jähe Blässe folgte, die sich wieder in Glut verwandelte.

Eine Verlobungsanzeige, stammelte sie.

Er hatte ihr das Blatt aus den zitternden Händen genommen — ein Doppelblatt: auf dem einen zeigte die verwitwete Frau Geheimrat Bucher die Verlobung ihrer Nichte mit dem Grafen Guido Wendelin auf Wendelhof an; auf dem andern ging die Anzeige von dem Grafen aus.

Ich habe es kommen sehen, sagte Ulrich ruhig, das Blatt Hertha zurückreichend, als Fräulein Ritter neulich an seinem Arm den Kirchhof verließ. Daß

er sich sehr lebhaft für sie interessiere, wußte ich überdies — aus verschiedenen Unterhaltungen mit ihm. Es ist eine glänzende Partie, die Fräulein Ritter da macht. Du bist wohl so gut, mit unsern Gratulationskarten zu erwidern. Und, was ich sagen wollte: warte mit dem Mittagessen nicht auf mich! Ich habe drüben eine wichtige Konferenz mit dem Baumeister, der ein sehr umständlicher Herr ist, und sonst noch eine Welt von Arbeit. Jedenfalls aber bin ich vor Nacht zurück. Also, auf Wiedersehen!

Er hatte es gesagt, während er schon den Fuß im Bügel und die Linke mit den Zügeln in Robins Mähne hatte, ihr zum Abschied die Rechte reichend. Dann saß er im Sattel und war im Trabe davongeritten, ehe er im Hofthore verschwand, noch einmal nach ihr zurückwinkend.

Mit einer Miene, in der jetzt die Freude vorherrschte, während der Schrecken nur noch leise nachzitterte, blickte sie hinter ihm her. Wenn Eleonore das gegebene Versprechen einlösen und ihr helfen wollte, Ulrich von seiner thörichten Leidenschaft abzubringen, konnte sie freilich nichts Besseres thun. Und etwas derart hatte sie erwartet. Aber daß es so schnell kommen würde! Freilich, wenn Guido sich schon länger für sie interessiert hatte! Und die glänzende Partie! Da mochte ihr das Zugreifen nicht schwer gefallen sein! Gleichviel! Die häßliche Sache war aus der Welt. Ulrich war nicht der Mann, die Ver-

lobte, die Frau seines besten Freundes hoffnungslos weiter zu lieben. Dazu war er viel zu stolz. Und er liebte sie jetzt schon nicht mehr. Nicht ein Muskel in seinem Gesicht hatte gezuckt! Und sie sich in so kindischer Weise verraten! Er würde das verstehen. Er wußte ja, wie grenzenlos sie ihn liebte; wie grenzenlos ihre Seligkeit war, ihn wieder ganz für sich zu haben!

Sie breitete nach der Stelle, wo er verschwunden, weit ihre Arme aus und sah sich furchtsam um, ob jemand es beobachtet habe. Aber das hätte nur Tiro sein können, der den Herrn mit seinem Bellen zum Hofthore hinausbegleitet hatte und jetzt, nach der Herrin hinüberblinzelnd, still vor seiner Hütte in der Sonne lag. Sie ging hin und löste das mächtige Tier von der Kette, das sie nun in tollen Luftsprüngen umkreiste zum Schrecken der Hühner, die gackernd auseinander stoben. Es war nur ein Hund, der sich so mit ihr freute. Aber einem Menschen hätte sie auch nicht sagen können, daß ihr Ulrich sie hatte verlassen wollen und sie ihn nun wieder habe, ganz wieder, ganz für sich! —

Als Ulrich aus dem Thore war, gab er Robin die Schenkel, daß das Tier aufstöhnte und im Galopp davonflog, der fast zur Carriere wurde. Plötzlich parierte ihn sein Reiter.

Es ist ja Komödie! die blanke Komödie! sagte er laut. Die kann sie selbst nicht für einen Augenblick

ernsthaft nehmen. Weshalb sie dann aber auch nur einen Augenblick spielen?

Er setzte Robin wieder in Galopp, um ihn nach ein paar Sekunden abermals mit einem Ruck anzuhalten.

Und wenn es nun doch nicht bei der Komödie bliebe; die Komödie zur Wirklichkeit würde; sie ihren reinen Leib entweihen wollte in der Umarmung eines Mannes, den sie nicht liebt; in demselben Pfuhl der Lüge leben wollte, in dem ich ersticke, — alles nur, weil sie, die Reine, nicht weiß, was sie thut; nicht ahnt, wie gräßlich, seelenmörderisch, entehrend das Opfer ist, das sie mir bringen zu müssen glaubt — darf ich es annehmen? Das völlig zwecklose Opfer, das mir nicht aus dem Elend hilft, nicht eine Spanne breit, es nur noch fürchterlicher machen würde durch das Bewußtsein, sie in dieselbe Hölle getrieben zu haben — verflucht in alle Ewigkeit will ich sein, wenn ich das zugebe! Nein, Geliebte, eher schieße ich dich todt. Oder lieber noch mich selbst. Ich wollte es nicht. Dann müßte ich es. Du hättest dann keinen Grund mehr, dich zur —

Allez, Robin! Die Welt ist aus den Fugen. Kommen wir da über die Planke, ohne uns die Hälse zu brechen? Wenn nicht, desto bester! Hopla! —

Tags darauf traf ein Brief aus Berlin von Guido an Ulrich ein: ein kurzer, herzlicher Brief:

Ulrich werde nicht erwarten, daß er — Guido —

in den ersten Tagen seines verlobten Standes besonders viel Zeit zum Schreiben habe — einem Geschäft, das, wie Ulrich wisse, ihm immer nur widerwillig von der Hand gehe. Aber seinem besten Freunde nicht direkte Meldung davon zu machen, daß sich sein sehnlichster Wunsch nun doch gegen sein klägliches Verdienst und seine minimale Würdigkeit so glorreich erfüllt habe — das gehe doch selbstverständlich nicht. Um so weniger, als er durch sie, die die Wahrheit selbst sei und vor der nur die Wahrheit bestehen könne, wisse, was zwei einander ebenbürtige Herzen einander gewesen. Daran werde er niemals rühren; das werde immer für ihn ein unbetretbares Heiligtum sein. Sich mit einem Ulrich zu messen, könne ihm nie in den Sinn kommen — selbstverständlich. Nur in Einem wolle er, wenn nicht es ihm gleichzuthun, doch ihm nachzueifern wagen: in der bedingungslosen Anbetung des edelsten, herrlichsten Geschöpfes, das unter Gottes Sonne wandle.

Es sei, indem er dies schreibe, das letzte Mal, daß er etwas ohne ihr Wissen, ihre Autorisation unternehme. In Zukunft werde er keinen Willen haben als den ihren; in Zukunft werde sein Leben vor ihrem klaren Auge liegen wie ein offenes Buch, von dem er nur bedaure, daß so wenig Interessantes darin zu lesen stehen würde; aber auch — er hoffe es zu Gott — nichts, dessen er sich zu schämen habe.

Und noch eines hoffe er und flehe darum den

Höchsten an: daß ihm der Freund erhalten bleibe, zu dem er stets als zu seinem Ideal emporgesehen; und dem er nach allem, was er ihm bereits schulde, nun auch, nächst Gott, sein höchstes Glück zu danken habe. Denn so viel stehe bei ihm fest: daß ihn ein Ulrich seiner Freundschaft gewürdigt, sei in den Augen des angebeteten Mädchens doch sein wahrer Adelsbrief. —

Schreibt er etwas von der Hochzeit? fragte Hertha, durch deren Hände der Brief am Morgen gegangen war und die Guidos Handschrift kannte.

Kein Wort; erwiderte Ulrich.

Sie wird wohl sehr bald sein?

Ich wüßte nicht, worauf sie warten sollten. — Verzeihe!

Ulrich hatte das Fenster der Wohnstube aufgestoßen, einem der Inspektoren, der vorüberging, einen Befehl zuzurufen.

Er hat sich vollständig beruhigt; sagte Hertha bei sich.



Zwölftes Kapitel.

In ihrem Stübchen in der Wohnung der Tante im Hause der Mauerstraße saß Eleonore ein paar Tage später und schrieb:

„Meine gnädige, hochverehrte, liebe Mama!

So sind denn die ersten acht Tage meines Brautstandes freundlich dahingegangen und — ich habe Guido weggeschickt. Glauben Sie mir — Pardon! ich soll meine liebe Mama ja ‚du‘ nennen — glaube mir, liebe Mama, es war die höchste Zeit, wenn für andre Leute in Berlin noch etwas zu kaufen übrig bleiben sollte. Ich habe mich zuletzt geweigert, mit ihm auszugehen. Wir konnten an keinem Laden vorüberkommen, in dessen Schaufenster ein besonders kostbarer Schmuck, eine pompöse Damenrobe, ein auffallend luxuriöser Toilettengegenstand ausgestellt waren, und er wollte hinein. Hatte ich aber gar die Unvorsichtigkeit begangen, stehen zu bleiben und ein anerkennendes Wort fallen zu lassen, so war kein Halten mehr, ich mochte

bitten und schelten, wie ich wollte. Daß er es trotz meines Widerstrebens fertiggebracht hat, mich wie eine Märchenprinzessin auszustaffieren, muß ich zu meiner großen Beschämung und zum nicht mindern Lobe seiner unerschöpflichen Güte bekennen.

Nun, Goethe sagt: ‚Wenn der Deutsche liebt, so schenkt er gewiß‘. Und so mögen Guido seine Sünden in dieser Richtung vergeben sein. Aber eben seine Liebe selbst! Du, die Seelen- und Herzenskundige, wirst mich verstehen: ich fühlte mich durch ihr Uebermaß verwirrt, bedrückt. Es hat für jemand, der stolz ist — und, liebe Mama, ich bin sehr, sehr stolz —, etwas unsäglich Deprimierendes, nicht in dem Maße wiedergeben zu können, in welchem gegeben wird. Ich darf es mit gutem Gewissen aussprechen: mit jedem Tage unsres Beisammenseins habe ich Guido höher achten und schätzen lernen und lieber gewonnen. Aber zwischen diesen Empfindungen und seiner Anbetung, die in mir kein irdisches Weib mehr sieht, sondern eine aus himmlischen Höhen zu der niederen Erde herabgeschwebte Gottheit — welch weite, weite Kluft! Die nicht unüberbrückbar ist — Gott wolle es verhüten! —, aber die jetzt doch noch mit zu ernster Mahnung vor meinen Augen klafft, und vor der er — das ist es, was meine Verwirrung aufs höchste steigert — wissentlich die Augen schließt. Sähe er sie überhaupt nicht, würde ich mich seiner Blindheit wohl gar freuen, die doch für ihn eine Wohlthat wäre;

ahnte er sie nur, könnte ich versuchen, ihn darüber wegzutäuschen; aber er kennt den Zustand meines Herzens so genau, wie ein ehrlich offenes Bekenntnis es ermöglicht. Ich habe es ihm abgelegt gleich in der ersten Stunde. Die Geschichtenträger hatten mir meine Beichte wesentlich erleichtert. Die süße Kittie hatte das Begräbnis ihrer Schwester für eine besonders schickliche Gelegenheit erachtet, Guido in bündiger Kürze mitzuteilen, was ihr von einem gewissen Herrn von Odebrecht während eines Walzers in die Lilienohren geraunt war. Ich finde es nur in der Ordnung, daß Guido die zwei Tage, bevor er hierher eilte, benutzte, den genannten Herrn in der Stadt aufzusuchen und ihn zur Rede zu stellen. Es scheint, daß der Herr die beiden Fuchseigenschaften der Grausamkeit und Schlauheit in innigem Verein zur Vollendung bei sich ausgebildet hat. Er habe nichts Herrn von R. oder mir Nachteiliges sagen wollen — Gott bewahre! Einmal liege in der Thatsache unsres Verkehrs auf Norderney doch schlechterdings nichts, was Herrn von R. oder mir zur Unehre gereiche. Und wie könne man ihm, wenn er ganz unbefangen zu Frau von R., Fräulein Kittie und vielleicht auch zu einem und dem andern von dem Faktum gesprochen, eine bösliche Absicht insinuieren, da er doch selbstverständlich habe annehmen müssen, daß er von etwas ganz allgemein Bekanntem spreche! Habe er doch darüber nicht den mindesten Zweifel gehegt, meine Stellung im Hause

seiner Schwiegermutter sei durch Herrn von R. vermittelt worden. Wenn sich die Sache anders verhalte — nun, er bescheide sich. Aber angenommen zu haben, daß sie sich so verhalte, könne ihm doch kein vernünftiger Mensch übelnehmen.

Guido sagt: ich hätte den Menschen so gern gereitpeitscht! Ich glaube es ihm, habe ihm aber einen Extrahandkuß dafür bewilligt, daß er es nicht gethan, sondern zu mir gekommen ist, um mir alles haarklein mitzuteilen, so unbefangen, als gehe die Geschichte uns beide nicht im mindesten an. Ich habe ihm dann die Lücken der Geschichte vervollständigt — für mich und ihn ein schmerzliches Geschäft: für mich — mein Gott, es schmerzt eben, an eine frische Wunde zu rühren —, für den besten der Menschen nur, weil er sah, daß es mir so schmerzlich war. Völlig mit Unrecht, wenn man ihn hörte. Wie hätte ich den Mann nicht lieben sollen, der, wenn einer, verdiene, geliebt zu sein; den er selbst so innig liebe; in dem er von jeher sein Ideal gesehen! Wie hätte ich, als er mir entgegentrat, wissen können, daß er verheiratet sei, Kinder habe! Als ich es dann erfuhr, sei es doch offenbar zu spät gewesen. Und überhaupt, was frage die Liebe danach? Und endlich, wir hätten uns doch voneinander losgerissen, wie auch die Herzen dabei geblutet! Könne man mehr verlangen? Er thue es nicht; er habe dafür nichts als Bewunderung. So etwas bekomme nur eine heroische Natur fertig, wie sein Freund; ein

völlig edles Mädchen, wie das, das er in mir verehre, liebe, anbete.

Sieh, teure Mama, da waren wir angelangt auf dem für mich so bedenklichen Punkte des Unterschiedes unsrer Empfindungen. Ich sagte schon und wiederhole es, weil ich weiß, wie sehr es dich freuen und beruhigen wird: dieser Punkt hat sich während der acht Tage unsres Beisammenseins sehr zu Guidos Gunsten — wenn du mir diesen Ausdruck nachsehen willst — verschoben. Aber er muß sich noch weiter verschieben, bevor ich mich mit auch nur einiger Ruhe des Glücks, welches sich vor mir aufthut, erfreuen kann. Und darum mußte Guido fort; darum habe ich ihn fortgeschickt. Ich bilde mir ein, wenn er mich eine Zeitlang — es soll keine lange Zeit sein — nicht mehr sieht, wird er, der jetzt blind, staarblind ist, wieder sehen; in der ruhigen Nachdenklichkeit, welche erst die Entfernung möglich macht, mich auf meinen wirklichen Wert taxieren; in der Sonne, die ihn jetzt blendet, auch die mancherlei recht dunklen Flecken konstatieren lernen.

Und bei mir, ich hoffe, vielmehr, ich weiß es, wird die Trennung ein entgegengesetztes Resultat zeitigen. Von dem leisen Stich ins Komische, den ein sehr verliebter Mann in den Augen selbst des Gegenstandes seiner Anbetung wohl immer hat, werde ich nichts mehr empfinden; dafür aber mein Herz mit der Betrachtung und Bewunderung seiner maßlosen Güte

füllen, daß es ihm bei unsrer nächsten Begegnung voller entgegenschlägt.

Selbstverständlich wird diese unsre nächste Begegnung, unsrer aller Wünschen entsprechend, auf Wendelstein stattfinden, wo dann eine sehr kluge Frau zu ihrem Erstaunen erkennen wird, daß sie trotzdem mit dem ersten Lehrsatze der Lebensweisheit: ‚Trau, schau, wem?‘ noch auf einem gespannten Fuße gestanden und etwas für Gold gehalten hat, weil es ein bißchen glänzte. Sie wird diese Erfahrung auf meine Kosten machen. Aber ich will sie gern bezahlen und mich für reichlich entschädigt halten, wenn sie mir in einem vertraulichen Augenblicke sagen wird: du bist freilich kein Märchenwunder, mein Kind, für das dich unser Guido hält, aber ein leidlich gutes Mädchen, das man schon, ohne sich etwas zu vergeben, ein bißchen lieb haben kann.

Noch einige Allotria zum Schluß.

Daß Guido die Herzen meiner Verwandten hier erobert hat, wie Cäsar, der bekanntlich nur zu kommen brauchte, um zu siegen, versteht sich von selbst. Meine gute Tante, die sich immer ihres ‚altmodischen Herzens‘ rühmt und dabei enthusiastisch ist, wie ein sechzehnjähriges Mädchen, schwärmt einfach für ihn: für seine Ritterlichkeit, seinen vornehmen Anstand, und ich weiß nicht für noch was; meine Cousine Ottilie, vulgo Tilchen, die allerdings etwas sentimentaler Natur ist, muß weinen, wenn sie nur an sein gütiges Lächeln

denkt. Ich könnte eifersüchtig werden, wenn beide nicht so seelengute Geschöpfe wären, ausgestattet mit jener verehrungswürdigsten aller Eigenschaften: das Gute, das einem ihnen lieben Menschen begegnet, anzusehen, als sei es in ihren Schoß gefallen.

Beide lassen sich der gnädigen Gräfin aufs angelegentlichste empfehlen und schwelgen in dem Gedanken, der gütigen Einladung nach Wendelstein Folge zu leisten, sobald es Tilchens noch immer etwas angegriffene Gesundheit erlaubt.

Für heute grüße ich nur noch meine liebe Mama als ihre dankbare Tochter

Eleonore."

Eleonore war im Begriff, diesen Brief, den sie langsam, jedes Wort abwägend, geschrieben hatte, zu couvertieren, als ihr die Tante zwei Briefe brachte.

Nur zwei! sagte sie in bedauerndem Tone. Hoffentlich bringt die nächste Ausgabe noch einige.

Ich hoffe, nein, liebes Tantchen! erwiderte Eleonore; ich freue mich, daß diese Kette der Gratulationen früher abreißt als dein Klingelzug. Das ewige Geschelle war ja kaum noch auszuhalten.

Kind, Kind, versündige dich nicht! sagte die Geheimrätin mit warnend erhobenem Finger. Für mich — und auch für das gute Tilchen — ist das Klingeln unsrer bescheidenen Schelle alle diese Tage hindurch gewesen wie das feierliche Läuten von Hochzeitsglocken. Wer weiß, ob wir ihr wirkliches Läuten jemals hören!

Freilich, wer weiß! sagte Eleonore bei sich, und laut, in möglichst unbefangenem Ton:

Aber warum denn nicht, liebe Tante?

Die Geheimrätin seufzte nachdenklich und antwortete:

Sieh, liebes Kind, du bist ein starkgeistiges Mädchen —

Ich wollte, ich wäre es, unterbrach sie Eleonore.

Du bist es, fuhr die Geheimrätin entschieden fort; it runs in the family, wie ihr in England sagt. Dein Vater war starkgeistig, ich bin es gewesen; aber wenn man, wie ich, aus einer Wohnung scheiden soll, in der man über dreißig Jahre lang Freud und Leid getragen, und in der man auch dereinst das Zeitliche zu segnen hoffte, so erkennt man, daß auf Erden nichts feststeht, daß alles wankt. Der frische, fröhliche Glaube an ein dauerndes Glück, ja, an das Glück überhaupt, er ist bei mir ins Wanken gekommen; nur indem man sich in brünstigem Gebet demutvoll vor ihm beugt, dessen Ratschluß und Wege unerforschlich sind, kann man ihn wieder kräftigen. Es ist heute sein Tag, Kind. Würdest du dich entschließen können —

Gewiß, liebe Tante, wenn es dich beruhigt, sagte Eleonore lächelnd.

Du gutes, liebes Kind! rief die Geheimrätin, sie auf die Stirn küssend. Es wird dich nicht gereuen. Wir haben noch eine volle Stunde. Bis dahin kannst

du deine Korrespondenz erledigen. Wer mögen denn diese beiden Nachzügler sein?

Ich weiß es nicht, Tantchen —

Nun, nun, das ist ja deine Sache. Also in einer Stunde! Wir holen dich rechtzeitig ab.



Dreizehntes Kapitel.

Die Geheimrätin war gegangen; Eleonore blickte ihr mit starren Augen nach, strich sich über die Stirn und griff nach den beiden Briefen, welche die Tante neben ihre Schreibmappe auf den Tisch gelegt hatte: der eine ein Stadtbrief, die Adresse in derselben Hand, durch die ihr Borykines Brief aus Zürich am Tage vor ihrer Abreise von Berlin übermittelt war. Dies mußte seine Antwort sein auf die Anzeige von ihrer Verlobung. Sie hatte sie ihm in einer Anwandlung übermütigen Humors geschickt und wünschte jetzt, sie hätte es nicht gethan. Es stand nicht zu erwarten, daß er es humoristisch genommen haben würde! Weshalb sich die Laune, die so schon nichts weniger als glänzend war, noch mehr verderben!

Sie legte den Brief aus der Hand und nahm den andern. Die Handschrift, offenbar eine weibliche und keineswegs sehr geübte, war ihr fremd; der Poststempel zeigte den Namen des Städtchens am See. Eleonore zuckte zusammen: konnte dies endlich der

längst erwartete, mit herzbeklemmender Bangigkeit entgegengesehene Brief aus Wüstenei sein? Herthas Brief? Daß er schreiben würde, war ausgeschlossen. Warum auch nicht? Sie waren ja schon vorher ausgesöhnt gewesen. Ihre Verlobungsanzeige konnte den neuen Bund doch nur befestigt haben! Gleichviel! Der bittere Kelch mußte geleert werden. Wozu ist man denn aus einem starkgeistigen Geschlecht?

Eleonore hatte richtig geahnt: der Brief war von Hertha.

„Liebste, beste Eleonore!

Du hast Dich gewiß gewundert, daß unser Glückwunsch zu Deiner Verlobung so lange, beinahe eine ganze Woche, auf sich hat warten lassen; aber daran ist nur Helene schuld. Sie hatte sich in das Köpfchen gesetzt, daß Du bestimmt kommen würdest, konnte sich, als nun nichts daraus wurde, gar nicht beruhigen, bis sie in ein richtiges Fieber verfiel, das uns rechte Sorgen gemacht hat. Heute erklärt Doktor Balthasar sie außer Gefahr, und so will ich gleich die erste freie Stunde benutzen, bevor wieder was andres dazwischen kommt.

Liebste Eleonore, willst Du es glauben: als ich bei dem Begräbnis unsrer armen Clementine Dich am Arm von Graf Guido den Friedhof verlassen sah und ihr hernach wieder Arm in Arm neben unsrem Wagen standet, da ist mir der Gedanke durch den Kopf geschossen: wenn aus den beiden doch ein Paar würde!

Aber wie hätte ich denken können, daß mein Wunsch so bald in Erfüllung gehen sollte! Ulrich sagt freilich, er habe es längst kommen sehen; aber so sagen die Männer immer, um uns mit ihrer höheren Weisheit zu imponieren. Allerdings würde es mir seine düstere Stimmung während der letzten Wochen erklären, und — Dir, beste Eleonore, darf ich es ja sagen — ganz frei ist sein Gemüt noch immer nicht. Er ist so lieb und gut zu mir und den Kindern — ich kann es Dir nicht beschreiben, wie sehr — und es macht mich das so unaussprechlich glücklich, wenn er selbst doch nur auch erst so recht, so ganz glücklich wäre! Aber nicht wahr, das wird noch kommen, wird mit jedem Tage besser werden, wenn er erst sieht, daß auch Du glücklich, recht glücklich bist? Es ist mein Herzenswunsch Tag und Nacht; es wäre auch zu schrecklich, wenn es anders wäre oder käme; ich würde dann keine ruhige Stunde mehr haben. Denn, liebste, beste Eleonore, ich möchte ja lieber sterben, als ein Wort davon verlauten lassen, es ist doch nicht anders: das großmütige Versprechen, das Du mir gegeben, mir weiterhelfen zu wollen, ist es, weshalb Du Dich so schnell verlobt hast. Wenn es sich nun zeigte, daß es eine Uebereilung gewesen ist, welche schreckliche Gewissensvorwürfe müßte ich mir machen! Und mein Mann, dem ich unser letztes Gespräch mitgeteilt habe, soweit es möglich war — alles konnte ich ihm freilich nicht sagen —, würde es mir nie vergeben, zu Deinem

Unglück beigetragen zu haben. Doch weshalb solltest Du unglücklich werden? Guido ist ein so seelenguter Mensch und liebt Dich gewiß von ganzem Herzen. Die Gräfin Mutter, sagte mir Excellenz von Trottau, der nebenbei unendlich für Dich schwärmt, habe erklärt, daß der Tag, an welchem ihr Guido aus Berlin seine Verlobung depeschierte, der schönste ihres Lebens gewesen sei; und, liebste Eleonore, wenn ich auch überzeugt bin, daß materielle Interessen Dir völlig fremd sind, die vornehmste und reichste Frau in der Provinz zu werden, dagegen kannst Du doch am Ende nichts haben.

Ich habe Ulrich gesagt, daß ich an Dich schreibe. Er hat mir nichts Besonderes aufgetragen; aber wie könnte er Dir wohl nicht von ganzem Herzen Glück wünschen — das versteht sich von selbst.

Unsre Abreise ist nun auf den vierten Oktober, also auf heute über acht Tage, festgesetzt. Ich freue mich schrecklich darauf. Wir gehen nicht an die italienischen Seen; Ulrich sagt, die würden ihn immer an unsern See hier erinnern, und vor dem habe er ein Grauen. Er will nach Rom und dort seine Studien wieder aufnehmen, die er so lange hat liegen lassen. Doktor Balthasar meint, das würde ihm sehr gut thun; und rät, wir sollten den ganzen Winter dort bleiben. Ich hätte nichts dagegen. Die Kinder müssen sehen, wie sie mit Mademoiselle Didier fertig werden. Ulrich geht vor.

Wir kommen natürlich über Berlin, wo Du sicher noch während der nächsten Zeit durch Ausstattungssorgen festgehalten bist und wir Dich also sehen werden. Ich hoffe zuversichtlich, recht zufrieden und glücklich. Das wäre für meinen geliebten Ulrich die beste Mitgabe auf die Reise. Und nicht minder für Deine Dich liebende, Dir ewig dankbare Hertha."

Ein Lächeln bitterer Ironie hatte während der Lektüre wiederholt Eleonores Lippen gekräuselt. Jetzt legte sie den Brief langsam auf den Tisch und blickte, sich in den Sessel zurücklehnend, düster vor sich hin.

Das war die Frau, zu der sie ihn zurückgeschickt hatte! Die beste Frau von der Welt! So hatte Ulrich zu Guido gesagt, Guido zu ihr; alle Welt sagte es, und sie selbst mußte es bestätigen: brav, ehrlich, gerecht, — soweit sich die Gerechtigkeit mit der üblichen naiven Selbstliebe verträgt — ein Muster von einer Frau, wie man sie lange vergeblich suchen mochte. Und doch! und doch! armer, armer Ulrich! Warum sie, die jeden andern glücklich gemacht hätte, gerade dir, den sie nun einmal nicht glücklich machen konnte! Nein, du beste aller Frauen, das bringst du nicht fertig: es wird nicht kommen, wird nicht besser werden; es wird so bleiben, wie es war. Mein armer, armer, geliebter Ulrich! Was magst du in diesen Tagen gelitten haben! was magst du leiden! Sieh mich nicht so vorwurfsvoll, verzweifelt an! mein Herz ist ohnedies schwer genug. Ich habe dir doch nur

zu Hilfe kommen wollen, wenn ich auch jetzt sehe — ah! es wird mich noch wahnsinnig machen!

Sie griff krampfhaft nach dem zweiten Brief, riß den Umschlag mit der Adresse von fremder Hand ab. Der einliegende, in Zürich aufgegebene Brief war, wie sie vorausgesetzt, von Borykine.

„Mein gnädiges Fräulein!

Verstatten Sie mir, Ihnen zu bekennen: ich finde es ein wenig grausam, daß Sie mir die Anzeige Ihrer Verlobung gesandt haben, und etwas naiv, wenn Sie es in der Voraussetzung thaten, ich würde Ihnen zu derselben gratulieren. Die Grausamkeit steht Ihnen gut; aber die Naivetät kleidet Sie gar nicht. Fin-de-siècle-Menschen, die ihre Sache auf nichts gestellt haben, wie Sie, dürfen sich solchen Luxus nicht mehr gewähren. Und auch vorausgesetzt — was ich voraussetze —, daß Sie die Sache humoristisch nehmen — Sie wissen, ich bin ein großer Freund des Humors, nur habe ich die Erfahrung gemacht, daß er für gewisse Fälle nicht ausreicht. Zum Beispiel für den, daß eine große, schöne, edle Seele, wie die Ihre, sich aus dem Sturm einer unglücklichen Leidenschaft in den Hafen einer banalen Ehe retten will. Sie sehen mich mit Ihren großen, schönen Augen erschrocken an: von wannen kommt dir solche Wissenschaft? Ja, meine Beste, ich habe eben unter meinem harten Schädel ein Paar scharfer Augen. Mit denen hatte ich nach den ersten Tagen, ich möchte sagen: ersten Stunden, her-

ausgebracht, daß Ihr Herz aus einer tiefen, frischen Wunde blutete. Um Sie zu zerstreuen, habe ich Ihnen auf Tod und Leben den Hof gemacht; die völlige Wirkungslosigkeit meines Mittels war mir ein Beweis der Richtigkeit meiner Diagnose.

Und dann, meine Gnädige: spielt man ein verzweifeltes Spiel, will es aber trotzdem gewinnen, muß man wenigstens eine Chance haben. In dem, welches Sie spielen, haben Sie keine. Es gibt keinen schlimmsten Sturm, den Sie nicht nach kürzester Frist mit Freuden eintauschen würden für die Hafenruhe, welche Ihnen jetzt so wünschenswert scheint.

Wie ich es wagen kann, eine solche Behauptung auszusprechen, da ich doch den Mann, dem Sie sich eignen wollen, nicht kenne?

Wenn ich ihn nun aber kennte? sehr gut, sehr genau?

Ich kenne den Herrn Grafen Guido Wendelin von dem Winter vor drei Jahren, in welchem er mehrere Monate in Petersburg zubrachte, und ich ihn in dem Hause des jungen Fürsten Demidoff — eines Verwandten der napoleonischen Prinzessin Mathilde und meines geschworenen Freundes — und auch an anderen Orten sehr häufig traf. Da er keine Ahnung hatte von den wahren Gesinnungen des Kreises, in welchem er verkehrte, und diese oder jene verfängliche Aeußerung, die sich in seiner Gegenwart hervorwagte, auf Rechnung der anders gearteten Rasse setzen mochte,

gab er sich ganz unbefangen, zumal mir gegenüber, den er — ich weiß nicht, warum — mit seinem besonderen Vertrauen beehrte. So habe ich dem Herrn Grafen das Maß nehmen können. Er hat viel Wohlwollendes, was löblich; aber ohne allen Unterschied, was bedenklich ist. Er ist bescheiden — das ist erfreulich; aber ohne jeden Ehrgeiz, was bei einem Herrn seines Alters und Standes befremden muß. Er hat ein weiches Gemüt, was sich begreifen läßt, da ihn das Leben niemals rauh angefaßt hat; aber nicht einen Funken von Geist, was einfach unerträglich ist. Er hat Ansichten vom Staat und der Gesellschaft, die einen lachen machen könnten, wenn man nicht vor Erstaunen bereits erstarrt wäre.

Und die geistvolle, weit- und tiefblickende Eleonore — sie, die einen so exquisit feinen Sinn für das Lächerliche hat, glaubt die Gesellschaft eines solchen Mannes auf die Dauer ertragen zu können? Sie irrt sich, irrt sich vollständig.

Einer Verlobten das ins Gesicht zu sagen, ist sehr brutal. Ich gebe es zu. Aber wenn Tod und Leben auf dem Spiele stehen, darf der Arzt vor der Anwendung heroischer Mittel nicht zurückschrecken. So kritisch aber liegt hier der Fall. Von dem, was Sie noch retten kann, sofort. Wem Sie aber entgegengehen, das ist ein moralisches und intellektuelles Sinken von Stufe zu Stufe, bis die mondaine furieuse, die coquette à outrance fertig ist; und je höher die gute

Eleonore stand, um so tiefer, fürchterlicher wird der Fall der schlimmen sein. Wollen Sie einer Welt, die Sie anbetete, das grauenhafte Schauspiel geben?

Aber die Rettung, rufen Sie, die Rettung!

Es giebt nur eine: schleunige, sofortige Flucht.

Sagen Sie nicht: das ist unmöglich! Sollten Sie wirklich verabsäumt haben, das thörichte Wort aus Ihrem Lexikon zu streichen, so will ich Ihnen zeigen, daß und wie es möglich ist.

In den nächsten Tagen kommt meine Schwester Wera durch Berlin. Sie geht — selbstverständlich unter fremdem Namen — nach Petersburg in einer besonderen Mission. Außer ihrem — wiederum selbstverständlich falschen — Passe führt sie einen zweiten bei sich, der auf eine Engländerin lautet, und so, daß er faktisch für Sie ausgestellt sein könnte. Sie heißen dann Miß Grace Claribel Gordon — das ist der ganze Unterschied. Ihre völlige Beherrschung der englischen Sprache wird das übrige thun. Ich verbürge mich dafür, daß Sie, so ausgerüstet, an der Hand meiner Schwester unbehelligt über die Grenze kommen.

Und was nun weiter?

Teuerste, das dürfen Sie jetzt nicht fragen. Das eine, das für den Augenblick not thut, ist, daß Sie zwischen sich und der bloßen Möglichkeit, par dépit eine Heirat einzugehen, durch die Sie sich in grenzenloses Unglück stürzen würden, eine unübersteigliche

Schranke aufrichten; mit einem Worte: daß Sie sich frei machen. Wie diese Freiheit zu Ihrem und der Menschheit Besten zu benutzen ist, darüber kann Ihnen niemand bessere Auskunft geben als meine Wera.

Ich tanze und singe den ganzen Tag in dem Gedanken, Sie und Wera vereinigt zu sehen. Waren je zwei Menschen zur Freundschaft prädestiniert, so sind Sie es und Wera.

Sie sehen, ich bleibe ganz aus dem Spiel. Wollen Sie mich später in den Freundschaftsbund aufnehmen, so hoffe ich sicher, Ihnen beweisen zu können, daß hinter der Maske des verrückten Gregor, die ich zu Ihrem Besten vornehmen zu sollen glaubte, ein sehr vernünftiger steckt.

Noch eines au cas que: Wera ist mit Geldmitteln für Sie beide reichlich ausgestattet.

Also, meine holde, anbetungswürdige Freundin: Freiheit oder Tod! nicht der glorreiche, den der Brave gern für die Freiheit stirbt, sondern der schmähliche, dem zu entgehen er dreimal sein Leben geben würde: der Tod der Sklaverei.

Können Sie wählen? — Gr. B."

An die Thür wurde gepocht. Die Stimme der Tante fragte:

Bist du fertig, Kind?

Sie nahm den Brief an die Gräfin aus dem noch nicht geschlossenen Couvert und schrieb darunter:

„Nach reiflicherer Ueberlegung scheint mir denn

doch, daß es in unser aller Interesse ist, wenn ich die Zeit der Trennung möglich kurz mache. Ihr dürft mich daher schon in den nächsten Tagen erwarten."

Sie hatte der Tante und Tilchen die Thür geöffnet.

Kind, wie blaß du bist! rief die Tante. Du hast doch keine unangenehmen Nachrichten gehabt?

Bewahre, erwiderte Eleonore; alles in bester Ordnung. Ich habe mir nur überlegt, ob ich nicht doch lieber hier alles lasse, wie es ist, und erst einmal nach Wendelstein gehe.

Ganz mein Gedanke! rief die Tante. Hast du es der Frau Gräfin schon geschrieben?

Hier! ich will den Brief unterwegs in den Kasten stecken.

Bitte, gib mir! sagte Tilchen mit nassen Augen. Ich möchte mich an der Botschaft, die deinen Guido so glücklich machen wird, auch ein wenig beteiligen.



Vierzehntes Kapitel.

Freiheit oder Tod!

Es ließ Eleonore nicht los; es summte ihr in den Ohren; es bohrte in ihrem Kopfe; es hämmerte in ihrem Herzen Tag und Nacht. Freiheit oder Tod — der schimpfliche Tod der Sklaverei. Der Sklaverei des Leibes und der Seele, der sie entgegenging, wenn sie Guidos Gattin wurde. Gattin! fürchterliches Wort! Noch hatte er nur ihre Hand geküßt! noch ihre Lippen nicht berührt! Bei der nächsten Begegnung — auf Wendelstein — unter den Augen der Mutter — er würde sich sicherer fühlen, als hier in der fremden Umgebung — auf eigenem Grund und Boden sein Herrenrecht fordern — konnte, durfte sie's ihm weigern? Die Lippen versagen, die nie ein Mann geküßt, außer dem einen, dem Geliebten? Der auf das, was sein eigen war, verzichten mußte, damit es einem andern gehöre? Konnte sie das denken, ohne in Scham zu vergehen?

Ohne in Scham zu vergehen, wenn sie das andre dachte: daß der Mann, der ihr, sie mochte ihn nehmen, wie sie wollte, immer wie ein nicht ausgereifter Knabe, ja, wie ein Spielzeug erschien, ihr Herr sein sollte? sie sich einleben sollte in den engen Kreis seiner Ideen? daß zwischen ihnen nicht einmal von einer Scheidung der Gedanken, die man die schlimmste nennt, die Rede sein konnte, nein! nur von der viel schlimmeren einer Seele, der in der Helligkeit des Denkens zu wohnen die höchste Wonne ist, und einer andern, die sich nur in der Dämmerung wohlig fühlt und vor dem Licht ein banges Kreuz schlägt?

So denn: Freiheit! Freiheit!

Um die Sklaverei einer Ehe, die sie als unsittlich verdammen mußte, mit einer andern zu vertauschen, welche vielleicht nicht weniger hart drückte und nicht weniger unsittlich war? Dem Dienst einer Idee, die nicht aus ihrem Hirn und Herzen, ihren Erfahrungen und Ueberzeugungen heraus geboren war, sondern aus dem Geist und Gemüt, den Aspirationen und der Verzweiflung eines ihr fremden Volkes, mit dem sie nichts gemein und nichts zu schaffen hatte, in dessen Getriebe sie untergehen würde, ein „verlorner Schwimmer in der Brandung Schwelle“!

Und gesetzt, sie lernte mit den russischen Steppenwölfen heulen, fände Geschmack an dem Leben der Nomadenhorde, die heute in dieser, morgen in jener Großstadt ihre Zelte aufschlägt, um, wo sie sich auch

befindet, in der Wüste zu leben, die sie um sich her schafft — einen würde sie immer an ihrer Seite finden, einen würde sie immer von sich abzuwehren haben: Gregor Borykine. Nicht einen Augenblick war ihr die wirkliche Meinung seines Briefes verborgen geblieben. Diese Freundschaftsversicherungen, diese Miene des uneigennützigen Biedermanns — nichts als moskowitischer Trug, der, um zu wirken, nur weniger plump hätte sein müssen. Der Tiger bleibt darum nicht weniger Tiger, weil er für den Moment die Krallen eingezogen hat. Gewiß mußte sie Guido aufgeben, wenn sie für einen gewissen andern nicht verloren sein sollte! Einen andern, an dessen wilde, gierige, unter den buschigen Brauen glühende Augen sie nie ohne Schauder hatte denken können, wenn sie sich zugleich erinnerte — und sie erinnerte sich dessen nur zu gut — welch fascinierende Gewalt diese Augen für sie gehabt, wie sie sich von ihrem Blick gelähmt gefühlt hatte, wie der Vogel von dem Blick der Schlange. Hier lauerte eine Gefahr viel furchtbarer als auf der andern Seite.

Und während sie sich so rechts und links von Schrecken umlauert sah, floh ihre geängstete Seele geradeswegs zu dem, an dessen Brust es sich einzig ruhen ließ, in dessen holder Nähe die Pulse voller klopften, die Gedanken sich höher schwangen, das ganze Wesen aufblühte und aufglühte, wie die Blume unter dem Kuß der Maiensonne. Ach, nur einen wieder

der seligen Tage von Norderney! nur eine Stunde! Und sie hatte den Liebsten, Besten mit bittern Worten und bösen Blicken kränken können! ihm sein schweres Los noch schwerer machen! zürnen können, weil er gethan, was sie selbst von ihm verlangt: sich seines verzweifelten Weibes erbarmt hatte! der Mutter seiner Kinder! Das war kein Verrat, den er an ihr geübt; nur die Konsequenz allmächtiger Verhältnisse. Was sie thun wollte — das war Verrat! Und sie durfte es nicht thun.

Was ist das nur mit Eleonore? sagte die Geheimrätin zu Tilchen, als sich am Abend zwei Tage später die Thür des gemeinschaftlichen Schlafzimmers hinter ihnen geschlossen hatte. Ihr Aussehen gefällt mir gar nicht. Sie bekommt schwarze Ränder unter den Augen. Die paar Bissen, die sie ißt, muß man ihr geradezu aufdrängen.

Das ist die Liebe! erwiderte Tilchen, verschämt die Augen senkend, während sie den Leuchter auf den Tisch stellte.

Ich weiß nicht, sagte die Geheimrätin, den Kopf nachdenklich wiegend. Es mag altmodisch sein, aber zu meiner Zeit sah die Liebe anders aus.

Sie ist ein so besonderes Wesen! meinte Tilchen entschuldigend, sich vor den kleinen Stellspiegel setzend, ihr blondes, längst nicht mehr üppiges Haar für die Nacht in Papilloten zu wickeln.

Ich gebe das zu, sagte die Geheimrätin, eine frische

Nachthaube aus der Kommode nehmend. In meiner Familie sind die besonderen Wesen keine Seltenheit; ich möchte fast sagen: die Regel. Dein Großvater war wegen seiner Excentricität weit und breit bekannt. Einmal hat er von der Kanzel herab das Gespräch zwischen Faust und Gretchen über Gott nicht nur das erhabenste religiöse Gedicht genannt, sondern es von Anfang bis zu Ende deklamiert, daß es Eckhof oder Iffland nicht besser gekonnt hätten. Dergleichen Beispiele könnte ich noch mehr anführen, und ich muß sagen: diese verschiedenen in unsrer Familie gang und gäbe absonderlichen Qualitäten scheinen alle auf einmal in unsrer lieben Eleonore zu kulminieren. Dennoch wünsche ich von ganzem Herzen, dieser Brautstand wäre vorüber und sie Frau Gräfin.

Ich denke mir gerade den Brautstand so süß! sagte Tilchen, ihr Spiegelbild mild anlächelnd. Er scheint mir das sanfte Morgenrot der Liebe.

Du bist und bleibst mein unschuldiges romantisches Kind! sagte die Geheimrätin, ihrem Liebling zärtlich auf die blasse Wange klopfend; aber du mußt meinem altmodischen Herzen schon erlauben, ein wenig ruhiger zu schlagen. Ich bleibe dabei, ihr Wesen gefällt mir nicht. Am Sonntag sagte sie, sie wolle in den nächsten Tagen nach Wendelstein. Ich habe ihr so zugeredet! Heute ist Dienstag. Warum reist sie nicht?

Aber, Mama, sagte Tilchen, sich auf dem Stuhl umwendend, du weißt es doch! Sie erwartet den

Besuch einer Dame, den ihr einer der Briefe am Sonntag angekündigt hat. Ich denke, es wird eine Verwandte von Graf Guido sein, die ihre Bekanntschaft zu machen wünscht. Erlaube, Mama!

Tilchen war aufgesprungen, ihrer Mutter vollends in die Nachtjacke zu helfen, als die Flurglocke gezogen wurde.

Eine Depesche! rief die Geheimrätin. Für Eleonore! Gewiß von der Gräfin. Gut, daß Auguste noch auf war!

Der eilige Schritt des Mädchens kam eben den Korridor herauf an der Thür vorbei. Mutter und Tochter standen lauschend an der ein wenig geöffneten Thür. Es währte für ihre Ungeduld sehr lange, bis Auguste zurückkam.

Nun? fragten Mutter und Tochter aus einem Munde.

Eine Dame! erwiderte Auguste geheimnisvoll, die zum gnädigen Fräulein wollte.

Wenn ich es doch nicht gedacht hätte! flüsterte Tilchen.

Um elf Uhr! murmelte die Geheimrätin. Wie ist sie denn ins Haus gekommen?

Der Portier hat ihr heraufgeleuchtet. Ich soll zu Bett gehen, hat das gnädige Fräulein gesagt. Sie würde die Dame hinabbringen.

Die Geheimrätin schüttelte den Kopf.

Wenn es aber Eleonore lieber ist? flüsterte Tilchen. War es eine junge Dame?

Weiß ich nicht! erwiderte Auguste; sie war dicht verschleiert.

Madame la Comtesse, peut-être! flüsterte Tilchen.

Mais, mon enfant, vous êtes ridicule! gab die Geheimrätin zurück.

Gute Nacht! sagte Auguste, empört, daß man vier Jahre lang treu gedient haben und doch noch aus dem Vertrauen der Herrschaft ausgeschlossen sein kann.

Die Damen waren aus der halbgeöffneten Thür in das Zimmer zurückgetreten. Die Geheimrätin erklärte, sehr verstimmt zu sein.

Ich kann es nicht in der Ordnung finden, sagte sie, daß Eleonore vor ihrer zweiten Mutter noch immer Geheimnisse hat. Sie hätte uns doch wenigstens den Namen der Dame nennen können.

Tilchen antwortete nicht. Sie war überzeugt: es war die Frau Gräfin in Person. Und sie war nach Berlin geeilt, um Eleonore sofort mit sich nach Schloß Wendelstein zu entführen, damit dem Grafen Guido nicht vor Sehnsucht das Herz breche.



Fünfzehntes Kapitel.

Eleonore hatte noch nicht an Schlafengehen gedacht, als auch sie die Schelle der Flurthür hörte. Sicher eine Depesche — von ihm, der krank war, im Sterben lag, sie zu sich an sein Sterbebett rief!

Sie eilte, ihre Thür zu öffnen, sah Auguste mit dem Lämpchen in der Hand über den Flur gehen, hörte die Flurthür aufschließen und jemand nach ihr fragen: eine weibliche Stimme — Borykines Schwester.

Sie trat vollends heraus; eine in Schwarz gehüllte, verschleierte, hohe Gestalt kam mit raschen Schritten auf sie zu.

Fräulein Eleonore Ritter?

Eleonore ergriff die ausgestreckte, schwarzbehandschuhte Hand und führte die Fremde in ihr Zimmer, gab Augusten, die mit glotzenden Augen den sonderbaren Vorgang verfolgte, jenen Befehl, welcher die Geheimrätin so tief verstimmen sollte, kehrte in das Zimmer zurück, dessen Thür sie hinter sich abschloß, und reichte Wera nochmals die Hand.

Das ist so lieb, daß Sie gekommen sind!

Eine Liebe ist der andern wert. Sie haben uns einen so großen Dienst geleistet, als Sie Gregors Papiere verbrannten. Ich zahle nur eine Schuld zurück.

Wera hatte bei diesen Worten den Schleier gelüftet; Eleonore blickte in ein blasses Gesicht, dessen unregelmäßige, aber nicht unschöne, kindlich weiche Züge in seltsamem Widerspruch zu stehen schienen mit den großen, grauen, strengen Augen unter den scharfgezeichneten, dunklen Brauen. Die bis zur Hagerkeit schlanke Gestalt machte den Eindruck großer Kraft und Elasticität; die Hände, von denen sie jetzt die Handschuhe gestreift hatte, waren wohlgebildet, weiß und, wie die Gestalt, kräftig und elastisch.

Auch über Eleonore hatte Wera ihre prüfenden Blicke gleiten lassen. Ein flüchtiges Lächeln zuckte um den kleinen Mund.

So habe ich Sie mir vorgestellt! sagte sie; ich glaube, ich würde Sie überall erkannt haben. Gregor hat Sie mir so oft bis in die Einzelheiten Ihrer Erscheinung geschildert! Er schildert nicht schlecht, wenn er nicht durch Liebe oder Haß verblendet ist, was ihm freilich nicht selten passiert.

Sie hatte in der Ecke des kleinen Sofas Platz genommen, Eleonore sich zu ihr gesetzt. Wera, die das Deutsche völlig geläufig, nur mit einem leisen Anflug von schweizerischem Dialekt sprach, fuhr fort:

Sie müssen verzeihen, daß ich Sie so spät aufsuche. Ich bin erst seit einer Stunde in Berlin, reise morgen abend zehn Uhr weiter nach Petersburg und habe den ganzen Tag nicht eine freie Minute. Lassen Sie uns also keine Zeit verlieren! Ich komme zu Ihnen auf den Wunsch Gregors. Ich habe seinen letzten Brief an Sie gelesen, wie er mir denn alle seine Briefe zu lesen gibt; kenne also Ihre Situation, wie sie ihm erscheint. Offen gestanden: Gregors Urteil ist mir manchmal verdächtig. Es sollte mich deshalb gar nicht wundern, wenn Sie mir erklären, daß Sie über die Alternative, die er Ihnen stellt, herzlich gelacht haben.

Eleonore hatte gefürchtet, daß Gregors Schwester mit derselben Heftigkeit, wie er, sie zu einer Entscheidung drängen würde, um die sie in diesen letzten Tagen vergebens so qualvoll gerungen. Die Unbefangenheit, mit der Wera alles in Frage ließ, empfand sie als eine Barmherzigkeit, für die sie sich nur durch Offenheit dankbar erweisen konnte.

Hätte sich Ihr Bruder in Person die Antwort auf seinen Brief geholt, erwiderte sie, würde ich ihm freilich haben erklären müssen, daß seine Sorge um mich sehr unnötig gewesen sei; ja, daß ich ihm das Recht bestreiten müsse, mir Ratschläge zu erteilen, um die ich ihn nicht gebeten hatte. Ihnen gegenüber empfinde ich anders. Sie sind ein Mädchen, wie ich, und kommen als Freundin zu mir. Gegen Sie kann

ich und will ich anders sprechen. Das Urteil Ihres Bruders über meine augenblickliche Lage ist in der Hauptsache richtig: ich stehe vor einer Entscheidung, die darin gipfelt, ob ich um einer Heirat willen, die mir nicht in jedem Punkte zusagt, meine Freiheit opfern darf. Ich vermute, daß Ihnen wunderlich erscheint, wie jemand in einem solchen Falle auch nur für einen Augenblick unentschieden sein kann.

Sehr richtig! entgegnete Wera. Ich würde meine Freiheit für nichts in der Welt hingeben, am wenigsten für eine Heirat.

Auch nicht für eine aus Liebe?

Ich glaube nicht an die Liebe. Sie ist eine Illusion, wie alles.

Also auch die Freiheit?

Auch die Freiheit! Nur daß sie die höchste, schönste ist, an der man deshalb bis zuletzt festhält, nachdem man alle andern hat fahren lassen.

Und die man zuletzt doch auch wird fahren lassen müssen. Und dann?

Dann —

Weras strenge, klare Augen nahmen einen unheimlich starren Ausdruck an, während sie jetzt, sich unterbrechend, ein paar Momente an Eleonore vorüber ins Leere blickte und nun mit leiser, fester Stimme fortfuhr:

Dann kommt der Tod, der die letzte Fessel abstreift.

Und wenn er auf sich warten läßt?

So sucht man ihn und darf sicher sein, daß man ihn findet.

Eine Pause entstand. Auf der Straße, in dem Hause war es lautlos still. Vor ihnen auf dem Tische lag die kleine, mit Brillanten besetzte Uhr, die Guido Eleonoren aufgedrungen hatte. Sie hatte das Ticken derselben nie gehört. Jetzt vernahm sie es deutlich, erst ein leises, schnell vibrierendes Klingen, das mit jeder Sekunde lauter und schneller zu werden schien, wie das Klappern eines Eilzuges, der durch das Dunkel dahinsaust, dem Tode entgegen, den zu finden man sicher sein kann, wenn man ihn sucht.

Plötzlich hatte sich Wera erhoben.

Meine Zeit ist um! sagte sie. Ein längeres Gespräch würde auch nichts nutzen. Ich sehe, daß Sie zu einem Entschlusse noch nicht gekommen sind, und mir liegt es fern, Sie dazu drängen zu wollen. Ich habe nichts gewollt, als Ihnen meine Dienste anbieten, im Fall Sie derselben bedürften. Auf alle Fälle lasse ich Ihnen den Paß hier, von dem Ihnen Gregor geschrieben hat. Schicken Sie ihn mir morgen im Laufe des Tages unter der Adresse, die ich oben in der Ecke links mit Bleistift notiert habe, zurück, so heißt das so viel, daß ich ohne Sie reisen soll. Sonst treffen wir uns pünktlich zehn Uhr auf dem Zentralbahnhof in der Friedrichstraße.

Sie hatte eine kleine, in Papier gewickelte Rolle

aus dem Muff genommen und neben die Uhr auf den Tisch gelegt. Eleonore warf einen scheuen Blick auf die Rolle. Hier war in greifbarer Form die Versuchung, die sich in diesen Tagen näher und näher an sie herangedrängt hatte. In dem beschämenden Gefühl ihrer Unentschlossenheit gegenüber einem Mädchen, das die Entschlossenheit selber war, fragte sie mit unsicherer Stimme:

Sie werden längere Zeit in Petersburg bleiben?

Möglicherweise für immer! erwiderte Wera, im Begriff, sich die Handschuhe anzuziehen.

Ich glaubte aus dem Brief Ihres Bruders verstanden zu haben, daß es sich nur um eine schnell zu erledigende Mission im Interesse Ihrer Partei handle.

Um was es sich wirklich handelt, weiß Gregor nicht, erwiderte Wera, an ihrem linken Handschuh knöpfend.

Ihr Bruder nicht?

Nein! Wir können in unsre letzten Entschließungen nur solche einweihen, deren Kopf keine Skrupel mehr kennt, deren Blut nichts mehr in Wallung bringt. Zu denen gehört mein guter Gregor nicht. Er ist bei allem seinem affichierten Radikalismus ein sentimentaler Phantast, wie unter andrem — Sie nehmen es mir nicht übel — seine wahnsinnige Leidenschaft für Sie beweist. Nicht, als ob Sie einer solchen nicht wert wären! Nur, daß er sie nicht haben dürfte. So würde er auch, wüßte er, um was es sich handelt,

mich nicht fortgelassen haben. Und doch kann das, um was es sich handelt, nur eine Frau ausführen.

Ihre Stimme war, indem sie, an dem rechten Handschuh knöpfend, so sprach, völlig unverändert weich und leise geblieben, und da sie die Augen gesenkt hielt, sah Eleonore nur das Gesicht mit den kindlich weichen, harmlosen Zügen.

Muß es denn sein? rief sie, Weras beide Hände fassend.

Es muß sein! erwiderte Wera leise.

Die großen Augen hatten sich gehoben. Vor ihrem stillen, festen Blick rieselte ein Schauder durch Eleonores Glieder.

Da! sagte sie, nach der Rolle auf dem Tische greifend; nehmen Sie! Man findet den Tod, den man sucht, so sicher in Deutschland wie in Rußland.

Ich wußte es, erwiderte Wera, die Rolle wieder in den Muff steckend, und bedaure nur eines: daß Sie keine Russin sind.

Wo wäre da groß ein Unterschied? Ich glaube an die Liebe und bin bereit, für sie zu sterben, wie Sie für die Freiheit.

Ich glaube auch nicht mehr an die Freiheit.

Und doch?

Gerade deshalb!

Ah! jetzt erst verstehe ich Sie!

Das ist mehr, als mein armer Gregor je von sich rühmen könnte. Leben Sie wohl!

Ich habe das Mädchen zu Bett geschickt und werde Sie hinunterbegleiten, sagte Eleonore, die Lampe ergreifend.

Es ist nicht nötig! erwiderte Wera. Vor Ihrer Flurthür wartet der Portier mit seiner Laterne auf mich. Er soll sein Trinkgeld nicht umsonst bekommen haben.

So denn bis dahin!

Sie standen an der Flurthür, durch deren Scheiben das Licht der Laterne schimmerte, mit welcher sich der Portier auf die oberste Treppenstufe gesetzt hatte.

Wollen Sie mir einen Kuß gewähren? sagte Wera.

Eleonore umschlang sie mit beiden Armen und küßte sie. Ihre zitternden Lippen waren heiß; die, welche sie berührte, ruhig, kühl und weich, wie eines Kindes.

Leben Sie wohl! für immer!

Für immer! leben Sie wohl!

Wera hatte den Schleier über das Gesicht gezogen und folgte dem Portier, der mit der Laterne voranleuchtete. Die schwarze Gestalt verschwand im Dunkel der Treppe.

Für immer! murmelte Eleonore.



Sechzehntes Kapitel.

Der Wartesaal der Station, von welcher die kurze Zweigbahn nach dem Städtchen am See lief, war heute abend überfüllt. In der benachbarten größeren Stadt an der Hauptbahn war Jahrmarkt gewesen; man befand sich jetzt auf der Rückfahrt und wartete auf den Schnellzug, der von Osten kam. Er pflegte keine oder nur sehr wenige Passagiere zu bringen; man raisonnierte an den Tischen sehr über die Verwaltung, welche um eines so geringfügigen, überdies völlig fraglichen Vorteils willen ein paar hundert ordentliche Leute, die der Bahn jahraus, jahrein zu verdienen gäben, eine Stunde später als nötig zu ihrem Abendbrot kommen lasse. Es ging auch sonst überlaut zu. Man hatte schon in den Bierhäusern und Jahrmarktsbuden der Stadt ein übriges gethan, und die Wartestunde hier wollte doch hingebracht sein. Zwei Kellner und ein Junge waren in fieberhafter Thätigkeit; der dicke Wirt hinter dem Bierfaß am Büffett und die Wirtin mit

ihrer Tochter hinter den Butterbrotschüsseln hatten schier den Kopf verloren.

Eleonore blickte von ihrer Ecke in der Nähe einer der Ausgangsthüren durch die blauen Tabakswolken, die den niedrigen Raum bis an die Decke füllten, mechanisch in das wüste Treiben, dessen Lärm nur wie aus weiter Ferne ihr Ohr berührte. Sie wußte nicht, wie lange sie so schon gesessen hatte oder noch zu sitzen haben würde. Es war auch einerlei, ob sie eine Stunde früher oder später nach dem Städtchen am See kam, wo sie die Nacht bleiben wollte. So hatte sie noch von Berlin aus an die Gräfin depeschiert, und daß sie bitte, Guido von ihrem Kommen nicht zu unterrichten. Die Gräfin mochte annehmen, daß es auf eine Ueberraschung abgesehen sei. Eine herrliche Ueberraschung, zu gestehen, daß der Brief, den sie am Sonntag nach Wendelstein geschrieben, von Anfang bis zu Ende eine Lüge gewesen; daß sie gelogen, als sie Guido die Zusage machte, seine Gattin werden zu wollen; ihn bitten müsse, ihr ihr Versprechen zurückzugeben; die Mutter bitten müsse, das Vertrauen, das sie ihr geschenkt, die Liebe, mit der sie sie überhäuft, als an eine Unwürdige verschwendet zu betrachten!

O, die Schmach dieser Erniedrigung vor einer Frau, die sie so hoch verehrte! Ein Kelch, zu trinken bitter wie der Tod!

Und wenn die hohe Frau in diesem reuigen Ge-

ständnis nur die Zweifelsqualen sah, durch welche einst sie selbst in ganz derselben Lage sich hatte kämpfen müssen, um schließlich doch zu siegen, doch eine treue Gattin, eine gute Mutter zu werden, die jetzt, als Greisin, mit wehmütigem Stolz zurückschauen durfte auf ein langes, in Wohlthun verbrachtes, makelloses Leben — wie dann? Würde sie den Mut finden, zu sagen: dann hattest du eben eine andre Ansicht von der Heiligkeit der Liebe, oder deine Liebe blieb so weit hinter der meinen zurück? Aber wenn sie ihn nicht fand, diesen Mut? ihren Nacken bog unter das Joch, das die sanften starken Hände ihm auferlegten? sie sich einlullen ließ von der Weisheit, welche die balsamische Heilkraft der Zeit pries, unter der sich die herbsten Wunden schließen? überlisten ließ von der Klugheit, die lächelnd an die wohlthätige Macht der Entfernung mahnte, welche man zwischen sich und dem geliebten Gegenstande aufrichten werde, bis die Erinnerung verblaßt sei und das Herz in einem neuen Takt zu schlagen gelernt habe? Was dann?

Doch wieder der Tod, nur in andrer, noch fürchterlicherer Gestalt: in der der seelenmörderischen, herzzermalmenden Sklaverei einer liebeleeren Ehe!

Eleonore schreckte aus ihrem dumpfen Brüten auf: die Fensterthür, in deren Nähe sie saß, klapperte in dem Sturm, der sie schon während der ganzen Fahrt begleitet hatte; ein wilder Regenguß klatschte und prasselte gegen die Scheiben. Die Laternen auf dem

Perron, der vor den Fensterthüren hinlief, brannten schon seit einiger Zeit; jetzt wurden auch die Gasflammen in dem Wartesaal angezündet, zu großer Beruhigung einiger Mütter, deren Kinder sich in dem Halbdunkel zu fürchten angefangen hatten. Der Lärm war noch größer geworden; der Bahnhofinspektor, dessen rote Mütze ein paar Minuten lang vor dem Büffett sichtbar gewesen war, hatte die Nachricht gebracht, daß der Zug von Osten eine halbe Stunde Verspätung habe; es könnten auch vierzig Minuten werden. Das hatte noch gerade gefehlt! Und das Hundewetter dazu! So viel Verdrießliches auf einmal konnte nur mit dem doppelten Quantum von Bier und Grog wirksam bekämpft werden!

Ein Handlungsreisender, der die einsame, verschleierte Dame in der Ecke schon lange beobachtet hatte, faßte sich endlich Mut, nahm in angemessener Entfernung neben ihr auf der schwarz überzogenen Bank, die sich an der Wand hinzog, Platz und versuchte eine Unterhaltung anzuknüpfen: der Aufenthalt in einem solchen menschenüberfüllten, schlecht ventilierten, schlecht beleuchteten Saal sei doch eine Pein, die einem gebildeten Menschen von Rechts wegen nicht zugemutet werden dürfe. Uebrigens werde er sich beschweren, daß in diesem Nest nicht einmal ein separates Wartezimmer für die Reisenden zweiter Klasse existiere. Und vielleicht sei das gnädige Fräulein erste Klasse gefahren? wenigstens habe er in der

zweiter Güte, mit der sich ein simpler Kaufmann begnügen müsse, nicht den Vorzug gehabt. Ob das gnädige Fräulein sich länger in dem Städtchen am See aufzuhalten gedenke? Er komme zum erstenmale dahin. Es solle ein sehr netter Ort sein, in dem eine Menge charmanter Menschen lebten. So habe er sich von einem Fest erzählen lassen, das man dort alljährlich am fünfzehnten September zu Ehren des Sees feiere, und bei dem es ungeheuer nett und charmant hergehen solle.

Der Handlungsreisende, den eine einseitige Unterhaltung auf die Dauer ermüdet haben mochte, war verschwunden. An seiner Stelle saß ein altes Mütterchen, das von Zeit zu Zeit still vor sich hin weinte. Eleonore mußte ein paarmal fragen, was ihr fehle, bevor sie eine lange Geschichte auf plattdeutsch erzählt bekam, von der sie nur so viel verstand, daß die alte Frau von dem Besuch einer Tochter in der Nachbarstadt heimkehre, die dort an einen Tischler verheiratet sei, der die Schwindsucht habe, während sie von einem vierten Wochenbett gar nicht wieder zu Kräften kommen könne. Da habe sie denn eine kleine Summe, die sie in der Stadt zu erheben gehabt, bei der Tochter lassen müssen, worüber sie nun in großer Not und Sorge sei wegen ihrer Wohnungsmiete am ersten Oktober, der doch vor der Thür stehe, während sie um Lebens und Sterbens willen nicht wisse, woher sie das Geld auftreiben solle. Eleonore fragte, wie-

viel es sei? Die Alte nannte eine geringfügige Summe. Eleonore wollte sie ihr geben. Die Alte erklärte mit Entschiedenheit, sie könne das Geld nur unter der Bedingung nehmen, daß ihr das Fräulein die Möglichkeit gewähre, es seinerzeit zurückzahlen zu können. Eleonore nannte nach einigem Zögern einen erdichteten Namen und eine fingierte Adresse. Was konnte sie anders thun? Hatte sie doch auf Erden nur noch ein Geschäft: ihre Rechnung mit der Gräfin und Guido zu ordnen.

Die Alte war nach vielen Danksagungen gegangen, sich an einen der Tische zu setzen, wo sie einer Gevatterin das Glück, das ihr begegnet, zu erzählen schien. Wenigstens deutete sie, sich zwischendurch die verweinten Augen wischend, wiederholt verstohlen nach dem Platz, wo Eleonore saß.

Eleonore hatte, während die Alte ihre Klagen murmelte, immer an die Tante denken müssen, von der sie heute fast in Unfrieden geschieden war, weil sie den kleineren Koffer, der nichts als Guidos Geschenke enthielt, und den großen mit ihrer Garderobe nicht hatte mitnehmen, sondern nur mit einer Handtasche nach Wendelstein gehen wollen. Auch die Tante hatte eine kranke Tochter; auch ihr drohte in nächster Zeit die Vertreibung aus einer Behausung, mit der sie im Laufe der Jahre verwachsen war; auch dort der chronische Mangel an Geld. Dieselbe Not, derselbe Jammer, nur in eine höhere Sphäre gerückt

und in demselben Maße verschlimmert. Wächst doch das Elend mit der feineren Empfindung dessen, der im Elend ist! Was ein Mensch zu ertragen vermag, kann niemand beurteilen als er allein. Und sie, die mit sklavischer Demut alles ertragen, sollen sich nicht das Richteramt anmaßen über stolze Seelen, die, wie Wera, das Leben von sich thun, wenn es Wert und Würde für sie verloren hat!

Endlich der Donner des Schnellzuges, der vor dem Perron hält und zischend den Dampf ausläßt. Die Menschen raffen ihre Siebensachen zusammen und drängen nach den Fensterthüren, die verschlossen bleiben: der Schnellzug muß erst wieder fort, bis der Personenzug nach dem Städtchen am See vorrücken kann. Jetzt die Thüren auf! Sturm und Regen herein! Und in den Sturm und Regen hinaus stürzen die Ungeduldigen mit wildem Drängen und Stoßen, auf den Perron, in die Coupés, die bald überfüllt sind.

Auch das erster Klasse, in welchem Eleonore allein zu bleiben gehofft hatte; bei dem Andrange und dem Wagenmangel, erklärte der Schaffner, müsse jeder Platz besetzt werden. Eleonore drückte sich in ihre Ecke und zog den Schleier dichter über das Gesicht. Die neuen Insassen begannen eine überlaute Unterhaltung, in welcher der Handlungsreisende, der sich auch eingedrängt hatte, das große Wort führte, vermutlich, Eleonore zu beweisen, daß sein Lebensmut

durch ihre Zurückweisung keineswegs geknickt sei. Er erging sich endlich gar in groben Scherzen und Zweideutigkeiten, bis ein älterer Mann ihn sehr energisch in seine Schranken wies.

Trotzdem der Zug, der sich niemals beeilte, heute noch gegen den immer stärker sich erhebenden Sturm anzukämpfen hatte, war die kurze Strecke nach dem Städtchen am See doch verhältnismäßig schnell zurückgelegt. Auf dem winzigen Bahnhof, in dessen Lichtern man ein kleines Stück des Sees mit schaumbedeckten Wellen sah, ein Hasten und Drängen nach den vier Omnibussen der Gasthöfe, besonders nach dem des vornehmen „Berliner Hofes". Eleonore hatte den Namen wiederholt in Seehausen nennen hören und dort zu logieren gedacht. Der ältere Mann, der sich ihrer im Eisenbahnwagen angenommen und im Omnibus neben ihr zu sitzen gekommen war, meinte, das werde schwer halten, wenn das Fräulein nicht vorher um Quartier telegraphiert habe. Für den Viehmarkt morgen seien schon heute die ferner wohnenden Gutsbesitzer und Händler scharenweis herbeigeeilt; die Gasthöfe pflegten in diesen Tagen überfüllt zu sein.

Die Befürchtung erwies sich als begründet. Herr Meink, der in Person an den Wagen kam, erklärte, daß er nur die Herrschaften, welche vorher bestellt hätten, aufnehmen könne. Eleonore, die bereits ausgestiegen und in das Haus getreten war, fragte auf dem Flur die Wirtin, indem sie zugleich ihren Namen

nannte und hinzufügte, daß es sich für sie nur um diese eine Nacht handle, ob sie keinen Rat wisse. Die Wirtin war untröstlich. Sie hatte Eleonore während der Seehauser Tage einmal mit der Generalin im Städtchen gesehen, jetzt sofort wiedererkannt und selbstverständlich, wie alle Welt, in ihrer Verlobung mit dem Grafen Wendelin das große Ereignis der Saison bewundert. Und sie nun wegschicken sollen! Aber es war auch nicht eine Handbreit Raum im ganzen Hause mehr frei: gute Stube, eheliches Schlafgemach, Kinderstube — alles ausgeräumt! Sie möchte sich darüber die Haare ausraufen! Wenn das gnädige Fräulein doch nur ein Wort vorher gesagt hätten!

Herr Meink, der herzutrat, war nicht weniger bestürzt, hatte aber dann doch einen Einfall, den er selbst für einen sehr glücklichen erklärte. Eben war vor dem Hause der Wagen von den „Drei Hechten" am See — das gnädige Fräulein kenne das Haus ja von dem Seefeste her — vorgefahren: ein geschlossener Wagen, in welchem Doktor Balthasar zu einem erkrankten Kinde von Frau Blandow — nebenbei seiner rechten Cousine — geholt sei, und der nun leer zurückgehe. Der Kutscher lasse sich nur eben einen Schnaps geben, der ihm freilich bei dem abscheulichen Wetter zu gönnen sei. Wenn das gnädige Fräulein sich vor dem Wetter nicht fürchte — wozu übrigens gar keine Veranlassung — und es ihr auf ein Stündchen Fahren nicht ankomme —

Eleonore ließ Herrn Meink nicht ausreden: sie bitte ihn dringend, alles Nötige sogleich veranlassen zu wollen. Herr Meink eilte davon; Frau Meink zog Eleonore in das Speisezimmer und nötigte ihr eine Tasse heißen Thees auf, als auch schon ihr Gatte zurückkam und meldete, daß alles für das gnädige Fräulein bereit sei. Der Kutscher sei der alte Christian. Er behaupte, in der Nacht des Festes das gnädige Fräulein über den See gerudert zu haben, und sei ganz stolz darauf, sie nun wieder fahren zu dürfen. Das gnädige Fräulein wolle nicht vergessen, im Seewirtshaus daran zu erinnern, daß man morgen früh auf die Equipage der Frau Gräfin achthaben solle, damit sie nicht vorüber- und unnötigerweise bis zum Städtchen fahre. „Bitte um unsre devoteste Empfehlung an den Herrn Grafen-Bräutigam!“ rief Frau Meink. „Desgleichen an die gnädige Frau Gräfin-Mutter, die uns nun leider schon seit Jahren nicht mehr mit ihrem Besuch beehrt hat!“ fügte Herr Meink hinzu, während er Eleonore unter einem Schirm zum Wagen geleitete, dessen Thür Christian öffnete und schloß, um dann auf den Bock zu klettern und über das holperige Pflaster des Marktes und der Gassen des Städtchens davonzurasseln.

Hinein in die Nacht, die in rabenschwarzer Finsternis das Land bedeckte. Kaum daß aus allernächster Nähe im Schein der Wagenlaternen die undeutlichen Umrisse eines Baumes, eines Hauses für einen Mo-

ment sichtbar wurden. Dazu hatte sich der Sturm, der, als die Fahrt begann, wesentlich nachgelassen zu haben schien, so daß Herr Meink erklärt hatte, das Unwetter sei vorüber, wieder zu seiner vollen Gewalt erhoben. Die beiden starken Pferde hatten jeden Muskel zu spannen, sollte der Wagen in Bewegung bleiben oder nicht gar umgeworfen werden, und Christian brummte einmal über das andere heimlich in seine Bartstoppeln: „Wenn das man gut geht!"

Indessen wurde es, wie Christian vorausgesehen hatte, besser, als der Wald erreicht war. Mochte der Sturm oben weiter wüten, unten war es verhältnismäßig still. Die Finsternis hatte freilich womöglich noch zugenommen, aber Christian kannte jeden Fußbreit des Weges, und die Laternen waren glücklicherweise nicht erloschen.

Für Eleonore war es ein Labsal, endlich wieder allein zu sein. Sie hatte sich müde gedacht an dem, was kommen mußte, und ihr Geist schweifte in die Vergangenheit zu den paar Wochen, in denen sie sich einzig gelebt zu haben schien: den Wochen von Norderney. Vielleicht war es der Donner des Sturmes in den Wipfeln der Bäume, der ihr den Donner der Brandung am Strande in das Gedächtnis gerufen hatte. Den Donner der Brandung an jenem Abend, als er in ihr Leben getreten war, um dessenwillen sie nun aus dem Leben scheiden wollte. Es würde ja doch, so oder so, das Ende sein. Ihr armes, ge-

quältes Herz würde dann sicher Frieden haben und vielleicht auch das seine Ruhe finden. Dem Manne ist die Liebe nicht alles, sie wird es auch ihm nicht sein; ein schöner Traum nur, über den man nach ein paar Jahren lächelt, daß man ihn je ernsthaft und für die Wirklichkeit selber nehmen und wähnen konnte, er sei wert, daß man an ihn sein Leben setze. Das Leben mit seinen tausend Lockungen zu neuem Genießen! Und schlimmsten Falles, will des Traumes Nachklang nicht enden — da ist die Arbeit, aus der man ein Morphium für den Tag macht, ein schmerzstillendes, sehnsuchtlinderndes, grambetäubendes. Ich habe keine solche Arbeit; mit Kinderwarten und Gesellschafterinspielen ist es nicht gethan. Wenn ich eine Dichterin, eine Künstlerin wäre! Meine Kunst und Poesie ist die Liebe; aber es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht — verdorben — gestorben. Mag's sein, wenn nur er gerettet wird! —

Christian atmete erleichtert auf, als der Wagen aus dem Walde auf die große Lichtung bog und er von dem Eingangsthor des Vorplatzes die beiden Laternen und aus dem Hause die Lichter schimmern sah. Zwar der Sturm, der von dem See her kam, packte hier noch einmal weidlich zu; nur für ein paar Minuten, dann hielt der Wagen vor dem Hause. Herr Blandow, der an die Thür gekommen und von Christian verständigt war, wen er als Gast bringe, half dem gnädigen Fräulein dienstfertig heraus. Vor einer

Stunde erst hatte er den reitenden Boten aus Wendelstein gesprochen, der nach der Stadt ritt, zu melden, daß morgen früh punkt neun Uhr die Equipage der Frau Gräfin zur Abholung des gnädigen Fräuleins vor dem „Berliner Hof" halten werde. Christian sagte, er sei einem zu Pferde zwischen der Stadt und dem Walde begegnet. Frau Blandow, die herzukam, war ganz Freude und Rührung, das gnädige Fräulein so bald wieder zu sehen, noch bevor es Frau Gräfin geworden! Wer hätte das gedacht in der Festnacht, als sie dem gnädigen Fräulein das Umschlagetuch aufnötigte zu der Fahrt über den See! Das arme, gute Fräulein Clementine, die so früh sterben mußte! Was die wohl für eine Freude gehabt hätte, wenn sie das gnädige Fräulein als Frau Gräfin hätte begrüßen können! Nun werde sie sich freilich im Himmel darüber freuen. Aber schade, jammerschade wär's doch!

So plauderte die behagliche Frau, während sie Eleonore die Treppe hinauf in den oberen Stock zu einem der wenigen Zimmer führte, die heute noch unbesetzt seien. Sonst sei das ganze Haus voll von Leuten, die morgen zu dem Markt in die Stadt gewollt hätten und lieber hier übernachteten, als in dem Unwetter durch den Wald zu fahren oder zu reiten. Das Zimmer sei freilich das letzte auf dem Korridor, aber dafür ganz still, zumal das nebenan heute gewiß nicht mehr besetzt werden würde. Der Sturm vom

See werde wohl ein bißchen mit den Fensterläden klappern, dafür habe das gnädige Fräulein morgen früh die prächtige Aussicht. Was das gnädige Fräulein zum Abendbrot wünschten?

Eleonore bat um irgend etwas, das sie auf dem Zimmer haben könne. Davon wollte Frau Blandow nichts wissen. Ob sich das gnädige Fräulein auf dem kalten Zimmer den Tod oder wenigstens eine schreckliche Erkältung holen und mit der nach Wendelstein morgen weiterfahren wolle? Erst müsse einmal tüchtig geheizt werden und das gnädige Fräulein unten im Speisesaal in einer behaglichen Ecke, wo sie niemand stören solle, ein ordentliches Abendbrot einnehmen. Von der Liebe allein könne der Mensch nun einmal partout nicht leben. So viel wisse sie auch noch, wenn sie freilich jetzt andre Dinge im Kopf habe. Kurios, daß Linchen, die sich übrigens wieder ganz wohl befinde, gerade heute krank werden mußte! Sie sei so ärgerlich gewesen, und da habe das kranke Kind ihr einen so lieben Gast gebracht! Nun aber nehme sie das gnädige Fräulein gleich mit hinunter; heute abend sei in der Küche alles fertig. —

Während Frau Blandow Eleonore auf ihr Zimmer brachte, war vor der Hausthür ein Reiter in langem Regenrock vom Pferde gestiegen, das er einem Knecht übergab mit der Weisung, es sorgfältig abzureiben Dann war er ins Haus getreten und stand auf dem

Flur, als eben wieder Herr Blandow eilfertig aus dem Speisesaale kam.

Mein Gott, Herr Baron! wo kommen Sie so spät her?

Von meinem Vorwerk, erwiderte Ulrich, das Wasser von seiner Mütze schwenkend und sich mit Hilfe Herrn Blandows des Regenrocks entledigend. Pasedag ist im Manöver; da muß ich schon selbst überall nach dem Rechten sehen. Wollte noch zum Abend in die Stadt, wo ich morgen früh zu thun habe. Das Wetter wurde mir zu arg.

Das sollt' ich meinen, sagte Herr Blandow; richtiger Aequinoktiensturm! Nun beehren mich der Herr Baron natürlich für die Nacht?

Wenn Sie noch Platz haben. Mir scheint, Sie haben das Haus bis unter das Dach voll.

Für den Herrn Baron ist immer Platz! So, da bringt der Hans auch schon Ihr kleines Felleisen. Man sieht immer, daß der Herr Baron Soldat gewesen sind. Ich lasse es, wenn es dem Herrn Baron recht ist, gleich auf Ihr Zimmer tragen, und der Herr Baron kommen so lange in den Speisesaal, bis ich oben ordentlich habe heizen lassen.

Trocken bin ich soweit, sagte Ulrich lächelnd. Wenn ich Ihnen in meinem Aufzuge vor Ihren Gästen sonst keine Schande mache —

Der Herr Baron sind immer der Kavalier! sagte Herr Blandow, Ulrich mit einer Verbeugung die Fensterthür zum Speisesaale öffnend.

Ulrich trat zurück, der Dame den Vortritt zu lassen, die eben mit Frau Blandow von der Treppe her über den Flur kam.

Die Dame wollte mit einer leichten Neigung des Kopfes an ihm vorüber, als sie, einen leisen Schrei ausstoßend, stehen blieb.

Ah! Sie, mein gnädiges Fräulein! sagte Ulrich trotz seines mächtigen Erschreckens mit schneller Fassung. Das nenne ich wahrlich einen glücklichen Zufall. Wollen Sie mir die Gnade erweisen?

Eleonore nahm schweigend seinen Arm.

So betraten sie den Speisesaal.



Siebzehntes Kapitel.

Ulrichs Arm bebte und Eleonores Hand zitterte, während er sie durch den Saal führte, Frau Blandow folgend, welche zu einem kleinen Tisch in der fernsten Ecke des großen Raumes voranging, auf dem bereits für Eleonore gedeckt war.

Ein zweites Couvert kommt sofort, sagte Frau Blandow.

Vorausgesetzt, daß das gnädige Fräulein es gestattet, sagte Ulrich, zu Frau Blandow gewandt.

I, das gnädige Fräulein wird doch einem guten Freunde von ihrem Herrn Bräutigam keinen Korb geben! erwiderte die lustige Frau.

Darf ich bitten? murmelte Eleonore.

Sie hatten einander gegenüber Platz genommen und sprachen, während der Kellner die Suppe servierte, miteinander: Ulrich von seinem Ritt durch die Nacht, der infolge des Unwetters, anstatt in der Stadt, schon hier ein Ende gefunden; Eleonore von

den Erlebnissen ihrer Reise: dem schlimmen Aufenthalt in dem überfüllten Wartesaal, dem ungastlichen Berliner Hof. Der Kellner, auch wenn er schärfere Ohren gehabt hätte, würde nicht herausgehört haben, was diesen beiden Menschen so tief die Seelen bewegte.

Der Kellner war gegangen, das zweite Gericht zu holen; in demselben Moment erhoben sie — jetzt zum erstenmale — ihre Augen und blickten sich an mit einem langen stummen Blick — einem Blick, der alles zusammenfaßte, alles enthielt: die Geschichte der Leiden, die sie, eines um des andern Liebe, erduldet; den Ausdruck der unsäglichen Wonne, sich wieder so Auge in Auge sehen zu dürfen; und daß, was auch geschehen sei, oder noch geschehe, sie niemals, niemals voneinander lassen könnten.

Und dann lächelten sie beide in der neu gewonnenen, seligen Sicherheit ihrer Liebe, und er flüsterte: Eleonore! und wie ein Hauch kam es zurück: Ulrich!

Und dann erschien der Kellner wieder, oder Herr und Frau Blandow traten für eine Minute an den Tisch, sich zu überzeugen, daß es an nichts fehle. Und der Kellner, der ihn schon oft bedient, und Herr und Frau Blandow hatten des Herrn Barons Augen noch nie so glänzen sehen. Der Röderer, den der Herr Baron hatte kommen lassen, konnte es nicht sein, denn er nippte kaum an dem Wein, während das gnädige Fräulein ihr Glas ganz herzhaft wiederholt leerte.

Der Nachtisch war aufgetragen; sie blieben fortan allein; durften unbelauscht sich in Versicherungen ihrer Liebe überbieten; die Erinnerungen der seligen Tage von Norderney zum andernmale durchkosten. Und immer neue holde Einzelheiten traten hervor, wie immer neue Sterne, je länger man in den nächtlichen Himmel blickt; das Gefühl der Unermeßlichkeit ihrer Liebe erfüllte ihre Seelen mit wonnevollem Schauder.

Aber von dem, was nun werden sollte, werden mußte, sprachen sie nicht, jedes in seiner Weise überzeugt, daß sie auf einem Strome trieben, gegen dessen Gewalt es für sie keinen Widerstand mehr gab. Du bist mein! sagte sein Blick; ich bin dein! gab ihr Blick zurück. Weshalb ihm da noch sagen, daß ihre Verlobung mit Guido nichts andres gewesen als ein hilfloses Ringen, aus dem strudelnden Strom sich ans Ufer zu retten? Weshalb ihr sagen, daß sein Versuch, eine Ehe wieder aufzunehmen, die er gebrochen hatte mit dem ersten Blick in ihre Augen, kläglich scheitern mußte an einer Liebe, die nur mit seinem Leben enden konnte?

Du lächelst, Geliebter?

Ich sehe in meines Geistes Aug' ein blaues Meer, dessen Wellen zu unsern Füßen verzittern. Und ob unsern Häupten in dem Palmenhain, der unsre Hütte überschattet, singen die Vögel.

Ich höre sie, Geliebter! sie singen wundersüß. Aber unter ihnen ist ein mocking-bird. Und ich bin

der Vogelstimmen kund und verstehe seinen spöttischen Sang: Glück und Glas, wie bald bricht das!

Mags doch, wenn's nur Glück war! Glaubst du nicht an unser Glück?

Ich glaube an unsre Liebe!

Ich kenne kein andres, habe nie ein andres gekannt, werde nie ein andres kennen! Und du? Herz meines Herzens, liebst du mich?

Mehr als mein Leben.

Ihre trunkenen Blicke schwammen ineinander, und ihre Seelen küßten sich, während ihre Gedanken weit auseinander irrten. Ihre letzten Worte, für ihn nur eine holde Liebesbeteuerung mehr — für sie waren sie von fürchterlicher Bedeutung.

Von fürchterlicher Bedeutung, die dennoch keinen Schrecken für sie hatte: nur den Glanz ihrer Augen erhöhte, um ihre Lippen ein Lächeln zaubernd, tödlichschön, wie das der Medusa.

Frau Blandow trat an den Tisch, ein großes Bund Schlüssel in der Hand.

Verzeihung! Ich wollte den Herrschaften nur eine geruhsame Nacht wünschen. Ich hatte einen gar schweren Tag. Wollen die Herrschaften hernach hinaufgehen — die Zimmer sind jetzt schön warm. Das von dem Herrn Baron ist das vorletzte rechts auf dem Korridor, neben dem vom gnädigen Fräulein. Es waren die beiden einzigen, die wir noch frei hatten.

Während die Wirtin sprach, waren Ulrichs und Eleonores Blicke scheusam seitwärts geirrt und um ihre Lippen hatte es seltsam gezuckt.

Wenn ich mich von neulich recht erinnere, schlafen auch Sie oben, Frau Blandow? sagte Eleonore.

Ihre Stimme klang plötzlich verschleiert, wie heiser.

Freilich, erwiderte Frau Blandow; an dem andern Ende vom Korridor.

So gehe ich gleich mit Ihnen hinauf. Lassen Sie sich nicht derangieren, Herr Baron!

Verstatten Sie wenigstens, daß ich Sie bis zur Thür begleite!

An der Thür trennten sie sich mit einem Gute Nacht.

Diesmal waren ihre Blicke sich begegnet und hatten fest ineinander geruht mit dem Ausdruck glühender verzehrender Leidenschaft. Nur für einen Moment. Um im nächsten sich wieder zu senken, während derselbe tiefe Atemzug seine Brust und ihren Busen zu heben schien.

Ulrich war an den Tisch zurückgegangen und saß nun da, den Kopf in beide Hände gestützt, vor den geschlossenen Augen das Bild der Geliebten in seiner süßen Anmut, in den Ohren den Nachklang ihrer melodischen Stimme. Die Adern in den Schläfen klopften, das Herz in der Brust hämmerte, als wollte es seine Bande sprengen. Von Zeit zu Zeit richtete er sich mit einem leisen Stöhnen auf, stürzte ein Glas Wein

hinunter und drückte die heiße Stirn wieder in beide Hände. Es war nicht auszudenken! es war, um auf der Stelle wahnsinnig zu werden! Aber das ungeheure Glück sollte ihn nicht wieder mutlos finden. Diesmal wollte er es fassen an der flatternden Stirnlocke. Fassen und halten — halten!

So mochte er eine Viertelstunde vor sich hingebrütet haben. Plötzlich, wie aus schwerem Traume erwachend, fuhr er von seinem Sitze auf und stand da, bebend an allen Gliedern mit wildklopfendem Herzen, auf das er krampfhaft die Rechte preßte, wie ein Spieler, der eben sein alles auf eine letzte Karte setzt.

Es ist nur das namenlose Glück; murmelte er, während die pressende Hand sich löste und langsam herabsank — das namenlose Glück!

An ein paar Landleuten vorüber, die noch allein in dem vorhin überfüllten Saal, in ihr Gespräch vertieft, rauchend und trinkend, seiner nicht achteten, schritt er langsam, gesenkten Hauptes durch den weiten Raum; dann über den unteren Flur, in den von der Küche her das Klappern von Tellern und die Stimmen der Mägde tönten, die matt erhellte Treppe hinauf, den langen schmalen Korridor entlang, auf der ihm niemand begegnete, bis zu der Thür, welche die zu seinem Zimmer sein mußte. Außer ihr gab es nur noch eine auf dieser Seite: die zu dem letzten, zu ihrem Zimmer.

Und wieder begann sein Herz den wahnsinnigen Schlag und zitterten ihm die Glieder.

Dann war er in seinem Zimmer, wo auf dem runden Tisch in der Mitte zwei Lichter brannten und sein Felleisen lag.

Die Lichter flackerten in dem Zug, der vom See her durch Fenster und Fensterthür blies, mit deren Jalousien der Sturm klapperte. Ulrichs glühender Blick haftete an der Thür, die sein Zimmer mit dem ihren verband. Die Thür war frei; der Schlüssel stak an seiner Seite. Er machte ein paar schnelle Schritte dahin und hatte sich dann doch nach der Fensterthür gewandt, die er aufriß, als ob nur die dumpfe Luft im Zimmer ihm die Brust bis zum Ersticken beklemmte. Auf dem schmalen Balkon, der hier an dem ganzen Stockwerk entlang lief, schlug ihm der Sturm entgegen, der über den aufgewühlten See heransauste. In die rabenschwarze Finsternis, die vor ihm gähnte, fiel, wie aus seinem Zimmer, ein paar Schritte links von ihm über den Balkon ein zweiter, matterer Schein.

Und in dem matten Schein sah er eine dunkle Gestalt, die sich jetzt von der Brüstung des Balkons, auf die sie sich gelehnt hatte, aufrichtete.

Eleonore!

Ulrich! mein Ulrich!



Achtzehntes Kapitel.

Durch die offenen Jalousien fiel ein graues Morgenlicht, in welchem sich die Gegenstände im Zimmer nur eben unterscheiden ließen. Seine Uhr war um fünf stehen geblieben; es mochte jetzt sechs sein. Vielleicht auch später. Der dicke weiße Nebel, der vom See aufwallte und an den Fenstern in dichten Schwaden vorüberzog, beeinträchtigte wohl die Helligkeit. Er hatte nicht schlafen wollen und war dann doch entschlummert. Es konnte nicht lange gedauert haben. In ihrem Zimmer war es still. Gott sei Dank! sie schlief!

Für ihn war es um den Schlaf geschehen.

Wie mochte er schlafen, wenn die Gedanken auf ihn einstürmten wie eine wütende Meute? Und er mußte die Meute zur Ruhe gebracht haben, bevor sie wieder erwachte. Sie durfte erwarten, daß er mit sich darüber einig sei, was nun geschehen solle. Was geschehen solle? Ja, was denn? was? Zuerst, man durfte sie hier nicht mehr finden, wenn heute früh der Wagen der Gräfin kam, der sie aus der Stadt

abholen sollte. Vielleicht, daß sie ein Abschiedswort an die Gräfin schrieb, welches der heimkehrende Diener mitnehmen konnte. Darüber würde sie entscheiden. Daß er in die Stadt wolle, hatte er gestern abend bereits erklärt; unter irgend einem Vorwande mußte Eleonore sich ebenfalls dorthin wenden. Freilich ging von der Stadt erst um Mittag ein Zug, der Anschluß an die großen Züge auf der Hauptbahn hatte. Das war ein fatal langer Aufenthalt, aber stand nicht zu ändern. Auch mußte er die Zeit benutzen, sich Geld zu schaffen. Die Summe, über die er bei seinem Bankier in der Stadt verfügen konnte, war nicht groß; für den Augenblick mochte sie ausreichen, Eleonore irgendwohin in Sicherheit zu bringen. Und dann? Und dann? Eine Auseinandersetzung mit Guido — natürlich! Sie würde jedenfalls persönlich sein müssen und trotz Guidos enthusiastischer Freundschaft schwerlich gütlich. Ueber gewisse Dinge hilft auch die enthusiastischste Freundschaft nicht weg. Das würde sich finden. Es würde sich alles finden.

Nur eines nicht!

Sein Herz krampfte sich zusammen. Das Furchtbare, vor dem er noch jedesmal, wenn es sich herandrängte, zurückgeschaudert — jetzt war kein Ausweichen mehr. Und in dem Augenblicke, wo die Aermste wähnte, daß alles wieder gut und besser sei, als es je gewesen! Ihr jetzt sagen müssen: von Stund an sollst du aufhören, mein Weib zu sein.

Mein Gott! mein Gott! das war tausendmal bitterer als der Tod! In dem doch für ihn kein Entrinnen war. Er mußte leben um ihretwillen, der er geschworen hatte, daß sie ihm alles sei. Und die ihm dafür alles gegeben. Und nichts zurückbehalten. Und nun auf der weiten Gotteswelt nichts, nichts hatte als ihn!

So Fürchterliches in der Seele wälzend, mit leisen, unruhigen Schritten im Zimmer auf und ab gehend, sieht er auf dem runden Tische in der Mitte ein Blättchen liegen, das er gestern abend nicht bemerkt, das gestern abend schwerlich dagelegen hat — ein Blättchen, an der einen Seite mit ungleichmäßiger Kante, als wäre es aus einem Taschenbüchelchen gerissen —

Auf dem Blättchen — so viel kann er hier noch gerade erkennen — ist etwas mit Bleifeder geschrieben —

Sein Herz beginnt heftig zu klopfen. Wenn es von ihr ist, was kann es sein, als ein Auftrag, den er ausführen soll, bevor sie wieder erwacht — vielleicht nur ein Scherz —

Aber während er mühsam in dem Dämmer am Fenster die bleichen Schriftzüge entziffert, sträubt sich sein Haar.

„Glück und Glas — der mocking-bird hatte recht: unser namenloses Glück, nun liegt's zerbrochen.

Mein Recht, dich zu lieben, konnte ich nur durch

ein schweres Unrecht erkaufen, das ich an deiner Frau, deinen Kindern gethan.

Diesen Kampf zwischen Recht und Unrecht weiß ich nicht zu schlichten. Ich weiß nur, daß ich in ihm nicht leben kann.

Ich habe, bevor ich ging, noch einmal deine geliebten Lippen geküßt. Versuche zu leben! Ich liebe dich bis in den Tod."

Das Blatt entfällt seinen zitternden Händen. In dem Augenblicke besinnt er sich, daß dies niemand außer ihm lesen darf. Er rafft das Blatt wieder auf, steckt es zu sich und stürzt nach der Thür, welche die beiden Zimmer verbindet. Ihr Zimmer ist leer; das Bett sorgfältig geordnet; auf dem Tisch ihr Reisetäschchen, verschlossen; kein Gegenstand sonst, der ihr gehörte. —

Bis in den Tod! — Sie kann nur einen Vorsprung von wenigen Minuten haben — das Blatt war noch feucht gewesen von den Thränen, die sie darauf geweint.

Wohin sich wenden?

Sein ratloser Blick streift die Fenster, an welchen die Nebel vom See wie Gespenster vorüberziehen. Er eilt aus dem Zimmer, über den Korridor, die Treppe hinab, durch den Garten nach der Landungsbrücke, an der die Boote befestigt sind. Da steht der alte Christian und kraut sich in dem grauen Haar. Kurios! Vor fünf Minuten sei das Fräulein aus

dem Hause getreten und eilig durch den Garten gegangen — hierher zu den Booten. Und nun fehle das kleine Boot. Sie wolle gewiß mit dem nach Seehausen hinüber. Aber bei dem Nebel sei das ein schweres Stück, wenn sich ja auch der See soweit beruhigt habe, so daß man nach der Seite nichts zu fürchten brauche.

Die letzten Worte spricht der alte Mann bereits in dem großen Boote, in das er mit Ulrich gesprungen ist. Sie rudern aus Leibeskräften in der Richtung, die der Alte angibt. Auf gut Glück. Der Nebel ist so dicht. Ulrich schreit: Eleonore! Eleonore! — Keine Antwort kommt zurück.

Plötzlich reißt der Wind in die wallenden Schleier einen Spalt. Christian, der das Gesicht gerade nach der Seite gewendet, hat das Boot gesehen — nur einen Moment — dann war der Spalt wieder zugezogen.

Wie weit?

Keine hundert Schritt, Herr!

Mit ihr?

Ja, Herr!

Christian hat gelogen: das Boot ist leer gewesen.

Er wagt nicht, es dem Herrn Baron zu sagen. Dafür rudert er, als gelte es sein Leben. Er schreit auch, was er kann: Halloh! halloh! um sich glauben zu machen, daß er sich geirrt hat.

Da stoßen sie auf das Boot, das sie suchen. Sie

haben es beinahe überfahren. Es schaukelt leer auf den Wellen. Christian zieht den Riemen ein und wirft einen scheuen Blick auf den Herrn Baron. Der sagt kein Wort. Er hat sich hoch erhoben, den Hut ins Boot geschleudert, den Rock abgeworfen und im nächsten Moment, bevor Christian nur die Arme heben kann, sich kopfüber ins Wasser gestürzt. Christian meint zuerst: er hat den Körper von dem gnädigen Fräulein im Wasser erblickt. Aber das kann nicht wohl sein; der Sturm in der Nacht hat das Wasser trüb gemacht wie geschmolzenen Schnee: einen halben Fuß, dann sieht man nichts mehr; und der See ist an der Stelle sechzig tief. So muß der Herr Baron es auf gut Glück versucht haben. Hätte er ihm doch nur gleich vorhin gesagt, daß das Boot leer gewesen!

Gott sei gelobt! Da — zehn Schritt vom Boot — taucht er wieder auf! Im Nu hat Christian beide Riemen eingesetzt und schreit: Halten Sie sich nur noch einen Augenblick, Herr! Der aber schüttelt den Kopf, und als Christian zu der Stelle kommt, ist er abermals untergetaucht.

Das heißt Gott versuchen! murmelt Christian.

Er hält die Riemen krampfhaft bereit und späht nach allen Seiten mit Augen, die sich schier aus den Höhlen drängen. Er weiß, wie lange einer tauchen kann, wenn er schon einmal beinahe eine Minute unter Wasser gewesen ist und für das zweite Mal kaum

hat Atem schöpfen können. Kommt er wieder herauf, ist es gewiß mit ihm Matthäi am letzten.

Jetzt müssen mindestens drei Minuten vergangen sein — der kommt nicht wieder herauf.

Vielleicht nach vier oder fünf Tagen; möglicherweise niemals — ebensowenig wie das Fräulein.

Vor zehn Jahren ist der Klas Wenhak aus Pustow beim Angeln an dieser selben Stelle über Bord gefallen und ist nicht wieder heraufgekommen.

Der Wind fährt in den Nebel, der sich zu Säulen ballt. Christian kann jetzt ein Stück vom See überblicken, das mit jeder Minute größer wird. Er rudert noch eine Stunde lang, scharf auslugend, sich immer auf demselben Platze haltend, hin und her. Er weiß recht gut, daß es ganz vergebens ist; aber er kann nicht von der Stelle fort.

Endlich sagt er entschlossen: Na, das hilft nun nicht! und kehrt die Spitze des Bootes nach dem Wirtshaus, das eben, von der Morgensonne rötlich beschienen, sich aus dem Nebel hebt. Dann wendet er wieder um: er hat das kleine Boot vergessen, das während der Zeit in der Nähe frei herumgetrieben ist. Ob wohl die Riemen noch drin sind? denkt Christian. Die Riemen sind im Boot, wie sie einer aus den Händen legt, der zu rudern versteht. Christian befestigt das kleine Boot hinter dem großen und rudert nach dem Ufer. Die Riemen, die so regelrecht da hinten in dem kleinen Boot liegen, wollen ihm nicht

aus dem Sinne. Und die grausame Angst von dem Herrn Baron! Das wird er sein Lebtag nicht vergessen.

Dem Alten wird wunderlich zu Mute. Er meint, so müsse einem sein, der weinen möchte. Nur weiß er nicht mehr recht, wie das ist: er hat seit seinen Kinderjahren nicht mehr geweint, und das ist sechzig Jahre her.

Und während er darüber nachdenkt, zieht er plötzlich die Riemen ein, drückt die Fäuste in die Augen und weint wie ein Kind.

Ende.

